Unter der Sonne Homers

W. von Oettingen

Unter der Sonne Homers

Unter der Sonne Homers

Erlebnisse und Bekenntnisse

eines Dilettanten

von

Wolfgang von Oettingen

Leipzig
Fr. Wilh. Grunow
1897

Vorwort

Zu so vielen Büchern ein neues Buch, zu der Litteratur der Reisewerke noch ein Zuwachs! Und um welche Länder handelt es sich denn? Um Patagonien, Transbaikalien oder Spitzbergen? Keineswegs. Die Sonne Homers auf dem Titelblatte verrät, daß hier nichts als ein Stück des zahmsten Orients beleuchtet wird, und ein prüfendes Durchblättern deckt wirklich nur Korfû und Böotien, den Peloponnes und Attika, dazu die griechischen Inseln und von Kleinasien etliches und Konstantinopel auf — also Gegenden, für die es längst Bädekers, Joannes und Meyers giebt, und die zu bereisen schon fast Mode ist; ganz abgelaufene Gegenden, nichts Neues, keine Sensation.

Aber der wohl nicht ohne Absicht verhüllte Verfasser, dessen lose zusammenhängende Aufsätze ich fast mehr aus psychologischem als aus periegetischem Interesse herausgebe, ist vielleicht ein Tausendkünstler mit der Feder, oder ein alleswissender Herr Mikrokosmus, oder gar ein neuester Übermensch, der zum Sprungbrett für die Verrenkungen seiner werten Seele eben nur irgend eines Fleckes Erde bedarf, gleich-

giltig, ob Homeriden oder Wilde darauf gewandelt sind? Nein, er ist bloß ein Dilettant. Er scheint sich seines Mangels an Kunstfertigkeit im Schreiben von echten und falschen Brillanten wohl bewußt zu sein und ebenso der Untiefen seiner Kenntnisse; auch empfindet er eine vielleicht unmoderne Hochachtung für die großen Gestalten der klassischen Vorwelt, denen er nicht eben viele aus der neuen Zeit an die Seite setzen möchte.

Ein Dilettant, jedoch ein bescheidener. Bescheidene Dilettanten sind glückliche Leute: die Bescheidenheit bewahrt ihnen die Strenge des Urteils über sich selbst und behütet sie wie vor unberechtigten Ansprüchen so vor Enttäuschungen. Im Genusse solcher Vorteile legt aber der Dilettant auf seine Erzeugnisse dieser oder jener Art nur selten Gewicht, sondern er delektiert sich am Leben. Er gewinnt es über sich, seine Seele vom immerhin ergriffenen notwendigen Beruf, vom Beruf, den er als nützliches Mitglied der Gesellschaft nun einmal auszuüben hat, gelegentlich zu lösen und ihre wohlgeschulten Organe in die Bereiche anderer, stillgeliebter Welten hinüberlangen zu lassen. Da geht ihm denn weit, tief und wonnevoll der Blick über Wunder und Wahrheiten auf, und freier entzückt als mancher zünftige Vertreter des Bezirks, in den er einbrach wie in eines andern Obstgarten, läßt er, so lange es ihm vergönnt ist, alle Herrlichkeit doppelt dankbar auf sich einwirken. Der Mensch

in ihm — das Fach macht uns schließlich ja halb zu Unmenschen — wird dadurch wieder genährt und gepflegt; er glaubt zu wachsen und trachtet darnach, zu anderen Menschen zu reden; denn wes das Herz voll ist, des geht der Mund über, und das Ohr eines Hörenden war von jeher die Sehnsucht des Wissenden.

Was weiß aber ein Dilettant? Was vermag er Fesselndes, die Weisen und Mehrwisser Beschäftigendes vorzubringen? Ich werde mich hüten, das meinerseits und nun gar schon im Vorworte zu verraten. Vielleicht findet es ein dilettantischer Leser in und zwischen den Zeilen selbst, wenn er sich hat verleiten lassen, das Buch zu öffnen. Und so seien diese anspruchslosen Blätter (folia inter fructus), diese nichts weniger als seltsamen Erlebnisse und unwillkürlichen Bekenntnisse meines Dilettanten,

den Gleichgesinnten

zugeeignet, nämlich den Lesern, die sie voll Verständnis und Teilnahme durchforschen wollen. Gesucht zu werden in unserer großen und schlimmen Welt — diese zarte Wohlthat verpflichtet uns menschensuchende Laienprediger zu dem wärmsten Danke.

Der Herausgeber

Der Zug gen Süden

Meine Tannen rauschen und sausen im Märzwind, und der Buchenwald schimmert von Millionen glänzender, brauner Knospen, die aus allen Zweigen üppig hervorquellen. Noch liegt ja in Ecken und Schluchten etwas Schnee, aber er ist längst grau und abgängig geworden, und der Bach tief unter mir im Thale zieht strudelnd, ganz frühlingstoll durch den Wiesengrund. An grünenden Haselbüschen zieht er entlang, deren Wurzeln er wässert, und auf dem offnen Rasen breiten sich, einem Reife gleich, die ersten Primeln und Anemonen aus. Und tausendfachen Vogelruf weckten diese ersten sonnigen Tage ringsumher; Schwirren und Klingen allenthalben,

wie ein Jauchzen schweift es übers Land! Allenthalben auch wehender, silberner Dunst und der gesunde, starke Geruch der Erde; aufs neue atmet unser aller Mutter, und sie atmet so jugendlich und ungestüm! Das ist deutscher Frühling.

Ihm voraus ging ein deutscher Winter, lang, hart und trübe; da ruhte, was jetzt jubelt, wie gelähmt. Und eben dieser scharfe Gegensatz lehrt uns Landbewohner den heiligen Wechsel der Jahreszeiten aufs herzhafteste teilnehmend begleiten. Erschütternd, übermächtig in ihrem Walten ist unsre Natur dem, der sie versteht.

Fast täglich führt mich mein Beruf in die nahe Stadt. Von Rechts wegen sollte ich ganz in ihr hausen. Aber mich locken wenig die Bequemlichkeiten, die sie bietet, denn die vertraute Heimat finde ich hier oben auf dem Berge, und ich habe durchgesetzt, daß man mich wohnen läßt, wo es mir behagt. Wahrhaftig also ohne Bedauern verlasse ich des Nachmittags die Bibliothek, deren Verwaltung ich führe, und die Stadt und steige wohlgemut meinen Waldweg hinan. Er verliert sich gleich aus dem fürstlichen Park in die Einsamkeit von Schluchten und Abhängen. Mit jedem Schritt vergesse ich dort eins der mehr oder weniger leeren Gespräche, die mich während der Dienststunden anflogen, und in meinem Garten, am kleinen Hause angelangt, gehöre ich wieder ganz mir selbst. Dann lebe ich still und als Einsiedler mit dem Gelände,

das mein Blick von hier aus in weitestem Umkreise beherrscht.

Ich liebe sie, diese ruhenden Felder, diese Thäler, die Matten und fernen Gipfelreihen, ich liebe sie, wie ich auch den Wald und die mancherlei Bäche liebe. Voll Andacht sehe ich sie unter der Sonne erglänzen, in Nebeln träumerisch verschwimmen, geduldig und ernsthaft die Regenböen empfangen und in kühler Heiterkeit, oder auch voll Wehmut, unter dem Hermelin des Winters lächeln. Ich beobachte sinnend den Kreislauf der Natur vom Aufbrechen der Knospe bis zum leisen Falle des abgestorbnen Blättchens, vom Liebesgegaukel der Libellen bis zum Erstarren der Raupe; die Lebensfreude des Getiers und seine Not, so auch die Arbeit des Bauern vom Pflügen bis zum Dreschen — nichts entgeht mir. Denn ich lebe darin mit einer ganzen Hälfte meines Seins, und vermutlich der glücklichern: bin ich doch selbst eine Art von Landmann, wenngleich nur im engen Bereiche des Gartens. Nicht müßig also schaue ich zu, sondern schaffe und wirke, pflanze und ernte, und doppelt vergnügt lasse ich dann in der Ruhe den Blick über Himmel und Erde schweifen. Mit Wonne betrachte und suche ich im Wohlbekannten jedes Einzelne — nur nicht die Stadt. Aber der Berg dreht ihr ja auch den Rücken zu, und ihr Lärm, ihre Rauchwolken, ihr fahler Lichtschein fechten mich auf meinem Abhang wenig an.

Du Wunderlicher! Und also losgelöst vom Menschentreiben und vielleicht gar auch vom Menschenstreben ersättigst du dich an dieser deutschen Natur? Nein, altes Herz, noch nicht. Noch schlägst du selbst zu kraftvoll und feurig, als daß ich aus der liebenden Betrachtung der Natur nicht auch Mut und Sehnsucht zu weitern, fruchtbaren Erlebnissen gewänne. Erst später, wenn du müde bist, werde ich mich und meine Gedanken durchaus in das Weben und Wirken der Elemente versenken; dann wirst auch du, der Blume ähnlich, nur die Sonne suchen, um dich in ihr zu wärmen, bis dämmernd, fröstelnd deine Nacht heraufzieht. Fürs erste vergleiche ich dich aber besser dem Riesensohne der Gäa, dem starken Antäus. Auch dir verleiht ja die Erde, so oft du sie berührst, ihrem Zauber dich hingiebst, eine neue Kraft, und du möchtest auffahren wie ein Adler, wenn du an der Fülle ihrer Gesichte dich wieder einmal so recht gelabt hast. Auffahren! Aber wohin?

Die Adler fahren auf ins Blaue. Ich freilich bin kein romantischer Dichter und kein Schwärmer, und das unbegrenzte, formlose Blaue lockt mich nicht. Dagegen lockt es mich, wenn ich all mein Wesen so von Herzen als ein Erzeugnis deutscher Art und deutschen Bodens empfinde, in diesem Vollgefühl ein Stück der übrigen Welt an meinem Horizont zu messen. Nicht als wollte ich umherstreifen, um etwa den Rhein mit der Donau, den Hunsrück mit

den Alpen zu vergleichen; aber mächtig und immer wieder zieht es mich dann nach den Ländern der klassischen Kultur, nach dem Süden!

Und dies soll so verstanden sein: südliche Landschaft, südliches Volk, südliche Kunst und Wissenschaft, das alles steht mit beträchtlichem oder geringerem Unterschiede im Gegensatze zu unsrer nordischen, deutschen Art. Wie jedoch alle Gegensätze nur so lange klaffen, als sie durch Absicht oder Trägheit offen gehalten werden, im Grunde aber, da es schließlich bloß eine Wahrheit giebt, zur Versöhnung neigen und streben, so hat sich nördliches und südliches Wesen längst zu verschmelzen begonnen. Allerdings in dem Sinne, daß der Norden die wesentlichste Ergänzung seiner Kultur vom Süden, das heißt: von der Antike, und zwar im Grunde der griechischen, entnahm, während der Süden seinerseits im Laufe der Jahrhunderte aus dem Norden kaum mehr als ziemlich fragwürdige Einflüsse erlebte. Wir Deutschen mit unserm warmen Idealismus und unsrer Armut an Formensinn bedürfen eben, seitdem und so lange wir ein Leben des Geistes mit Bewußtsein führen und vertiefen, der griechischen Erztugenden, der Klarheit, der Grazie und der Harmonie: diese zu begreifen und womöglich zu erlangen, erziehen wir uns mit Hilfe der Überreste griechischer und griechisch-römischer Kunst und Weisheit. Aber die sogenannte klassische Bildung ist schon so herkömmlich geworden, daß sie längst kon-

ventionell zu wirken, mit andern Worten also: unwirksam zu bleiben pflegt, es sei denn, daß wir die Kraft und den guten Willen haben, sie ganz persönlich auf uns anzuwenden, zu einer selbständigen Auffassung ihres Inhalts durchzudringen. Manchem kommt diese Energie niemals, manchem erst spät, manchem vielleicht in dem Augenblick, da er einmal gründliche Einkehr in sich hält, seinen ästhetischen Puppenstand gewahr wird und aufgeschreckt nach Mitteln ausschaut, sich für die kurze Spanne seiner Lebensblüte noch organisch zu einem vollentwickelten, zum Fortzeugen berechtigten und fähigen Schmetterlinge auszureifen, das heißt (wie Homunculus, der kleine Freund, sich ausdrücken würde): „im besten Sinne zu entstehen." Dazu findet sich eben nur ein einziges Mittel, und dies ist: die vorhandene Neigung zum Reifen nicht zu hindern, sondern freudig und kräftig sie zu bethätigen. Gilt es doch, das lebende Gebäude, den Organismus unsrer ästhetischen Bildung, die mit der sittlichen in einem merkwürdig engen Zusammenhange steht, von toten Lasten zu befreien und gerade durch die Eindrücke zu nähren, deren es nach seiner Eigenart bedarf. Gilt es doch, den Geist der Antike nicht anders, als wir ihn wirklich zu erfassen imstande sind, und also lebendig in uns walten zu lassen. Erkennen wir dann thatsächlich diesen besondern Geist — und wir erkennen ihn gewiß einmal, sofern wir nur etwas ihm entsprechendes in uns tragen — so beteiligen und be-

reichern wir uns in Wahrheit am edeln Erbteil der Alten, so haben wir die geforderte Ergänzung unsers germanischen Wesens, so sind wir auch von beschränkter Deutschtümelei befreit oder vor ihr bewahrt und leben fortan in einem schöneren Gleichgewicht. Mit anderen Worten: wir genießen dann, ohne deshalb gesichtslose Weltbürger zu sein, die innere und die äußere Welt mit warmem, deutschem Herzen, dazu aber mit Sinnen, die zu freier, unmittelbarer Aufnahme des Echten und Erhabnen geklärt und gleichsam erneut sind.

Das alles zu erreichen ist doch wohl ein innig begehrenswertes Ziel. Nicht jeder kennt es, nicht jeder, der es ahnt, vermag dahin zu gelangen. Und wer ihm zuwandert, muß sich den Weg selber suchen. Mich dünkt, daß mich für mein Teil das Suchen auf die mir bestimmte, für mich richtige Fährte gebracht hat: ich darf fortfahren, meinem Zuge nach Süden zu folgen.

Denn im Süden, sei es in Italien, sei es weiter hinaus, finde ich das Vaterland, die Luft und die Stätten der Antike, dazu ihre greifbaren Reste in Fülle; im Süden finde ich die begehrte Erkenntnis durch Anschauung. Und von Anschauung lebt und nährt sich all mein Denken. Mir fehlt die schätzbare Fähigkeit, jederzeit mit Schärfe und Sicherheit abstrakt zu denken; darum wählte ich mir klüglich einen neutralen Beruf, einen halb administrativen, in dem die wissenschaftlichen Kenntnisse nur in be-

schränktem Sinne produktiv verwendet werden. Auch benutze ich sie, genau genommen, überhaupt nicht zur Mehrung der Wissenschaften, auch nicht in erster Linie für meine Verwaltung der Bibliothek, die mir die bürgerliche Stellung bestimmt und meine Beziehungen zu den Lebenden aufrecht hält, sondern zu allernächst dient mir das Wissen für die Weisheit, zur Kultur meiner Empfindungen, meines Gemütslebens. Ich behaupte, wenn ich mit mir hadere, daß in mir ein pathetischer Künstler durch Talentlosigkeit erstickt worden ist. So bin ich denn auch kein Künstler geworden, sondern in Ermanglung dieses Besseren ein mittelmäßiger Beamter; ich hütete mich jedoch, jemals ein künstlerisches Scheinleben in mir zu erwecken: ich habe nie in irgendwelcher Kunst gestümpert. Dagegen fache ich voll Leidenschaft, was von Glut in mir glimmt, zu empfangender Begeisterung an. Wie ich vor den Werken Gottes, meines Gottes, mich in Entzücken verliere, so erhebt mich die Anschauung großer Kunstwerke, die Offenbarung schöpferischen Künstlergeistes in jeglicher Form. Durch wohlerfaßte Anschauung dieser Art wird mir die Wissenschaft, die sich mit ihr berührt, erst lebendig und daher wertvoll, durch sie gewinne ich überhaupt die Kraft, nicht willkürlich, unkritisch, unwissenschaftlich zu arbeiten und nicht mehr zu träumen als zu denken.

Daher also meine Leidenschaft für die heimatliche Erde und den stets neu offenbarten Reichtum

ihres Lebens, daher aber auch mein Wille, mich in dieser Leidenschaft noch nicht aufgehen zu lassen — wird mich die Erde doch ohnehin, über kurz oder lang, zu unauflöslicher Vereinigung umfangen —, sondern mit gesundem Sinne, mit dankbaren Augen in mich aufzunehmen, was die weite Welt mir noch irgend zu bieten vermag. Selbst die Menschen, die im Eindruck doch meist hinter den Leistungen zurückstehen, in denen es ihnen geglückt ist, sich einmal geläutert und gesammelt zu geben, selbst die Menschen betrachte ich Einsamer mit Liebe. Ehrerbietung vor allem Vollgiltigen pflege ich in mir, und am Unzulänglichen suche ich ohne Entrüstung vorbeizusehen; es ist ja ebenso gewöhnlich, als es gemein ist.

Wohin ich mich dann wende um zu schauen und einzuernten, nirgends verläßt mich die Erinnerung an die Antike, und, in gewissem Sinne, ihr Einfluß; ist doch ihr Grundgedanke: die Schönheit in der Strenge, nun einmal die Ergänzung, die meinem zwiespältigen Wesen Harmonie brächte. Und drängt es mich schon, überall besonders die Fäden aufzuspüren, die das geistige und künstlerische Schaffen fast jedes Landes mit der Antike verbinden, und die Art zu erkennen, in der jedes Volk ihr wunderbares Bild widerspiegelt, so treibt es mich natürlich mit doppelter Gewalt, sie selbst in eigenster Gestalt zu begreifen, sie so lebendig aufzufassen, wie eine versunkene Welt sich nur auffassen läßt.

Italien, das den griechischen, ganz echt antiken Geist bloß als einen Fremdling aufnahm und pflegte, genügt mir jetzt dazu nicht mehr. So will ich denn demnächst die verheißungsvolle Hellas selbst und das kleinasiatische Jonien, den klassischen Orient, befahren und auf meine Weise in seine Art und Schicksale eindringen.

Nach Brindisi

Freiheit wurde mir gewährt, und ich ließ mich nicht bitten, sie zu nützen. Mich dürstete wieder einmal gar zu sehr nach dem Süden, und fröhlich, ohne deswegen ein Verräter am Norden zu sein, stieg ich an einem dieser Apriltage von meinem Berge herab. Lebt wohl denn, Berg und Wald und urväterliches, graues Gemäuer! Fürs nächste streife ich, unbehaust und rastlos, als Wanderer durch die Welt; kehre ich endlich ermattet wieder, so empfangt ihr mich freundlich, mit stillem Zuspruch.

Gar mancher ist Herr eines Zaubermantels, und zwar ohne Vermittlung des Satans. Weit größer freilich ist die Zahl, nicht der Teufelskum-

pane — denn wie wenige haben heute recht eigentlich den Teufel im Leibe —, aber derer, die aus Gleichmut und Thorheit auf den Zaubermantel verzichten, den sie doch leicht hätten. Solche Leute rutschen auf Reisen dahin wie Klötze, die man thalab befördert, mechanisch und ohne irgend ein inneres Erlebnis zu begleichen; sie durcheilen Stromgebiete und Bergländer, Einöden und volkreiches Land, die Heimat und die Fremde und werden es nicht gewahr. Du dagegen, Mensch von Empfänglichkeit und Phantasie, hüllst dich in deinen Mantel, frisch faßt der Wind in seine Falten, er hebt und führt dich dahin über Erde und Meer, die du staunend in ihrem Zusammenhange, in ihrem Wesen und Ganzen unter dir hingebreitet siehst. So wirst du im Schauen die bestimmten Ziele erreichen und die scheinbar unermeßlichen Strecken durchziehen, ohne irgendwelche Mühsal oder Leere zu verspüren; dich trägt der Zauber, den du selber ausübst, wenn du nur beizeiten lernteſt, dich seiner zu bedienen. Ja ich lobe mir diese Art von Reisen, sie ist die einzig menschenwürdige. Ich nenne sie die empfindsame, denn indem ich mit freiem Beobachten, zwanglosem Denken und Genießen die Stunden fülle und darüber manches Kleinliche und Unbedeutende übersehe und vergesse, erhöht sich meine Empfindsamkeit, und die Empfindsamkeit, die viel wirksamer als der Verstand die Seele nährt und stärkt, kennzeichnet den im Bewußtsein lebenden Menschen vor dem un-

bewußten, dem naiven, dessen Glück ein anders geartetes ist.

Empfindsam also fuhr ich in die Welt hinaus, begierig aufzufassen, was irgend sie mir diesmal bieten würde. Wie bald habe ich in solcher Stimmung die Alpen erreicht! Und doch waren bis zu ihrem Fuße Nebel, Schnee und Regenwetter mit so deutscher Gründlichkeit meine Begleiter, daß von den Landschaften schlechterdings nichts zu sehen war. Unfähig, an den Schattierungen des trostlosen, hyperboreischen Grau mich auf die Dauer zu ergötzen, wandte ich mich den Mitreisenden zu und fand denn an ihnen meine Unterhaltung. Eine bunte Gesellschaft, aber alles Deutsche, alles mit Fahrkarten nach Italien.

Wir saßen in einem Durchgangswagen; indem ich den Gang gelegentlich auf und nieder spazierte, überblickte ich, indiskret wie der hinkende Asmodi, die einzelnen Abteilungen, vernahm sogar die Gespräche, die hier und da aufkamen. Menschliches, allzu Menschliches und meist wenig Erquickendes! Neben mir Handelsreisende, die Italiens Städte darnach abschätzten, inwiefern sie belebte und günstige Geschäftsplätze oder wie lockend sie mit Vergnügungslokalen ausgestattet seien; dort drei Studenten höherer Semester, die zum Vergleichen von Handschriften nach Florenz zogen und bis dahin unverdrossen ihren Skat droschen — warum auch nicht? Sie faßten die Wissenschaft als ein Stechen von Silben auf, wie ja manche thun, und ahnten von ihren Tiefen

so wenig wie von den übrigen Herrlichkeiten der Welt; und hätten ihre Codices im Monde gelegen, sie hätten die seltene Reise dorthin nicht minder zielbewußt und ebenso unbekümmert um ihre sonstigen Reize zurückgelegt. In einer andern Abteilung hatten zwei Paare Platz gefunden, die ihre Honigwochen in italienischen Gasthöfen und Museen zu verbergen gedachten; das eine selig, ganz in sich versunken, verstohlene Zärtlichkeiten austauschend, das andre offenbar künstlich, durch äußere Rücksichten zusammengefügt, frostig, selbst feindselig in Blicken und mürrischem Schweigen, die Frau vielleicht nicht abgeneigt, von der Glut des glücklicheren Ehemanns ihr gegenüber einige wärmende Strahlen für sich abzufangen: diese vier werden überall und immer nur die eigne Süßigkeit, die eigne Säure kosten und reisen empfindsam ohne den Zaubermantel der selbstvergessenen Weltfreude.

Mit einem artigen Jünger der Kunstwissenschaft, einem Gelehrten im Knöspchen, verflocht ich mich zu längerem Gespräch. Gereist war er noch wenig und hatte überhaupt weder viel gesehn noch etwas erlebt, aber im herkömmlichen Semester war ihm eine Doktorarbeit vorgeschlagen worden, die Lösung einer auf die italienische Skulptur bezüglichen Frage, und an ihr gedachte er sich innerhalb einiger Wochen zu erproben und zu zeigen. Durch fleißiges Studium der einschlagenden Litteratur und Abbildungen hatte er sich vorbereitet und redete daher geschickt

und scheinbar gelehrt. Ich vermißte aber an seinen Urteilen, was ich Gesundheit nenne, nämlich das Bewußtsein, daß unser Wissen Stückwerk bleibt, und daß unsre Schlüsse bei aller Logik verfehlt sind, so lange unsre Auffassung der Menschen und ihrer Beziehungen zu einander noch ungeläutert und flach ist. Deshalb gab ich dem guten Kandidaten mit einiger Umschreibung den Rat, ehe er die Wissenschaft vermehrte, sich die Seele möglichst auszuweiten und einen sozusagen höheren Standpunkt zu gewinnen — einen Rat, der im Grunde weder nutzbar noch passend war, da er den Gebräuchen der heute geltenden wissenschaftlichen Erziehungsweise schnurstracks entgegenläuft, und da nur wenige und sittlich ganz ausgereifte Menschen auf ein zufällig empfangnes, einleuchtendes Wort hin wesentliche Änderungen in ihrem Leben beschließen. Ich wurde denn auch nicht verstanden, und mein Unterredner gab mir mit reizender Überlegenheit zu fühlen, ich alter Bönhase scheine ihm von Sinn und Wert einer strengen Methode keine Ahnung zu haben. Beneidenswürdiger Knabe, der wohl seinerseits nicht ahnt, mit welcher Strenge und wie methodisch die Seele erzogen sein muß, die ihrem Inhaber einiges Vertrauen auf die Richtigkeit seiner Urteile gestatten soll! Vielleicht, oder „hoffentlich“ will ich sagen, denn er gefiel mir, reicht ihm Hesperien einen Apfel der Erkenntnis, und er enteilt dem Paradiese in jener Zerknirschung, die der Übergang zu heilsamer

Entwicklung ist; denn auf die Dauer darf der Zustand jugendlicher Selbstgewißheit doch nur bei ganz besonderen Menschen anhalten.

Wir beendigten unser Gespräch noch mit guter Art; ein Maler aber, der sich zu uns gesellt hatte, suchte es wieder anzuknüpfen. Das gelang ihm nun zwar nicht, denn was er vorbrachte, paßte nur in seine eigne Welt, doch eben diese Welt hat mich von jeher gelockt, sie zu betrachten. Der Kunsthistoriker zog sich vor dem noch nicht historischen Künstler scheu-vornehm in sich selbst zurück und überließ ihn mir. Ich war es zufrieden; nach der Treibhauspflanze das lustig wuchernde Wildkräutlein. Sie reisen nach Griechenland? rief er aus, was wollen Sie denn da? Giebt es denn dort Museen? Alle Antiken sind doch nach Rom gekommen; gemalt haben die Griechen nicht, mit den Tempelruinen wird wohl auch nicht mehr viel los sein. Und überhaupt! Mich haben die Griechen auf der Schulbank geplagt, bis ich mit Tertia den Kasten verließ; auf der Akademie fingen sie es als Gipsmänner wieder an. Alle Achtung trotzdem vor der Antike; manchmal, wenn ich so ein Figürchen von feiner Bewegung zu sehen bekomme, sag ich ja selbst zu mir: Donnerwetter, Kerl, das kannst du nicht; aber es ist doch schließlich alles stilisiert und hat keine Farbe. Ich bin Maler, Sezessionist natürlich. Ich gehe nach Italien; nicht um dort Natur zu studieren, denn ich male nur Einheimisches,

Landschaftsstimmungen und Stimmungsfiguren. Aber ich will mir mal die Venezianer ansehen, Veroneſe, Tiepolo! Die konnten was, das hat Zug, da iſt Farbe. Jetzt gehen wenig Maler nach Italien; man will jetzt was andres, Luft, nordiſche, echte Luft. Gerade darum will ich nach Venedig, da lern ich was Beſondres von den Alten; das bring ich heim, und es ſoll mich wundern, ob ich nicht was Neues für meine Stimmungen herauskriege, ſo eine perſönliche Note. Wir durchgeiſtigen ja jetzt alles mit unſerm Geiſte, wir malen ganz individuell, jeder ſagt ſein Wort wie er es am kräftigſten kann. Dem Publikum gefällt das nicht, es verlangt noch immer Schablone, Kitſchbilder; wird ſchon anders werden; wären nur nicht die Kunſtſchreiber. Wer nicht ſelber malt, weiß nicht, was der Künſtler will, und . . . Und ſo ging in rauſchenden, hüpfenden Cascatellen das Geſpräch dahin, durch Zwiſchenfragen und Widerſprüche von mir geſtaut oder gelenkt, wie es gerade kam. Ich freute mich der naiven, offnen Natur; in aller Verworrenheit und Unwiſſenheit ein tüchtiger Zug, der feſte Glaube, an ſeinem Talent etwas Rechtes zu haben, das Weſentliche fürs Leben. Dazu Begeiſterung für alles, das gerade den Eindruck des Schönen gemacht hatte, leidenſchaftliches Abſprechen nach andern Seiten hin — kurz, ein Temperament ohne viel Kultur, aber ein Temperament.

Gar wunderſam ſtach davon ab die bedächtige

und wohlgesetzte Rede, mit der ein behäbiger Herr, wohl ein Oberlehrer, in der nächsten Abteilung des Wagens seiner jugendlicheren Frau von den Herrlichkeiten Italiens erzählte. Er war schon einmal da gewesen, sie kannte es noch nicht und hatte sich doch immer hingesehnt. Mit glänzenden Augen lauschte sie seinen warmen, nicht eben originellen Worten und wurde nicht müde, mit Verstand zu fragen; denn hier, so nahe den Pforten des gelobten Landes, steigerte sich ihre Aufregung. Die Erinnerung an ihre Kinder, die sie zum erstenmale verlassen hatte, aber in gutem Schutze wußte, warf immer kürzere Schatten, das aufrichtige Bedürfnis nach einer Quelle der Schönheit, nach Kunst und herrlicher Landschaft siegte immer gewisser, und mochten sich Worte und Gedanken, Gedanken und Empfindungen bei ihr nicht immer ganz decken, so war das doch nur natürlich. Denn Klarheit des Urteils und des Ausdrucks in ästhetischen Dingen wird niemandem angeboren, sondern bloß durch sorgfältige Bildung des Geschmacks und des Auges erworben. Das gute Weiblein erinnerte mich an die unwiderbringlichen Tage der Rosen, an mich selbst, wie ich, ein ziemlich mädchenhafter Jüngling, vor Jahrzehnten auf meiner ersten Wallfahrt nach dem Süden begriffen war, nichts wirklich wußte, in freudiger Dumpfheit alles mir träumte und voll Empörung in mich hineinzischte, wenn minder grüne, von Illusionen minder befangene Reisende in trockner,

vielleicht auch ungerechter Weise über Italien wetterten. Das feurige, gute, kritiklose Gefühl ist immer weiblich, selbst in Männerherzen.

So hatte sich denn eine bunte Gesellschaft zusammengefunden, um dem Zuge nach Süden in zufälliger Gemeinsamkeit Genüge zu thun. Zerstreut und benommen bis zur Teilnahmlosigkeit, beschränkt durch Unbildung, pedantisch durch geistlose Auffassung des Faches, verworren durch Mangel an geistiger Zucht werden die meisten den Troß vermehren, nur hie und da wird ihnen eine Ahnung davon aufgehen, was bei Aufmerksamkeit und Ausdauer in Italien zu finden wäre. Italien! Je öfter der Name im Gespräch erklingt, desto beredsamer wird mir die Versuchung, vom Wege abzuweichen und Tage, Wochen dort zu verweilen, wo ich schon früh Entzücken über Entzücken genoß. Wie lockt es, sich von neuem an der Herrlichkeit zu weiden! Ich müßte ja blind sein, ginge mir hier das Herz nicht mächtig auf, trotz meines Trachtens nach der griechischen Antike. Für diesmal bleibt es jedoch beim erstgefaßten Ziel, für diesmal umgarnt mich die Liebe zur schönen Freundin nicht, sie muß schlummern, bis ich erreicht habe, was ich wollte, und wieder ganz frei für andre Eindrücke bin. Aber Wehmut wird mich doch beschleichen, wenn ich an Mailand, an Bologna, an Rimini nur so vorüberfliege, wenn Tag und Nacht sich ungenutzt ablösen über Gefilden, die auch für mich

geschaffen sind, an deren Schätzen und Schicksalen auch ich, zu gutem Teile, mich erzogen habe.

Das Vaterland in allen Ehren — die Kenntnis Italiens ist aber dem wahrhaft gebildeten Deutschen ebenso schwer zu missen wie die der Heimat und die der Antike. Besitzen wir doch die Antike in wesentlichen Stücken nur durch die Vermittlung Italiens, und über die Art dieser Vermittlung sollen wir uns, wenn wir die Sache ernst nehmen, wie es sich gehört, nach Kräften Klarheit verschaffen, und das geschieht am besten an Ort und Stelle. Dazu verknüpfen uns unser deutsches Altertum und das Mittelalter ja unzertrennlich mit dem Sitze des ersten römischen Reiches und des Papsttums, und die Geschichte unsers ganzen geistigen Lebens weist uns unaufhörlich auf die der Kirche und auf den Humanismus hin. Wollte aber jemand alle diese historischen und kulturgeschichtlichen Beziehungen lieber bloß auf dem Papiere betrachten, statt sie auch in ihren Denkmälern und aus andern Spuren lebendig in sich erstehen zu lassen, so würde ihn doch die Kunst Italiens oder mindestens die eine oder die andre seiner Künste in Fesseln schlagen; sei es die Baukunst, deren Kraft und Klarheit Deutschland zu keiner Zeit, mit Ausnahme der gotischen Stilperiode, hat entbehren können, sei es die Bildhauerei, die neben der unsrigen dasteht wie ein Heldengesang voll Größe und Kühnheit, Liebreiz und geistreicher Phantasie neben einem schlichten

Volksmärchen mit angesponnenem, wunderlich fremdem Schlusse; sei es endlich die Malerei, die dort fast zwanzig Jahrhunderte beherrscht, während bei uns deren kaum drei ihr in Wirklichkeit zu eigen gehören. Verfehlte jedoch selbst die Kunst ihren Eindruck auf ein sonst offnes Gemüt, so bliebe immer noch die italienische Landschaft als Bewerberin um die Gunst des Deutschen mächtig. Nicht jeder allerdings wird das Malerische an der flachen Lombardei, die Anmut des hügelreichen Toskana, das Großartige der römischen Campagna, also das streng künstlerisch Wirksame in der Natur mit pochendem Herzen nachfühlen, aber Neapel und Palermo, die Riviera und der Gardasee, sie müssen, sei es auch nur als eilende Traumbilder genossen, mit dem überwältigenden Schimmer ihrer Farben und der unvergleichlichen Fülle ihrer Formen, mit dem göttlichen Wohlbehagen, das sie ausströmen, sogar dem kunstscheuen Phlegmatiker einleuchten. Und ich, der ich in Landschaften mich versenke wie ein Maler, der ich die Künste liebe wie ein Liebender, der ich, wenn es mich packt, in historischen Anschauungen schwelge, soll ich wirklich diesem Quickborn entsagen, an allen seinen Quellen vorübereilen? Noch einmal: ich soll, es muß sein. Und verzichtend, wenn auch unter Seufzen, entschließe ich mich, um die ärgerlichen Wünsche der Inkonsequenz zu bannen, zu einem Schlummer auf unbequemem Sitze im rüttelnden Eisenbahnwagen.

Ich erwache und bin im Süden, und der Zug hört nicht auf, seines Weges eiligst dahinzurasseln. Selbst auf dieser Flucht vor ihr spendet aber die reiche, milde Italia mir mancherlei Schönes. Hinter mir lagen die schroffen und schneeigen Berge der Schweiz, die sich so drohend aus dem Nadelgehölz der Abhänge, über wüsten Schluchten erheben; hinter mir blieb auch der schwere Nebelhimmel. Hier ziehen feste, leuchtend weiße Wolken am blanken Firmament einher, hier ragen, von blauen Schatten umwoben, zwar auch hohe, aber rundlichere Kuppen über dem breiten Thale empor, und gewaltige Nußbäume stehen zwischen Rebengärten bei flachgedeckten bunten Steinhäusern; einzelne Cypressen verkündigten wie strenge Ausrufungszeichen diese neue Landschaft. Bis zur Paßhöhe waren wir dem fließenden Wasser entgegengefahren, nunmehr folgen wir seinem Laufe, dem Po, der Adria zu; und dann immer weiter, immer südwärts, das Meer entlang und wieder durch das Binnenland geht es fort, wird es fortgehen, in einem Zuge, bis nach Brindisi.

Bild folgt auf Bild! Nach dem prächtigen Ancona kommt Loreto in Sicht, dann begleiten mich rechts die Hügelketten der Dünen oder weite Strecken von Feldern und Heideland, dazu in der Ferne die Höhenzüge des Appennin. Links aber breitet sich unendlich das einsame Meer; auf dieser Seite arm an Inseln trennt es mich, wenig befahren, von den dalmatinischen Gestaden. Es bedarf ja

auch keiner Belebung durch Schiffe und Inseln, es will, wie es ist, und nur dem Himmel, gefallen. Dessen Farben trägt es, mag es nun spiegelnd in lichten Blütentönen schillern oder unter Gewölk, in Unruhe und Gewoge, sein eignes Blau mit den Wolkenschatten mischen und in Grau oder Grün oder Purpur flimmern und wechseln; und mit dem Himmel vermählt es sich am Horizont, wo denn täglich die Sonne den Fluten entsteigt und sie mit Gold und mit Rosen überschüttet. Entzieht es sich aber endlich dem Blicke, so liegt in düsterer Majestät der Monte Gargano da, breit, ungeheuer, ein ganzes Berggebiet mit gleichmäßig hohen Gipfeln und zahlreichen Thälern, die ansteigend bald zwischen grauen Kalkfelsen verschwinden.

Welche Abwechslung in Schauspielen und Erinnerungen! Ich schließe die Augen, und sogleich verbindet sich, was ich sah, mit der Vorstellung dessen, was so manche dieser schönen Orte bedeutend macht. Loreto, die Gnadenstelle auf weltentrückter Bergeshöhe, birgt unter seiner gewaltigen Kirchenkuppel das Haus der Jungfrau Maria. Engel, muß der Katholik glauben, haben es zu leidlich historischer Zeit, im Jahre 1295, hierher gebracht, nachdem es mit seinem Aufenthalte in Nazareth unzufrieden geworden war, und auch Dalmatien und Recanati, wo es sich zeitweilig befand, ihm nicht zugesagt hatten. So wirkt denn dieses seltsame Wunder seit sechshundert Jahren mit der elemen-

taren Gewalt, die auf der Logik des Credo quia ineptum beruht; es tröstet und heilt Tausende und aber Tausende, leert die Taschen frommer Könige, die Schätze über Schätze stiften, und läßt als Weihrauch, Kerzenqualm und Messegesang zum Himmel emporsteigen, was rings im Lande und dort unten an der Küste erarbeitet wurde, wo die unsicheren kleinen Häfen ihre Barken auf mageren Fischfang aussenden und ihre Bewohner mühselig ernähren. Auf dem Monte Gargano, ganz oben in der Stadt Sant' Angelo, wird Michael, der Erzengel, verehrt. Er hat in einer Grotte jener Gegend geweilt und seine Fußspur in ihr zurückgelassen; zu dieser wallfahrten seitdem die Völker, und als der deutsche Kaiser Heinrich, der Heilige, das Wunder besuchte und vor Ehrfurcht wie in Erstarrung stehen blieb statt sich in den Staub zu werfen, verrenkte ihm der Engel durch das Erzwingen einer Verbeugung die Hüfte — derselbe wackere Engel, der zu Besigheim in Franken unserm Apostel Bonifazius im Handgemenge gegen den Teufel beistand und dabei ein Federlein aus der einen seiner schönen Schwingen einbüßte; derselbe Engel endlich, der zum letzten Tage die alte Schlange im Einzelkampfe besiegen und bei der Auferstehung des Fleisches uns alle mit seiner Wage prüfen soll. Wie orientalisch ist doch die christliche Phantastik! Ausschweifend, ungeheuerlich, abstrakte Begriffe mühsam verkörpernd. Und doch liegen auch ihr im tiefsten Grunde gar

manche Verkörperungen der Naturgewalten unter, dieselben segnenden oder verderbenden Mächte, denen auch die Griechen opferten. Sie freilich schufen sich, mühelos anschauend, aus ihnen Götter von plastischem Wesen — ich werde ihre Schwellen betreten und an der Verbeugung es nicht fehlen lassen. . . . .

Aber weiter, weiter, über öde Asphodeloswiesen, durch Maulbeer- und Feigenpflanzungen, zwischen blühenden Rosmarinhecken hin! So gelange ich denn unaufgehalten und der Versuchung, zu rasten und irgendwo in Ruhe zu genießen, nirgends erlegen, nach Brindisi, dem Endpunkt meiner Eisenbahnfahrt.

Eine ländliche Provinzialstadt von langer Vergangenheit. Von jeher wurde ihr kleiner, aber geschützter Hafen gepflegt; mit Vorliebe fuhr von hier, von Brundisium, der italienische Reisende nach Griechenland hinüber. Eine einsame Riesensäule erinnert an die Tage des Altertums; das Mittelalter wird vertreten durch einige Teile romanischer Bauten, der Übergang zur neuen Zeit durch die kolossalen Befestigungen, mit denen Karl der Fünfte den wichtigen Ort umgab, und die heute, vernachlässigt, malerisch verfallen. Alles dieses aber ordnet sich einem wunderlich modernen Geiste unter, der plötzlich in die Stadt gefahren zu sein scheint. Das ist der Geist der Gründungen, der am Hafen palastartige Gasthöfe, elektrische Beleuchtung allenthalben

und allenthalben auch zwischen den engen, alt-italienischen Häuservierteln neue Straßen geschaffen hat, die den merkwürdigsten Anblick gewähren. Denn sie bestehen großenteils aus sauber begonnenen, mit reichem Beiwerk von Sandstein verzierten Häusern, die aber nur etwa bis zur Mitte des ersten Stockwerks aufgeführt und darüber wohl oder übel abgedeckt sind, sodaß unfertige, auf ihrer halben Höhe im Stich gelassene Fenster und Thüren vom Dache sinnlos überbreitet werden oder gar mit halbhohen Mauern darüber emporragen; das Erdgeschoß ist zu Läden eingerichtet oder wird von Familien bewohnt. In ihm wartet der Besitzer bessere Zeiten ab. Denn er hat, der jüngst aufgekommnen Sitte entsprechend, nach einem recht stattlichen Plane mit unzureichenden Mitteln zu bauen begonnen; schon bei dem zweiten, dem dritten Zahlungstermin versagte ihm Geld wie Kredit, da hat er denn einfach den Bau unterbrochen und hofft ihn später, nach Erbschaften oder reicherem Verdienste, wieder aufzunehmen. Man sieht indessen noch nicht allzuviel neue Häuser, die wirklich bis zu ihrem dritten Stockwerk und dessen natürlichem Dache gediehen wären; und wer wollte auch in Italien, in Süditalien besonders, an solchen drolligen Halbheiten Anstoß nehmen? Heiterkeit und Selbstbewußtsein bleiben trotz allem gewahrt, und die Schutzheiligen und der Stadtgott von Brindisi, die ‚numina et genius Brundisinorum', die nach einer stolzen lateinischen

Inschrift über dem Friedhofthore dem Störer der Grabesruhe ihren Zorn androhen, werden in fröhlichem Einvernehmen mit den Pflegebefohlenen ihre Macht wohl auch einmal zum Segen verwenden und die Lebenden fördern.

Jetzt aber, geliebtes, wenngleich nicht ganz sauber antikes Italien, sage ich dir Lebewohl und auf Wiedersehen zu guter Stunde! Ich richte meinen Kiel auf die Küste, an der mich die griechische Antike erwartet. Endlich also, endlich werde ich den Boden berühren, auf dem sie erwuchs, und zerreißen wird der Schleier, den so viele Theorien mir vor die Augen gezogen haben. Dann sieh nur tapfer der Wahrheit ins Angesicht und gieb ohne Zögern die gewohnten, geliebten Vorurteile hin! Das Wahre, auch wenn es Enttäuschung hervorbringt, ist immer der köstlichste, fruchtbarste Besitz; und wärst du würdig, ein homo sapiens zu heißen, wenn du nicht ihn vor allem erstrebtest?

Korfû

Vom Strande komm ich, wo wir erst gelandet sind,
Noch immer trunken von des Gewoges regsamem Geschaukel ...., ich bin auf Scheria, dem Phäakeneiland, das heute Kérkyra oder Korfû genannt wird. Eine Nacht und ein Morgen sind mir unter schneller Schiffahrt verstrichen. Die Nacht war dunkel und stürmisch, aber seit dem ersten Frühlicht zog die Küste Albaniens, lockend und doch schrecklich, den Blick auf sich, eine endlose Kette grauer, steil abstürzender Berge, hinter denen eine zweite, eine dritte und immer entferntere, immer höhere Ketten mit schneebedeckten Firsten und Häuptern sich zeigen. So erscheint dieses Ganze als ein trotziges Bollwerk des Ostens gegen den Westen und wurde eben des-

wegen, wie die Mauer eines Paradieses, vom sehnsüchtigen Auge voll Begierde bestaunt und gemessen. Gegen Mittag war dann Hagia Katharina aus den Wellen heraufgestiegen, das Nordkap von Korfû, und im Schutze seiner alten Festung auf dem Doppelfelsen des Kap Sidero hatte uns endlich der Hafen der Stadt Kérkyra, des Vororts der Insel, aufgenommen.

Hier also ist Hellas! Ein sanfter Landwind wehte uns Frühlingsdüfte entgegen und Lieder und Flötentöne. Jetzt rauschen Barken heran, von geschmeidigen, dunkelgelockten Burschen gelenkt; sie tragen uns sachte an die Ufertreppen, auf denen fremdartiges Volk uns freundlich erwartet. Welch ein Zauber umfängt dich? Du wandelst zwischen feierlich flammenden Dreifüßen einher, wirst empor geleitet auf die freie Terrasse. Dort erhebt sich in Herrlichkeit ein prangender Tempel. Auf Marmorsäulen, edelen dorischen, ruht sein Giebel, mit Bildwerk gefüllt; die weit geöffnete Thür läßt im Innern des Heiligtums ein stilles, hohes Götterbild erschauen. Pinienhaine verbreiten sich links und rechts und hinter dem Tempel, von Stamm zu Stamm schlingen sich Rosengewinde, und Schwärme weißer Tauben kreisen darüber in der Luft. Ein Opferzug naht; bunte Festgewänder, Goldkränze, köstliche Weihegaben erglänzen im Sonnenstrahl. Der Altar auf der Tempelterrasse wird geschmückt, Priester entfachen heiliges Feuer, weihen und streuen.

Mit den Betenden trittst du hinzu, und wie sie verhüllst du dir das Haupt. Schon kniet, zur Erde niedergezwungen, der Opferstier; das Beil, ausholend erhoben, blitzt sausend herab —

Verschwinde, Traum! Bin ich wirklich in Hellas? Gleich einer Rotte ausgehungerter Schakale sind die Barkenführer, ein zerlumptes Völkergemisch, über uns hergestürzt. Unter Geschrei und Gedränge landeten sie uns an einem armseligen Staden, vor unbedeutenden, gleichgiltigen Gebäuden, inmitten gaffender, finster blickender Fischer und Matrosen. Hier nahmen uns Zollbeamte in Empfang, und erst nachdem diese uns in unmelodischene Neugriechisch befragt und beschieden hatten, atmete ich auf.

Neugriechisch — ich bin im neuen, nicht im alten Hellas. Wunderlich, daß das Bewußtsein davon eigentlich erst mit dem Augenschein so ganz lebendig wird. Wer weiß denn nicht, daß die Zeiten der alten Götter, der Führerschaft Athens, die Tage des Perikles und der Aspasia und ihres Volkes in Himation und Peplos dahin sind? Und dennoch, so groß ist die Macht der Antike, dennoch suchen wir unwillkürlich schon auf einem der fernsten Vorwerke hellenischen Landes nicht nur die zudringende Erinnerung an das Altertum, sondern auch einen wirklichen Nachklang davon, nämlich seine sichtliche Fortsetzung in den Menschen und deren Erzeugnissen. Unsere Phantasie ist ja so erfüllt von den Gestalten und Gedanken eines Homer und

Sophokles, Aristophanes und Plato, die Welt, die sie uns überliefern, ist uns eine so wesenhafte, überzeugende, innerlich wahre, daß wir uns ihres Verschwindens aus der realen Existenz nur durch eine Art von Enttäuschung versichern.

An andern Stätten Griechenlands, vermute ich, wird wenigstens die gesuchte Erinnerung an jenes goldne Zeitalter des Geistes und der Kunst geweckt und durch irgendwelche Zeugen der Vergangenheit gestärkt und bereichert, für Gemüter von Phantasie und Enthusiasmus vielleicht sogar eine Art von unmittelbarer Anschauung zusammengezaubert. Dergleichen werde ich auf Korfû schwerlich erleben. Hier überwiegt, was die Menschen betrifft, der nüchterne Eindruck, daß das Königreich von heute mit den Staatengebilden des Altertums durchaus nichts gemein hat, daß die anderthalb Jahrtausende seit der Gründung von Byzanz die hellenischen Stämme mit fremden Völkern übermäßig durchsetzten, und daß alle edeln Reste der alten Art mit einem verworrenen Epigonentume ganz verzweifelt zu ringen haben.

Korfû trat ja schon im Altertume als die Vermittlerin zwischen Italien und Griechenland hervor und entwickelte sich durchaus mehr wirtschaftlich als auf dem Gebiete idealer Produktion; so fehlte ihm von Anbeginn der feste, organische Anschluß an fein und rein hellenisches Wesen. Wie konnte es sich da noch eine Eigenart erhalten, als nach langer Zugehörigkeit zum orientalischen Byzanz mit dem

Jahre 1205 die Venezianer sich seiner bemächtigten und ihre Herrschaft, mit einer Zwischenregierung der Anjous von Neapel, bis 1797 behaupteten? Venedig, die große Handelsfrau, wußte sich in allen ihren Kolonien gleich aufs häuslichste einzurichten; sie verstand eine wirtschaftliche Ausbeutung durch kluge Benutzung aller vorhandnen Kräfte aus dem Grunde. Und Korfû diente ihr nicht allein als Hafen- und Handelsplatz, sondern als überaus fruchtbares Land war es ihr auch eine unerschöpfliche Quelle von Naturerzeugnissen. So wurde unter andern der Ölbaum von den Venezianern hier angepflanzt, und schon seine Pflege allein mag italienische Bauern in Menge unter die Einheimischen versetzt und gemischt haben. Überhaupt aber ward der Insel durch die Verwaltung der Venezianer eine straffe und konsequente Zucht zu teil, die den übrigen Provinzen Griechenlands nicht auf die Dauer beschieden war, und diese Zucht erfuhr noch Verschärfung durch die Engländer, die nach einer kurzen französischen Verwaltung die achtundvierzig Jahre ihrer Oberhoheit über die jonischen Inseln (1815—63) zur Anlage vorzüglicher Straßen, von Wasserleitungen und neuen Gewerben, sowie zur Befestigung leidlich geordneter Verhältnisse verwendeten. Da sind denn die Korfioten zuletzt ein ziemlich internationales Volk geworden, das im Handel und im Landbau aufgeht; man hört sie fast ebenso viel italienisch sprechen als neugriechisch, auch Albanesen mit ihrem ganz

fremdartigen Dialekte fehlen nicht; in der Hauptstadt lebt eine große europäische Kolonie, auf den Plätzen stehen Denkmäler für Engländer und sogar eines für einen Deutschen. Selten begegnet man, und am ehesten noch unter den Bauern, einer weiblichen oder männlichen Schönheit von klassischer Strenge der Gestalt und der Geberde; nur die Kinder, vom aufgeregten und anspruchsvollen modernen Wesen wenigstens noch nicht sichtlich ergriffen, haben oft etwas Großes und Schönes im Blick, etwas von jener heidnischen Naivität, die sich die alten Hellenen bis an ihr Lebensende bewahren konnten; aber wo wären gesunde Kinder nicht naiv?

Nein, auf Korfû erwartet die Antike mich wohl nicht. Der Unterbau eines alten Tempels am Meere, in der Bergschlucht Kardhaki, sagte mir von ihr wenig, und selbst Nausikaa, die holdselige Königstochter, samt dem Dulder Odysseus blieb mir hier ein Schatten. Wo sich heute am Rande des Strandsees Kalikiópulo ein Sumpf hinzieht, und der Bach Kressída mündet, dort fand damals der Schiffbrüchige Rettung und Zuflucht; nicht gar weit davon ragt aus dem Meere die zierliche Mäuschen-insel empor, die nichts andres ist als das Schiff der hilfreichen Phäaken; sie hatten, gastfreundlich selbstlos, den fürstlichen Wanderer seiner Heimat zurückgegeben, und auf der Rückfahrt wurden sie dafür von Poseidon, der sich um sein gehaßtes Opfer betrogen sah, samt ihrer Barke versteinert.

Homer kam mir kaum in den Sinn, als ich von der One-gun-battery (recht poetisch ist doch diese Bezeichnung für den Aussichtspunkt, von dem man den Ort der zartesten Idylle im Altertum überblickt!) übers Meer und nach Pontikonisi, der Mausinsel, schaute. Wie geschah es aber, daß ich dabei mit Wonne an Arnold Böcklin dachte? Gewiß, dieses Inselchen erinnert ein wenig an seine „Toteninsel," wenn auch die Cypressen, die auf dem Gemälde von einsamen Felsen umschlossen werden, hier ihrerseits die Klippe umgürten, und wie ein wehmütiger, sehnsüchtiger Traum ruht die märchenhafte Erscheinung auf den Wassern. Diese Ähnlichkeit ist jedoch nur etwas zufällig Hinzutretendes. Was hier mit sieghafter Gewalt des verehrtesten Meisters zu gedenken zwingt, das ist der eigentliche Zauber von Korfû, der für das vermißte Altertum vollkommen entschädigt: der Eindruck des echten Südens, nicht des phantastisch üppigen, erregend romantischen, sondern des eigentümlich ernsten und lieblichen, reichen und kargen, des in Großartigkeit wie in Anmut strengen Südens, den kein Maler so tief zu erfassen weiß wie Böcklin.

Nicht ohne Grund haben Weltreisende und Gelehrte, Berichterstatter und Poeten immer und immer wieder die Federn zum Lobe von Korfû gerührt, nicht umsonst hat eine Kaiserin den Hügel von Gasturi allen schönsten Plätzen ihrer eignen Reiche vorgezogen und mit einem Schlosse gekrönt. Dieses

Schloß zeigt zwar, mit künstlerischer Weisheit angelegt, von seinen Fenstern, Balkonen und Gartenterrassen die Reize der Insel wie in Bildern, in Dioramen aufs vorteilhafteste zusammengerückt, und auch die Schriftsteller lieben aus den allerschönsten Blüten, die sie auftreiben können, einen Strauß von schlechthin überschwänglichem Eindruck zu erschaffen, der uns dann oft wie eine freie Phantasie über das Thema Korfû anmutet: aber auch ohne jene Kunstmittel und die Steigerungen des wirklich Vorhandnen überzeugt uns die glückliche Insel, wenn wir nur die Augen aufthun, von ihrer Pracht.

Wir verlassen die engen, übervollen Gassen der Stadt, die an italienische kleine Städte erinnert, und streben über eine öde Esplanade nach der Fortezza Vecchia, der venezianischen Zwing- und Schutzburg des Landes. Kühn und trotzig, mit großen, entschiednen Linien zeichnet sie sich vom Himmel ab; Kap Sidero, auf dem sie fußt, schiebt sich als Landzunge weit ins Meer hinein und zerlegt den Golf von Korfû in die Golfe von Mandhukio und Kasthrades, den beiden Vorstädten. Rampen und Treppen steigen wir hinan, von Schritt zu Schritt enthüllt sich weiter das Erwartete und doch Überraschende; endlich stehen wir ganz oben, auf der Plattform des Leuchtturms, vor uns das Meer, das als breite, schimmernde Weltstraße zwischen den bergigen Küsten des Festlandes und unsrer langgestreckten Insel einherflutet. Wir aber wenden

uns von dem Meere ab, und beinahe die ganze Oſtſeite von Korfû umfaßt unſer Blick. Da hätten wir denn, in charakteriſtiſchen Strichen, das Bild des Südens; vielleicht nicht ſo hinreißend und ſinnberückend wie ihn uns etwa der Blick von Taormina auf den Ätna oder der von Camaldoli über Neapel hin zeigt, aber dafür das Typiſche des Südens mit wunderbarer Beſtimmtheit darbietend. Keine Linie, die nicht belebt, elaſtiſch, voll Grazie ſich dehnte, keine Form, die, ſei es als Hauptmotiv, ſei es als Übergang oder erwünſchter Gegenſatz, nicht klar und bedeutend in den Zug der Landſchaft einſtimmte. Da ſpringen, ſchon zum Anfang der Umſchau, am äußerſten Ende der Inſel im Nordoſt die Bergmaſſen des Pantokrator jäh empor, nur nach Weſten, und gleichſam widerſtrebend, abgedacht: kahle Gipfel, bis in die Wolken erhoben, rauhe, kaum bewohnte, kaum zugängliche Abhänge und Schluchten. Wie einen Riegel ſchiebt dieſes Gebirge ſeine Ausläufer quer vor den Nordteil der Inſel; aber diesſeits breitet ſich, zu den Paßhöhen des Pantokrator und nach den weſtlichen Randgebirgen ſacht anſteigend, im übrigen von Hügeln und vom Meere eingeſchloſſen, eine fruchtbare, breite Ebene, voll von Weinfeldern, von Olivenhainen und von Obſtgärten, aus denen Dörfer und einzelne Hütten hervorlugen. Darauf zeigen ſich zu unſern Füßen die unregelmäßigen, niedrigen und höhern Quartiere der Stadt und der Vorſtädte im Halb-

kreis entwickelt und als Mittelpunkt dieser Landschaft; denn nunmehr nach Süden gewendet, erblicken wir, wie soeben gegen Norden, eine schön bebaute, von Bächen durchzogne, von tiefen Buchten des Meeres bespülte Ebene und über sie hinweg abermals einschließende Hügel- und Bergreihen, die sich in weitem Bogen und mit prachtvollem Schwunge und mannichfaltig anwachsend und niedersteigend dahinziehen, um endlich in blauen Fernen zu verdämmern. So ist das Wesen dieser Inselbildung durch den Gegensatz des Hochgebirges zu Meer und Ebene Energie, durch den mannichfaltigen Zug der Berge und Hügel zur Stadt und um die beiden Ebenen Rhythmus und zugleich doch, durch die Wiederholung des Motivs, auch Ruhe; ein Eindruck, der zunächst schon allein durch die plastische Form des Erschauten hervorgebracht wird.

Aber er wird erst vollkommen durch die Farben, die diesen Formen, ihnen entsprechend und also stilvoll, anhaften. Das Meer mit seinen unbeschreiblichen Tönungen legt sich auf der einen Seite, und auf der andern legt sich ein zarter, feiner Dunst, der über den letzten Thälern und an den fernsten Bergen lagert, um das Land als eine Fassung, als ein Rahmen ohne Form; und innerhalb dieses duftigen Rahmens ergießt sich das mächtigste Sonnenlicht über Berg und Thal, alle beleuchteten Flächen zusammenstimmend, alle Schatten, selbst die dunkelsten, durchdringend und aufhellend. Die Sonne hat

einen Lieblingston, sie ist Koloristin wie nur je ein moderner Maler. Je unbedingter sie herrscht, desto widerstandsloser taucht sie die beherrschte Landschaft in ein feines Grau. Das ist nicht das trübe, wasserschwere Grau unsrer nordischen Nebeltage und Regenstimmungen, die Aschenfarbe einer gedrückten Atmosphäre. Nein, es ist ein triumphierendes, lichtes Grau; vielfach gebrochen, aber stets einheitlich. Das helle, harte Grau der getünchten Stadt und das dunklere ihrer alten Festungswerke; das Grau der langen Strandflächen mit ihrem blendenden Sande und der weißlich schäumenden Brandung; das grünliche Grau der alten Oliven, deren buschiges Gewoge alle Hügel bedeckt; das stumpfe Grau der weiten, unfruchtbaren Matten, die nur mit Asphodill bewachsen sind; jenes wundersam schimmernde, zitternde Grau, das als Abglanz der blanken Blätter und der Nadeln über dem immergrünen, dunkeln Buschwerk und über den vereinzelten Kieferbeständen schwebt; das spiegelnde, irisierende Grau auf den stillen Wasserflächen der Lagunen und der Sümpfe im Flachthale von Ropa, das rötliche Grau der kahlen Felswände, sofern sie nicht schon in die Bläue des Horizonts untertauchten. Hier kann man lernen, wenn man es bezweifelte, wie mannichfaltig und auch wie heiter das Grau sein kann. Kaum, daß es der Aufhöhung durch andre Töne bedarf, etwa durch das frische Grün der wenigen Wiesen, oder durch die Dunkelheit der Cypressen-

gruppen, der Orangen- und Feigenbäume in den Gärten, oder durch das kräftige Braun der Steinbrüche und der geackerten Felder: sein Reichtum an Abstufungen und sein sonniger Glanz, gefördert durch die klare, bestimmte Modellierung der Formen, die es überkleidet, genügen dem farbensinnigen Auge zum Hochgenuß. Und überspannt dieses graugetönte Land in seinem bläulichen Rahmen noch ein wolkenloser Himmel von jenem Blau, das im Zenith dem des Meeres an Tiefe nahekommt, so entzückt uns die vollendete Harmonie, eine Symphonie in Blau und Grau über Landschaftsmotive von edler Einfalt und stiller Größe.

Sollte die Antike vielleicht doch noch auf Korfû weilen? Sollte sie, nachdem hier das letzte Götterbild gestürzt und der letzte Althellene entartet ist, noch aus diesen Felsen, diesen Quellen, diesen Bäumen reden? Geduld! Schau um dich, genieße, und hemme die voreiligen Schlüsse.

Also hinab von der Festung und hinaus in die Campagna, die Dinge in der Nähe zu betrachten. Mächtige Hecken von Agaven und von Opuntien, wiederum grau mit ihren blassen, fleischigen Blättern und vom Straßenstaube gepudert, begleiten mich lange. Dann beginnt das freiere Land. Hie und da ein Bauernhaus oder eine kleine, bescheidne Villa, umrankt von Rosen und Jasmin, im Gärtchen einige Mispelbäume, Pfirsiche, Mandeln und Limonen, allenfalls eine Palme, vor allem aber Blumen,

Blumen. Blumen bedecken auch die Wegraine, die Wiesenflecken, selbst die Felder zwischen den Kulturpflanzen. Ganze Teppiche von Blumen, gelb, weiß, blau, rosa, breiten sich so bis tief in den Schatten der Obstbaumhaine und der Olivenwälder. Diese Oliven! Die ältesten unter ihnen sollen Jahrhunderte zählen. Es mag wohl sein; aber schon die jüngern Bäume neigen sich, winden, spalten, verschränken ihre Stämme auf das seltsamste, greifen weit aus in die Luft und ringsumher mit spießigen Ästen. So ahmen sie die Geberden verzweifelnder Geschöpfe nach, sind auch gewöhnlich hohl vom Boden an bis hoch in den Stamm hinein: dennoch blühen und tragen sie üppig und säuseln vergnügt mit dem zarten, silbrigen Laube. Baum reiht sich an Baum, man kann zwischen ihnen stundenweit wie unter einem Gewölbe hingehen, umrieselt von magischem Lichte, das aus den lockeren Kronen in die Dämmerung einbricht und über die grauen Stämme weg bis zum moosigen Grunde niederspielt. Und da liegt denn auch glücklich in diesem kühlen Farbenzauber ein schlafender Feldarbeiter ausgestreckt, auch er ein Wunder an Farbe, mit rotem Fez, mit feuerroter Schärpe zu den blauen Faltenhosen und zu dem weißen Hemd, und über ihm pfeift in den Ästen ein fremder Vogel — o deutscher Finkenschlag, deutscher Buchenwald, deutsches Tannendunkel mit dem goldbraunen, nadelbedeckten Boden, auf dem bunte Pilze sprießen und Eichhörnchen daher-

huſcheln, was packt mich mit plötzlicher Gewalt die Erinnerung an dich? Hier iſt es ſchön, ſo wunderbar ſchön! Aber dort, wo alles ſchwerer, körperlicher, dunkler, ſaftiger, grüner iſt, wo die Sonne nur lacht und nicht Königshärten ausübt, dort iſt das Land meiner tieferen Liebe, meine Heimat. Hier ſchwelgt das Auge, dort das Herz. So mag es bleiben.

Sei nur der Heimat getreu bis in den Tod; aber du gehſt ſchärferen Proben der Treue entgegen. Bei einem Dorfe öffnet ſich eine quellenreiche Schlucht; in hundert ſaubern Kanälchen eilt das Waſſer von Garten zu Garten, von Obſtbaum zu Obſtbaum. Da ſiehſt du mit weithin dringenden Wurzeln uralte Platanen; Stämme, nicht zu umſpannen, Äſte, die die Schlucht überbreiten, dichtes Blattwerk von hellem Grün. In ihrem Schatten fließen drei Brunnen, nachläſſig gefaßt und kunſtlos überwölbt, und die Mädchen des Dorfes kommen, den Krug auf dem Kopfe, zu ſchwätzen, zu lachen, zu ſtreiten, zu warten und endlich zu ſchöpfen. Gruppe bei Gruppe! Plaſtiſch ſelbſt im Gedränge, denn jedes Motiv iſt hier kräftiger, ſelbſtändiger als bei uns.... Ein einſames Kloſter liegt auf felſiger Höhe, unweit von Kap Palacro. Tief unten brandet die See, auf der einen Seite offen bis nach Afrika, auf der andern verfangen in Buchten und Klippen; ſo rollt ſie und wogt unabläſſig, mögen nun Stürme und Wetter ſie peitſchen oder Windſtille ſie be-

gütigen wollen. Oben aber walten arme Mönche; sie leben, scheint es, hauptsächlich von den Gaben der Frommen und der Fremden, die ihre Ausflüge hierher richten, und sie gedeihen dabei. Stattliche Popen, Papades, die uns gastfreundlich aufnehmen, ersuchen würdevoll um ein Scherflein für die Kirche und um — ein Tabaksgeld für sich selbst; stille, lächelnde Neophyten mit melancholischen Augen, ein Rosensträußchen in der Hand, sagen ihren leisen Bettelspruch und verneigen sich demütig. Sie werden allmählich wohl auch zu Würde und Umfang gelangen, vermutlich ohne Verdienste irgendwelcher Art, unfruchtbar wie das unfruchtbare Meer unter ihrem Kloster. . . . Nicht weit von der Stadt ließ der König der Hellenen sich einen großen Garten pflanzen und ließ ihn dann wuchern und verwildern; dieses Gehege zieht sich über sanfte Hügel hin und steigt den felsigen Abhang zum Meere hinunter. Das wäre dir ein Paradies ohne Weib und Schlange, zu gefahrlosem Träumen geschaffen, wenn Sorgen und Gedanken dem Kopfe einmal Frieden lassen! Bäume, Buschwerk, Schlingpflanzen aller Art verwirren sich in dichtester Fülle, das glückliche Erdreich nährt und nährt grenzenlos; ein Urwald südlicher wunderbarer Gewächse nimmt dich auf, duftend, leuchtend von Blumen in seinen Lichtungen, dämmernd im Schatten seiner Lauben. Und diese Blicke aufs Meer, übers Meer nach der Stadt, nach dem Festland!

Genug und übergenug. Das Wort soll doch

nicht mit dem Pinsel wetteifern. Was bleibt uns aber, sind wir nicht Maler, von solchen Schauspielen als die Erinnerung, in Worte gefaßt? Von diesen Worten zehren wir, in sie vertiefen wir uns, sie retten uns immerhin ein Stück Leben; und dürfen wir gelegentlich andern von ihnen mitteilen, und gelingt es, ihnen einen leidlich klar erfaßten Begriff zu unterlegen, so verzeiht uns vielleicht noch einmal die heute so nachsichtige Ästhetik, die sonst nur mit Recht die Landschaftsbeschreibung verbietet. Dulce est desipere in loco: süß ist es dem Dilettanten, wenn das Verlangen nach Aussprache ihn überwältigt, der Regel ein Schnippchen zu schlagen.

An der Felswand von Delphi

Nach mancherlei Kreuzfahrten durch die Archipele landete ich in der Frühe eines herrlichen Maitages in der Bucht von Sálona, bei Itéa. Das liegt am nördlichen Ufer des Golfes von Korinth, von Korinth etwa ebenso weit entfernt wie von Patras, und ist der Hafenplatz für Phokis und Lokris. Das Festland kündigt sich dem Schiffer gleich gewaltig an: im Halbkreis lagern hier wie in Albanien die rötlichen und grauen Berge, buschbewachsen, aber mit kahlen Scheiteln, und hinter ihnen, kolossal sie überragend, thronen breite Schneegipfel. Fern im Süden, nämlich jenseits des Wassers auf dem Peloponnes, entspricht ihnen die ebenfalls

schneeige Kyllene, und zwischen diesen beiden Gebirgen erscheint der Meerbusen, beschränkt und friedlich, einem stillen blauen Binnensee vergleichbar. Das freie Reich der Galathea, das Inseln umschließende, nirgends selbst umschlossene Meer, schickt seine Fluten hier hinein wie in ein Gefängnis, das ihre vielgestaltige Eigenart zu gedämpfter Einförmigkeit bricht.

In Itea stand mir zunächst ein Wiedersehen bevor. Ich hatte in der Jugend einen Freund gehabt, der mir damals höchlichst imponierte, weil er mir in allem überlegen war. Er wurde Archäologe, ging auf Reisen, und durch allerlei Zufälle kamen wir jahrzehntelang nicht mehr zusammen. Jetzt fügte es sich, daß er sich gerade in Athen aufhielt und freie Zeit genoß; so knüpfte er wieder an und erbot sich, einen Marsch und Ritt mit mir zu teilen. Ich freute mich dieser Aussicht nicht nur weil ich ihn schätzte: es schien mir nämlich auch nicht gut, in jenen Gegenden auf die Dauer einsam zu wandern. Selbst dem, der sonst der Menschen weniger bedarf und sich von ihrem Tagestreiben nicht ungern wegwendet, geht das Herz dort so mächtig auf, und die Augen staunen dermaßen, daß die Rede helfen muß, die Eindrücke zu ordnen und die Überschüsse der Stimmung zu verflüchtigen. Mein Freund war, wenn ich mich recht entsann, von Natur auch schweigsam, aber er war einer von den Keuschen, die sich ihrer Gefühle schämen und sie doch nur so lange verbergen können, bis ein

strahlender Blick, ein Schmunzeln, ein abgebrochner Ausruf ihr Behagen und ihr Entzücken, ein Seufzer ihre Schmerzen verrät. Auch das ist dann Mitteilung, und solche Reisegefährten sind mir oft die liebsten.

So zogen wir selbander, nach kurzer, erregter Begrüßung, zu Fuß durch den armseligen Hafenort und auf der neuen Fahrstraße zunächst nach Delphi, dem weitberühmten, hinan. Bald lag der Olivenhain oberhalb des Städtchens hinter uns; wir stiegen, wenn wir nicht mit Hilfe der halsbrechenden alten Saumpfade abkürzten, in bequemen Schlangenlinien empor. Vor uns starrende Felswände, zwischen ihnen die Thalöffnung des Pleistos, in die uns der immer aufwärts strebende Weg allmählich hineindrängte; hinter uns, solange es einen freien Rückblick gab, das großartigste Landschaftsgemälde. Es setzt sich aus denselben Teilen zusammen, die ich in andrer Zusammensetzung, andrer Beleuchtung schon so oft sah und wieder zu sehen doch nie müde werde: die fernen, weitgestreckten, zackigen Schneeberge, vor ihnen im Sonnenduft das schimmernde Meer, ganz vorn eine Ebene, von Ölbäumen silbergrau und üppig grün von jungen Saaten.

Hoch über diesem Gefilde standen wir, aber noch höher, weit über unsern Häuptern, „auf schweren Morgenwolken mit sanftem Fittich ruhend“ und nach Beute schauend schwebte ein Adler, der in den Phädriaden horsten mochte.

Phädriaden, Glanzfelsen wegen der mächtigen Reflexe, die sie der Sonne zugewendet weithin ausgehen lassen, nennt man die beiden wohl senkrechten Wände, die die sehr abschüssigen Uferterrassen des Pleistos, auf dessen rechter Seite, bis in die Wolken erhöhen. Sie gehören zu den südlichen Vorbergen des Parnassos und stoßen in einem stumpfen Winkel zusammen, sodaß sie mit einander ein quellensammelndes Rinnsal bilden. Eine von diesen Quellen ist aber die kastalische, der sühnende, reinigende Musenborn; und wenn wir, vom Meere heraufsteigend uns an ihrem kunstlos gefaßten Becken zur Ruhe niedersetzen, so sind wir im heiligen Bezirk Apolls und haben die Ruinen von Delphi links über uns gelassen.

Der alte Göttersitz, entheiligt, zerstört, verschüttet und bei seiner eigentümlichen Anlage auf dem jähen Abhange der Verderbnis durch Wildwasser und Regengüsse besonders ausgesetzt, war längst mit dem Dörfchen Kastri überbaut worden. Das haben nun die Franzosen, nämlich das französische archäologische Institut zu Athen, allmählich abgebrochen und als Neu-Delphi an einen geeigneten Platz weiter unterhalb verpflanzt, die Tempel und ihre Umgebung aber haben sie auszugraben begonnen und schon wirklich Erstaunliches an zweckmäßig geführten Kunststraßen und Treppen, an Fundamenten von Hallen, Schatzhäusern, Statuen, kleinen und großen Heiligtümern freigelegt. Alle Hochachtung vor den Ingenieuren des Altertums! Sie verstanden auf dem

ungünstigsten Bauplatze immer neuen Raum zu schaffen und ungeheure Gebäude, wie den Tempel Apollons, nicht nur sicher zu gründen, sondern auch durch geniale Anordnung von Kanälen vor den Wassern zu schützen, die ihnen später, aber erst nach dem Verfall der Leitungen, verhängnisvoll wurden. Sogar ein umfangreiches Theater und, noch weiter oben, ein Stadion, dazu weitläufige Wohnplätze für Priester und Fremde wußten sie dem Berge abzugewinnen; offenbar aus Lust an der hohen und freien Lage, denn in der Stadt, die sich unterhalb der Tempel bis gegen den Fluß hinabzog, hätten sich wohl zugänglichere Plätze gefunden.

Oben aber ist jeder Fuß breit des Bodens benutzt und überbaut; und um so mehr überrascht uns deshalb ein roher natürlicher Fels, der in seltsamem Gegensatze mitten zwischen den Terrassenmauern hervorragt. Er ist das Heiligste im Heiligtum! Soll er doch ehedem die Grotte gebildet haben, in der die Pythia die Weisungen ihres Gottes empfing — welche Herrschaft über die Geister Griechenlands und der Barbaren ging also von dieser Stätte aus, und wie wunderbar offenbart sich noch heute die Macht Apolls, indem doch schließlich um seinetwillen ein Wunder des Idealismus, diese Auferweckung der Trümmerstadt, hier vollzogen wird!

In dem Becken der entgötterten kastalischen Quelle wuschen häßliche Weiber von Kastri die Hemden ihrer Palikaren, und etwas oberhalb stillten Esel

und Maultiere im klaren Wasser ihren Durst. Wir aber, nachdem wir uns in ihrer Nachbarschaft ein wenig ausgeruht, stiegen wieder zurück und hinauf zu den delphischen Ruinen. Ich wartete ab, was sie mir wohl sagen würden. Und merkwürdig: indem ich die Rampen der Heiligen Straße auf- und niedersah, mit dem Auge die Fundamente abmaß, die sich an der Bergseite über dem Wege erhoben, die Reihen und Gruppen der verschiednen Gebäude im Sinne festhielt und dann versuchte, mir ein Bild ihrer ehemaligen Erscheinung auszumalen, da kam ich dilettantischer Laie trotz allen leidlichen Wissens von Architekturformen, Ornament und Polychromie doch nicht über die Vorstellung einer bunten, harten und nüchternen Zeichnung, etwa nach Art der lehrhaften Wandtafeln in unsern Schulen, hinaus. Mir fehlte die künstlerische Kraft, die Wirkungen von Licht und Schatten, von Dunst und Glanz, von Reflexen und Lokalfarben, von Höhe und Tiefe ganz anschaulich auszudenken. Las ich dagegen an den Tausenden von Inschriften, die mit oft winzigen, regelmäßigen Buchstaben die Marmortafeln der Brüstungen und glatten Wände bedecken und in vollkommener Einförmigkeit ein Archiv von Freilassungsurkunden und ähnlichem ausmachen, so eröffnete sich mir ein deutlicher und befriedigender Durchblick in das ehemalige menschliche Treiben an diesem Orte. Die Wichtigkeit Delphis für das nationale Leben der Hellenen wird durch seine

Bauten ja bereits nachdrücklich bezeichnet; aber eigentlich eindringlicher überzeugten mich davon erst jene unscheinbaren Schriften. Die Freiheit wurde ihm geschenkt, die Willkür des Herrn wich von ihm, und die eigne Verantwortlichkeit erhob auf einmal den Menschen, der doch immer, sittlich bewußt oder roh, nach einem Höheren strebt, zu der ihm zukommenden, natürlichen Würde: da war es ihm Bedürfnis (und aus dem Bedürfnis wird es Gesetz geworden sein), die Nachricht von solcher Mündigsprechung dort zu verkünden, wo sie den meisten Volksgenossen in die Augen fiel, und sie so zu verkünden, daß sie, wie ein ewiger Dank an die Götter, Jahrhunderte überdauern konnte. Die ganze Verkettung von Vorgängen und Verhältnissen, die sich an diese Inschriften knüpfen mußten, zu überdenken ward mir nicht schwer; mein Archäologe freilich blieb absichtlich an Form und Alter der Buchstaben und Redensarten haften und gab mir, so oft er einmal aufblickte, dieselben spöttischen Worte zu hören, die jeder Zünftler, wenn er beschränkt ist, für mich haben mag.

Er war es auch, der sich in den verschiednen Schuppen, den vorläufigen Zufluchtsorten der hier gefundenen Skulpturen, mit geschärften Sinnen auf die Raritäten stürzte und die allerdings beträchtliche Bereicherung unsers Wissensschatzes, die fleißigen Franzosen lobpreisend und beneidend, im einzelnen und nicht ohne fruchtbare Kritik aus dem

Stegreif durchmusterte. Ich meinerseits, als Drohne in diesem Bienenkorb betrachtet, genoß empfindsam die stillredende Schönheit der halb zertrümmerten phantastischen Friese, der mehr oder minder verstümmelten Heroen und Epheben und schwang mich, von ihren Formen geleitet, von Jahrhundert zu Jahrhundert durch die herbe archaische Periode bis zur weichen, melancholischen Wohlgestalt des römischen Antinous.

Noch wundersamer aber sollte mir werden, als wir wieder auf das Ruinenfeld, in den Sonnenbrand hinaustraten. Ein Zusammenlauf der grabenden Arbeiter zog uns an eine Stelle, wo zwischen tief verschütteten Mauern die Reste einer durch Erdbeben oder den Zusammenbruch von brennenden Gebäuden zerschmetterten Wasserleitung freigelegt wurden. Da hatte man soeben aus den festgebacknen Lehmschichten, unter zwei Marmorblöcken, die das Glück zu einer Art von Überdachung gegen einander geschoben hatte, die Zehen eines lebensgroßen, offenbar männlichen Bronzefußes hervorragen gesehen. Dort lag also, unwürdig begraben, ein Gott oder ein König oder sonst ein Held, und die feierliche Stunde seiner Auferstehung war gekommen. Voll Neugier und zwiefältig bewegt durch die Erwartung eines vielleicht bescherten Freudenfestes sowie durch einen leichten Schauer der Ehrfurcht vor dem geheimnisvollen Gegenstande, den die Fremden für den Ruhm der alten Hellas erklären, und der gewiß mit schatz-

Ex bibl. univ. Tart.

spendenden Zauberkräften begabt ist, starrten die Arbeiter mit schwarzen Augen in die wüste Grube; sie wurden vergeblich zu ihren eignen Werkplätzen zurückgewiesen. Die die Ausgrabung leitenden Herren gestatteten uns freundlich, nach Bequemlichkeit heranzutreten, und befahlen alsbald ihre erprobtesten Leute, vor allen den Vorsteher der Kolonne, an die Stelle. Mit sanftem, tastendem Angriff räumten jetzt Hacken und Pickel noch einige Steine fort und wälzten die gröbern Erdklumpen zur Seite; dann faßten die Hände selbst in den Schutt, und Zoll für Zoll entwirkte sich das ehrwürdige Gebilde.

Da liegt der eine Fuß vollständig am Tage: nackt, trotz seiner Decke von Edelrost und Schmutz schon kenntlich als ein scharf geformtes, realistisches Kunstwerk von hohem Werte und hohem Alter. Dicht daneben, fast parallel zu ihm gestellt, findet sich der zweite, und gleich über den Knöcheln setzen die regelmäßigen Falten eines rockartigen Gewandes an, dessen unterer Saum wahrscheinlich mit leichten Mustern verziert ist. Als wäre sie ein neugebornes Kindlein, so sorgfältig fährt nun der Vorarbeiter in seiner Behandlung der Statue fort. Die eisernen Werkzeuge kommen schon gar nicht mehr zur Anwendung, die Finger, allenfalls kleine Hölzchen müssen genügen, um den Boden ringsum weiterzulockern und wegzuschaffen. Von Zeit zu Zeit wird auch sachte versucht, wie fest die Figur noch in der Erde steckt, aber man achtet zugleich darauf, daß

sie wohlgebettet bleibt und nirgends hohl zu liegen kommt, denn jeder starke Druck von oben könnte ihr dann schaden. Langsam, langsam, unter wachsender Spannung aller Zuschauer rückt die Befreiung vor; an den strengen, starren Rockfalten aufwärts ist jetzt der Gürtel erreicht. Wird auch die obere Hälfte des Rumpfes, werden Arme und Kopf ganz glücklich erhalten sein? Da, ein Aufschrei des Bedauerns! Gleich oberhalb des Gürtels, wo der Leib seine schmalste Stelle, besonders bei den Kunstwerken des archaischen Stiles hat, setzt das Erz in scharfem Bruche ab, und die leider halbierte Statue, ein trauriger Anblick, läßt sich mühelos aus ihrer Gruft heben. Da lehnt sie denn an der nächsten Mauer; aber auch in dieser Verkümmerung ist sie bedeutend und gleichsam voll Leben, ein aufregender Gegenstand der Betrachtung und zahlloser Fragen und Vermutungen.

Und während die Archäologen sie photographieren, messen, charakterisieren und einzuordnen versuchen, haben die Arbeiter ihr Graben an der Fundstelle wieder aufgenommen. Erfahrung und Überlegung leiten ihre Spaten; und siehe! nicht gar weit von dem Lagerplatze der Beine in ihrem Faltenrock findet sich auf einmal der übrige Körper der Figur, und, den Göttern sei Dank! bis auf die eine Hand ist er unverletzt! An seinen breiten Schultern sitzen sehnige Arme, die sich gleichmäßig vorstrecken wie die eines Wagenlenkers, und der Hals trägt einen

Kopf mit reichen, schön geordneten Haaren, und auch er blieb verschont, und der volle Blick seiner aus Onyx und Smalto eingesetzten Augen und sein fremdes, unbeschreibliches Lächeln begrüßen die goldne Sonne, die ihn vor Hunderten und Hunderten von Jahren zuletzt bestrahlte, vielleicht noch an dem nämlichen Tage, da dieser eherne Sieger im Wettkampf (denn einen solchen stellt das Werk doch wohl vor) von seinem Viergespann stürzte und berstend in der Zerstörung rings um ihn her verschwand.

Ich pries meinen Stern, daß er mich zu dem großen Schauspiel an diesen Ort geführt hatte. Denn kaum je in meinem Leben habe ich so tief die Gewalt empfunden, die von einem auf realistischer Grundlage stilisierten Kunstwerke ausgehen und die getrenntesten Generationen auf das ihnen Gemeinsame führen kann. Jeder mit künstlerischem Sinne gehandhabte Stil gleicht ja einer eigentümlichen, aber in sich organischen Sprache, die den Geist ihres Sprechers und seiner Gattung verbreitet und zu denen trägt, die ihn zu verstehen die entsprechenden Organe haben; und wie hier nun, von blaugrüner Patina ganz starrend, der uralte, lächelnde Held unter dem Frühlingshimmel aufrecht stand und die Männer umher, ergriffen, ihn bestaunten, da redete mir die stilisierte Antike vernehmlich und sagte: O fremder Mann, Sohn einer jungen Zeit, du thöricht irrendes Kind aus andern Welten! Was du suchst, trägst du in dir, und was du findest, hast

du längst besessen. Die Menschen bleiben, die sie sind und waren, ihre Satzungen wechseln; aber der Wechsel gleicht dem Gewoge, und unter dem Gewoge verharrt still lebend das dunkle Meer. Dann schwieg die Figur, und ihr Antlitz behielt einen Zug gutmütiger Ironie.

So hatte ich denn in Delphi meinen Orakelspruch bekommen und mochte ihm nachsinnen, bis seine anwendbare Bedeutung sich mir offenbarte.

Auf dem Wege nach dem nächsten Dorfe, Arachowa, unserm Nachtquartier, entspann sich aber zwischen meinem Freunde und mir das folgende Gespräch.

Er. Warum, mein lieber Florizel, bist du eigentlich Bibliothekar geworden und geblieben?

Ich. Warum, guter Radix, da du mich seit undenklichen Zeiten kennst, fragst du mich das heute?

Er. Weil ich, durch die lange Trennung deiner nicht mehr gewohnt, dich heute nicht ohne Verwundrung bei manchen seelischen Allotrien beobachtete, die mir das wissenschaftliche Interesse in dir zu überwuchern scheinen.

Ich. So will ich dir antworten, daß ich nie wissenschaftlicher arbeitete als heute.

Er. Du spottest meiner, aber du entschlüpfst mir nicht. Dir fehlt, glaube ich, die Achtung vor dem Einzelwissen, dazu vermutlich auch das gründliche Wissen selbst, und deshalb verstehe ich nicht, wie du in einem Berufe aushalten kannst, der ein

sehr mannichfaltiges Einzelwissen verlangt und, mindestens, im Dienste des Einzelwissens andrer aufgeht.

Ich. Das ist es: im Dienste andrer verzehre ich mich! Oder, um weniger pathetisch zu übertreiben: durch den Dienst an andern kaufe ich mich los, erkaufe ich mir meine Freiheit.

Er. Du sprichst in Rätseln.

Ich. Daß du mich nicht begreifst, beruhigt mich über die Festigkeit und Dauer unsrer Freundschaft; denn diese fußt augenscheinlich auf einer der sichersten Grundlagen, die es giebt, nämlich auf der uns immer wieder anlockenden Gegensätzlichkeit unsrer Naturen.

Er. Du nennst mich einen Wurzelmann; ich bekenne jedoch, daß du mir noch immer zu tiefsinnig fabelst.

Ich. Deine Wurzelgräberei richtet sich ausschließlich auf Philologie und auf archäologische Realien, und obgleich du noch keineswegs ein ausgemachter Tintenstift bist und dir, worauf ich wetten möchte, von der lieben Sinnenwelt und den Sentimenten noch manches Erwünschte anthun lässest, so halte ich doch dafür, daß dir für wahre Empfindsamkeit das Verständnis abgeht.

Er. Willst du nun nicht bald zur Sache, zur Beantwortung meiner Frage kommen?

Ich. Ich thue es ungern; freilich fürchte ich, die Seitensprünge helfen mir doch nicht mehr aus deinem Verhör.

Er. Welche Freiheit erkaufst du dir also durch deine Thätigkeit als Bibliothekar, und inwiefern hast du heute wissenschaftlich gearbeitet?

Ich. Genau genommen verlangst du, daß ich mich vor dir bis auf die Haut entblöße. Doch es sei, da du es bist, und merke, was ich sage. Du kanntest mich schon als Knaben; ich war mittelmäßig begabt, ohne ausgesprochene Talente; mein Verstand wurde nur zu oft verwirrt durch eine flackernde Phantasie, durch überschwängliche Gefühle; dazu kam, wie gewöhnlich bei solchen Charakteren, ein gewisser Mangel an Energie. So bewältigte ich, ohnehin durch die seltsamste Erziehung verwirrt und zerstreut, ohne viel Ruhm, aber mit mancher Mühe die Schule; ich verdankte ihr zuletzt nicht sowohl umfassende Kenntnisse und geklärte Interessen, als vielmehr die Gewöhnung an ein leidlich geordnetes Leben. Früh verwaist, wurde ich in den Studentenjahren erst recht mir selbst überlassen. Ich folgte daher bald meinen ästhetischen Neigungen und beschäftigte mich, nicht ohne Willkür und träge Träumerei, hauptsächlich mit allen schönen Künsten, d. h. indem ich über sie las, hörte, nachdachte und Museen, Theater und Konzerte schwelgend oder räsonnierend besuchte, was mir ja in der Großstadt nicht schwer fiel.

Er. Unsre Wege trennten sich damals, und ich muß gestehen, daß ich eben keinen bedeutenden Eindruck von dir mitnahm. Ich fürchtete sogar, du

würdest in halber Bildung und halber Sittlichkeit aufgehen und dich irgendwann als schwächlicher Schöngeist wohlfühlen. Verzeih mir die Offenheit; aber obgleich ich in den mehr denn zwanzig Jahren, die wir uns seitdem nicht sahen, aus deinen seltenen Briefen, aus deinen gelegentlichen kleinen Schriften und aus andern indirekten Quellen einiges über dich erfuhr, das mich auf tröstlichere Gedanken bringen konnte, betrachtete ich dich heute in Delphi doch mit mißtrauischer Kritik, und du siehst, daß ich noch diesen Abend über dich nicht recht ins klare gekommen bin.

Ich. Du behandelst mich mit der Sachlichkeit des echten deutschen Fachgelehrten und als einen Gegenstand, den man unter das Mikroskop oder gar vor sein Seziermesser nehmen kann, und deine Zumutungen, dir bis dahin Stand zu halten, werden immer naiver. Dem Geistreichen wäre es ein Spaß, die gesuchten Auskünfte allmählich selbst zu finden.

Er. Ich bin also wohl nicht geistreich und gebe dir gern das Recht, mich einen echten deutschen Gelehrten zu nennen, wenn du darunter den herkömmlichen Durchschnitt meiner Kollegen verstehst. Laß mir nun aber auch du die Rechte unsrer Schulfreundschaft und die vielleicht täppische Geradheit, die gleich frischweg nach dem Intimsten fragt, und fahre ohne weiteres mit deiner Beichte fort.

Ich. Also zu jener Zeit wurde aus mir der richtige Florizel, wie du mich schon früh getauft hast, und

ich gebe zu, daß ich kostbare Jahre verloren habe, nicht eigentlich in studentischen Vergnügungen, aber in erbärmlichen Velleitäten und dazu in immer wachsender selbstquälerischer Trübseligkeit, ein Exemplar der Hamletoiden, die den mißverstandenen Prinzen für ihre Unzulänglichkeit verantwortlich machen. Dann kam, vermutlich im letzten Augenblick, eine Umkehr und Rettung.

Er. Du verliebtest und verlobtest dich und wurdest dadurch zu Thatkraft und Brotstudium zurückgeführt?

Ich. Das wäre nach der Regel für dergleichen Fälle gewesen; doch mir sollte es so bequem nicht gemacht werden. Im Gegenteil. Du weißt, ich bin unbeweibt, und dies bin ich deshalb, weil ich eines Tages verlobt, eines andern Tages mit nicht unverdienter Geringschätzung verstoßen und hinterdrein in die scharfe Exbraut ganz rasend verliebt war. Die Geschichte kostete mich den letzten Frohsinn meiner Jugend, aber sie stählte mich immer noch nicht. Und du, korrekt verheiratet, bist glücklicher Vater?

Er. Natürlich.

Ich. Natürlich ... Ich also trieb es noch eine Weile so fort als impotenter Idealist. Ich schrieb auch eine Art von Dissertation zusammen, über ein Thema aus der Ästhetik, und so gering meine Anlagen gerade für die Philosophie auch sind, so erwarb ich mir damit doch den Doktortitel an einer der unbedeutendsten Universitäten. Was sollte aber

endlich mit mir geschehen? Zum Schulfach konnte ich mich nicht entschließen, zur akademischen Laufbahn traute ich mir das Zeug nicht recht zu, und so verfiel ich auf den Ausweg, Journalist zu werden. Vielleicht hätte ich eben so gut zum Sonntagnachmittagsprediger gepaßt.

Er. Ich warte mit Spannung auf deine Peripetie.

Ich. Ich werde dich enttäuschen: mein Leben war kein Drama, das sich zu einer großen Szene zuspitzt. Jene Umkehr, die ich erwähnte, vollzog sich ganz allmählich. Als ich glaubte, keine Illusionen mehr zu haben, die ich hätte zerstören können, wurde ich meiner durchaus überdrüssig, ich gab mich auf, und es war, als sollten mir mit der Lebenslust auch alle Gedanken bis auf den letzten versiegen. Die auflösende, skeptische Kritik, die ich mir angewöhnt hatte, das frevelhafte Absprechen ohne Wohlwollen, stellte mich schließlich bei der Unfruchtbarkeit meiner Natur einer vollkommnen Leere gegenüber. Und da retteten mich sachte, sachte — meine Augen.

Er. Deine Augen?

Ich. Eben sie, oder deutlicher gesagt, die Tüchtigkeit meiner Augen. Sie erzwangen im gegebnen Augenblicke, daß ich sie wie zum erstenmale richtig und würdig gebrauchte, und an ihnen hat sich mein ganzes Wesen wiederhergestellt.

Er. Erkläre dich doch noch deutlicher.

Ich. Nach allem, das ich dir bis jetzt bekennen

mußte, nur zu gern! Ich stand also gleichsam vor einem Abgrunde und war im Begriff, mich selbst und mein Restchen Menschenwürde in ihm zu begraben. In dem Stumpfsinn jener Zeit begann ich nun, gedankenlos und fast mechanisch zu beobachten, worauf meine Augen fielen. Bis dahin hatte mich ein Überfluß zudringlicher Vorurteile und subjektivster Quergedanken an der objektiven Aufnahme der Welt in mich geradezu verhindert; jetzt wirkte auf einmal, wenngleich zunächst nur in auffallenden Einzelheiten und später erst im ganzen, die Herrlichkeit der Schöpfung unverfälscht und immer überraschender auf mich ein! Wie einem Blindgebornen, dem zum Sehen verholfen wird, der neue Schimmer des Lichts nie geahnte Aufregungen bringt, aus denen sich langsam neue Begriffe entwickeln, so empfing mein verzweifeltes Gemüt aus der besser erkannten Außenwelt die Verheißung von weiteren, ethischen Erkenntnissen, an denen es nie einen schwächlichen Ekel empfinden würde. Daß ich damals noch die Kraft hatte, diesen Ausweg zu begreifen und mich durch ihn festigen zu wollen, verdankte ich den Überbleibseln des sittlichen Ernstes, der mir von den Eltern vererbt und in meiner gutartigen Jugendträumerei nicht verdorben worden war, den sogar mein späteres Irrlichtleben nicht ganz ausgerottet hatte. Ich schickte mich an, den alten Adam in mir zu ersäufen und wie der büßende Adam mich an die Erde zu halten.

Er. Da du des Idealismus dich unfähig erwiesen hattest, warfst du dich einem Realismus in die Arme?

Ich. Doch nicht. Die konfusen Theorien ließ ich fahren und zog durch Erforschung der realen Welt und ihrer Verhältnisse in mir einen Idealismus groß, auf den ich heute noch stolz bin. Denn er wurzelt in einer gesunden, starken Weltfreude und ist mir der faßbare Beweis dafür, daß ich die pessimistische Schwäche meiner unreifen Periode ganz überwunden habe. Und je mehr und je reiner ich sah, je ruhiger und schlichter ich nur lernte, immer lernte, desto herzhafter genoß ich wieder. Das war der echte Genuß! Ich verstand mit Entsetzen, wie jämmerlich mein trübes Ich, mit dem ich mir alles verwürzt hatte, mich hatte um meinen Anteil an dem wahren Leben bringen dürfen. Jetzt, mit mutigem Bewußtsein, verging ich, um zu werden — und ich wurde! Eine beseligende Lust: gute Tage, die ersten seit meiner Kinderzeit, begannen. Mir wuchs der Wille, mir vereinfachte sich das Streben — aber du kapierst mich nicht, wenn anders ich deinen Blick nicht falsch auslege.

Er. Allerdings, lieber Florus, ich sehe noch nicht ab, wie dieser Schwärmer für Natur zum Bibliothekar werden konnte.

Ich. Nenne mich besser nur gleich Florens: meine Blüte war jener Zeit nicht übel. Und um es denn glatt zu sagen: ich gewann Geschmack an

positivem Wissen, vergaß darüber meine Schrullen und erschloß mir neue Gebiete geistiger Arbeit. Und da ich mich voll ernster Leidenschaft mit der Natur befreundete, für die ich als Knabe naive und später nur konventionelle Neigungen übrig gehabt hatte, da ich in ihr Leben und Wesen einzudringen trachtete, so geriet ich zunächst in die Naturwissenschaften und stärkte an ihnen meinen Sinn für Logik und Gesetz. Sehr bald entdeckte ich dabei, daß für Unnütze und Unwirksame im Haushalt unsrer Welt kein anständiger Platz vorhanden ist. Ich nahm mich also doppelt zusammen, und ich darf sagen, daß ich mit der Zeit die Unterlassungen meiner Jugend leidlich einholte. Eine nüchterne Berechnung meines Könnens und Wissens, sowie die Möglichkeit, in meinen damaligen Jahren beides noch zu steigern, ergab darauf als ratsam, den Beruf eines Bibliothekars zu wählen. Soll ich das nun noch im einzelnen ausführen?

Er. Ich will es dir ersparen, denn ich nehme an, daß du bei deinen mannichfaltigen Studien zu einer Art von Polyhistorie gelangt warst, die einem Bibliothekar wohl taugt, und daß du bei deinem Berufe die erwünschte Zeit und Gelegenheit hast, dich nach Bedürfnis weiter umzuthun. Auch findest du, der früher mißbrauchten Ungebundenheit abhold, in dem Zwang des Amtes und in dem Bewußtsein, nützliche Pflichten zu erfüllen, deine Befriedigung. Immerhin fehlt dir aber ein wissenschaftliches Spezial-

fach, denn deine Bibliothek erfordert nicht eigentlich einen speziell gebildeten Bibliothekstechniker; du verwendest dein Wissen ich weiß nicht wozu und als ein Versucher aller Wissenschaften, als ein Hans in allen Gassen, bleibst du mir daher doch verdächtig; besonders weil du behauptest, du habest heute wissenschaftlicher denn je gearbeitet, während ich dich nur herumkosten sah.

Ich. Die Wissenschaft kann dem einen etwas andres sein als dem anderen, und doch ist sie beiden heilig wie die Wahrheit.

Er. Nur zu! Die Wissenschaft ist ein abstrakter Begriff; aber man dient ihr bloß, indem man sie thätig vermehrt. Hast du das heute gethan?

Ich. Das freilich nicht. Ich habe sie genossen.

Er. Und das nennst du Arbeit?

Ich. Ja, und zwar die meinige, meine persönliche, nicht die des Bibliothekars in mir.

Er. Du verspinnst dich wieder in Dunkelheiten.

Ich. Ich glaube als Mensch allmählich die Reife erlangt zu haben, die mich berechtigt, Kunst und Wissenschaft zu genießen mit dem Gedanken, daß mein Genuß nicht frivol, sondern mir und vielleicht meinem Nächsten nützlich ist. Ich weiß, daß das Gelernte, Erschaute, Empfundne, Erdachte sich in mir verwandelt und irgendwann und irgendwie aus meinem Kopfe hervorspringen wird. Euch übrigen, den Archäologen, oder welches Faches ihr sonst seid,

überlasse ich nunmehr, mir den Stoff zu solcher Thätigkeit zu ordnen.

Er. Beim Zeus! Du bist der alte Florizel geblieben.

Ich. Es sei! Denn, beim Apollon! „die Menschen bleiben, die sie sind und waren, und was du findest, hast du längst besessen.“

Voll Heiterkeit die Seele, ein jeder zufrieden mit seiner Art, trafen wir bei anbrechendem Abend in unserm Bergdorfe ein.

Vier Nachtquartiere

Mein Reisegesell und alle soliden Grammatiker erklären einen Menschen wie mich für einen geistigen Epikureer; sie würden mich auch, mit demselben Unrecht, für einen körperlichen erklären, wüßten sie, daß ich weniges auf Erden höher schätze als — mein Bett. Es ist nur schmal und einfach von Eisen, auch mäßig gepolstert und gar nicht sehr warm, aber ich schlafe darin, und mehr noch: ich wache in ihm behaglich sinnend, wenn ich geschlafen habe oder ehe ich schlafen kann. Das Bett befreit die Seele, indem es ihr den Leib abnimmt und ihn sorgsam aufhebt und ihn allen Ansprüchen entzieht, die ihn und uns in Unrast er-

halten, solange er sich seinem physiologischen Adel entsprechend in der Senkrechten streckt; und die Seele, ihren Ausflügen überlassen, kreist dann wie eine muntere Dohle über den frisch geackerten Tagwerken des Lebens, alles überschauend, ihre Nahrung einsammelnd, zu weiteren Reisen ausholend. Mit Kummer und mit Schmerzen, sofern sie wagen, in den Frieden deines Bettes einzubrechen, hast du Gelegenheit, dich würdig und tapfer, nicht hilfreich umgeben von den Geistern des Tages, sondern ein Mann allein und in schweigendem Ringen abzufinden; erwachst du aber aus gesundem, festem Schlafe und spürst im ersten Dämmern des Bewußtseins deinen Körper noch traumselig ruhen zwischen Kissen und Decke, so wird dir vielleicht eine tröstliche Ahnung, daß er auf seinem letzten Lager noch sanfter gebettet liegen wird, nachdem dein Unsichtbares und Unbegreifliches sich still aus ihm gelöst hat.

Triviale Weisheit, die ein bekanntes Jahrmarktsliedlein manchem wohl mundgerechter vorträgt! Ich aber schäme mich ihrer nicht und bete sie mir öfters vor; am häufigsten jedoch und am frömmsten that ich das in gewissen Nachtquartieren von Griechenland und Kleinasien, die mir Schlafstätten boten, gegen die mein Eisenbett daheim mir ebenso üppig und schlafördernd erschien, wie das Haremsbett des Großtürken gegen das Eisenbett selbst erscheinen mag.

Man erkennt den Kulturzustand eines Menschen

oder eines Volkes mit am besten aus den Ansprüchen, die sie an ihre Ruhestatt stellen; ihr gegenüber zeigt sich ohne jede Affektation das wahre Bedürfnis. Diese Beobachtung wende ich auf die Griechen an und ziehe daraus den Schluß, daß sie, von den oberen Tausend natürlich abgesehen, zu den anspruchslosesten Kreaturen gehören, die wir im Bereiche der europäischen und angeblich europäischen Großmächte kennen. Denn sie betten sich noch heute nicht anders als vor Jahrtausenden und schlafen in vollkommener Zufriedenheit so dürftig und unbequem, daß der ärmste deutsche Proletarier ein Lager, wie es hier als das gewöhnliche gilt, für einen der Dornen eines unerträglichen Schicksals erklären würde. Und doch wird dem dort Reisenden, dessen empfängliches Gemüt kräftiger ist als seine Weichlichkeit, auch die elendeste Unterkunft gar häufig verschönt; sei es durch ihre Kuriosität, sei es durch die Liebenswürdigkeiten der Gastfreundschaft. Beides konnte ich auf meinem ersten Ritte im Innern Griechenlands genugsam erproben — auch diese Erfahrungen waren eine Erinnerung an das Altertum, dessen Reisen sich größtenteils ebenso abgespielt haben müssen.

An jenem Tage von Delphi zogen wir also, das leichte Gepäck auf dem Rücken, mit der Dunkelheit in Arachowa ein. Der aufgehende Mond ließ uns die freie, luftige Lage einer stattlichen Ansiedlung erkennen; die mehrstöckigen Häuser, unregelmäßig zusammengehäuft, standen bald höher bald

niedriger auf Abhängen und Terrassen, ein Glockenturm auf einsamer Klippe überragte das Gewirr. Wir erkundigten uns nach der Herberge und erfuhren, daß es hier keine gebe; aber an eine gewisse Witwe sollten wir uns wenden, vielleicht werde die uns aufnehmen. Man wies uns an einem wüsten Platze ihren verwahrlosten Bau, der ehedem bessere Tage mochte gesehen haben, wie seine Größe und einige Zieraten verrieten; auf unser Pochen that sich das Hofthor ein wenig auf, ein Parlamentieren begann, dann wurden wir eingeladen näher zu treten. Bald stellte sich heraus, daß wir an den Typus der Gastfreundschaft geraten waren, die man die geschäftsmäßige nennen kann. Die Witwe Fôfô, eine Person, die den Ruhm des Ortes, die schönsten Frauen und Männer von Griechenland hervorzubringen, entsetzlich Lügen strafte, erklärte, sie stehe mit ihrem ganzen Hause zu unsern Diensten, nur habe sie keine Betten. Auf die Frage, wie viel sie für das Quartier verlange, gab sie die etwas gereizte Antwort, hier sei kein Wirtshaus, sie thue, was sie thue, um Gottes willen, so möge man denn, wenn überhaupt etwas geopfert werden sollte, es morgen nach Gutdünken bemessen; dabei führte sie uns in zwei geräumige Zimmer, die überaus schmutzig und bis auf ein zerfetztes Sofa, einen Tisch und mehrere Stühle leer waren. Sie ließ also den nicht unvorteilhaften Schein der Gastlichkeit bestehen, während sie ohne Zweifel mit allen Maultiertreibern

Beziehungen unterhielt, um von ihnen, gegen eine Vergütung, fortwährend Fremde zugeführt zu bekommen. Nunmehr erwartete ich, da doch Gäste hier offenbar nicht selten waren, ein leidliches Abendessen bereit zu finden, das uns über den Mangel an Bequemlichkeiten trösten würde. Ich hatte nicht mit der orientalischen Schwerfälligkeit gerechnet! Als wäre das Verlangen nach Fleisch, Brot, Käse, Wein ein unerhörtes, so ratlos vernahm Föfö die höflichen Bitten, uns dergleichen möglichst rasch zu beschaffen. Doch war sie gutwillig und beflissen, jagte alle Hausgenossen mit ihren Aufträgen durcheinander und brachte schließlich noch früher, als sie selbst geglaubt hatte, nachdem freilich mehr als eine Stunde darüber verflossen war, das Nötigste zusammen. Ein Dutzend Eier, etwas Ziegenkäse und Rezinat, den mit Fichtenharz versetzten hellen Landwein, hatte sie aufgetischt, und als wir, vor Hunger dankbar, die Hände nach den vorgelegten Gerichten reckten, überließ sie uns selbstzufrieden der Gesellschaft einiger Burschen, die sich als Agojaten (Maultiertreiber) für den folgenden Tag empfehlen wollten. Mit zweien von ihnen wurden wir einig, während die andern unsre Angebote für zu gering erklärten und sich nach griechischer Weise, ohne viel zu handeln, gelassen zurückzogen. Dann streckten wir uns, der eine auf dem fragwürdigen Sofa, der andre auf dem Fußboden, den ein paar Wolldecken weicher machen sollten, zum Schlummer nieder. Er konnte

nicht anders als peinvoll, schwer und unerquicklich sein, und doch verzog die Witwe mißvergnügt das ohnehin so reizlose Gesicht, als sie am nächsten Morgen unser „Opfer," das dem Genossenen entsprechend natürlich auch nur mäßig war, verstohlen in der Hand wog. Nicht alle Geschäftsgastfreunde machen es so: die schlimmeren beanstanden laut und gebieterisch die offen überzählte und zu leicht befundene Gabe; die gutartigen, die ihre Rolle als Wohlthäter des Fremden mit Grazie zu Ende führen, lassen sich keine Enttäuschung anmerken und nehmen mit verschämtem Danke entgegen, was ihnen möglichst anmutig zugesteckt wird.

Wir aber ritten, nachdem man uns in derselben Schale, die mir soeben zum Waschen gedient, ein wenig Schafmilch als Morgentrunk gereicht hatte, sehr wohlgemut in den jungen Tag hinein. Dimitrios und Panajotis, die Agojaten, hatten uns zwei große und flinke Maultiere gebracht — man benutzt fast nur Maultiere in diesen Bergländern, dagegen in den Ebenen die weiter und rascher ausgreifenden Pferde, Esel aber in Griechenland überhaupt nicht häufig —, und so lernte ich denn die hier gebräuchlichste, für mich noch neue Art zu reisen, auf das günstigste kennen.

Auf dem hohen und breiten Saumsattel, der ganz aus Holzleisten und Riegeln besteht, ist der Sitz durch einige Decken bequem und passend gemacht worden, das Gepäck hängt wohlverteilt vom hintern Sattelbug zu beiden Seiten herab,

die Füße stützen sich in Strickschlingen; nur selten findet der eine von ihnen einen eisernen Steigbügel, und zwar mit angeschraubtem Sporn, den man dann gut thut, nach außen zu wenden. Wiederum ein Strick dient als Zügel; er steht mit einem Halfter, kaum jemals mit einem Gebiß in Verbindung. Natürlich verbietet eine solche Sattelung dem Reiter, nach den Regeln höherer Reitkunst auf sein Tier zu wirken, und er muß sich damit begnügen, es durch Zerren am Halfter oder mit der Gerte und Zurufen zum Stehen zu bringen oder anzutreiben. Auf die Hilfe des zum Tier gehörigen Treibers ist nur in Ausnahmefällen oder auf besondern Befehl zu rechnen, denn gewöhnlich geht er, mit irgend jemand in ein Gespräch oder in seine eignen Gedanken versunken, ziemlich achtlos vor, neben oder hinter dem Mulari her, wie es gerade kommt, und läßt ihm von Zeit zu Zeit ohne Sinn und Ursache einen Schlag oder Stich mit dem Stocke zu teil werden. Das hat natürlich eine kleine Beschleunigung des Ganges, zunächst aber jedesmal ein erschrecktes Bocken zur Folge und durchkreuzt oft die Absichten des Reiters; auch ist es auf den steilen und schmalen Bergpfaden nicht eben angenehm, besonders da die Tiere stets nur den äußersten Rand der Abgründe zum Einherschreiten wählen, sodaß dem Ungewohnten wohl schwindlig, angst und bange wird. Bleibt aber das Maultier, nicht irre gemacht, bei seinem freien

Willen, so geht es zweckmäßig und unbedingt zuverlässig. Mit der Behendigkeit einer Ziege erklettert es die schlimmsten Felsenriffe, läßt es sich unerschrocken die Rinnen und Treppen der abschüssigen Wege geradezu hinabgleiten; mit vollendeter Bedachtsamkeit findet es die Abkürzungen und durchwatet die Bachbetten mit allen ihren Löchern und Geschieben. Müde wird es eigentlich bloß, wenn es durch den Geiz der Treiber oder die Not der Zeit eines Morgens ohne Futter geblieben ist und unterwegs nichts Hinreichendes abzurupfen findet; Faulheit und Starrsinn kann man ihm nur vorwerfen, wenn eine verkehrte Erziehung es verdorben hat. Daher genießt es denn auch, trotz der oft rauhen Behandlung, die Liebe und Hochachtung seines Herrn, der es gern mit Perlenketten als Amuletten gegen böse Geister aufputzt und ihm hübsche Namen giebt, wie Zupa („schönes Mädchen") oder Psari („grauer Fisch"). Aber der Reisende befreundet sich nicht minder mit dem braven, sanften und geduldigen Tiere, das so verständig seine Ohren spielen läßt und voll Humor bald den Genossen zuvorzukommen trachtet, bald einen bestimmten Platz in ihrer Reihe einzuhalten sich bestrebt; auch sitzt er gern auf dem breiten Rücken und läßt sich mit Wohlbehagen thalauf, thalab, über Bäche und durch Ebenen in weichem Schritte einhertragen und schaukeln. Und da er bei der Gewohnheit der Maultiere, stets nur hinter, nie neben einander zu

gehen, keinen Nachbarn zur Seite hat, mit dem er längere Gespräche führen könnte, so ist er stundenlang sich selbst überlassen; nichts zieht ihn von der Anschauung der Gegenden ab und aus der innern Beschaulichkeit heraus. Stellen sich mitunter doch Hunger und Ermattung bei ihm ein, so wird in einem Wirtshause oder an einer Quelle zu kärglichem Imbiß gerastet; dann setzt sich der schweigsame Ritt mit demselben Gleichmut fort, und das Ziel der Reise, soll es nun im Laufe desselben Tages erreicht oder für den folgenden Tag aufgespart sein, schwebt uns immer beschäftigend und anspornend vor, kündigt sich schon von weitem an, wird allmählich deutlicher sichtbar, ist endlich, endlich erreicht und belohnt dann unser Streben durch Befriedigung, mindestens durch Beruhigung. Denn die völlige Befriedigung, nämlich der hochgestimmte, unbeirrte Genuß einer schönen Aussicht oder einer historisch denkwürdigen Stätte, und die lebhaft arbeitende Auffassung etwa eines wissenschaftlichen Problems, wie es sich wohl bei dem Besuche der alten Ruinen aufstellt, treten oft erst nachträglich in der Erinnerung ein, die durch die vorausgegangne eindringliche Anschauung gestärkt und befruchtet wurde. Am Ort, auf den es ankommt, fehlt uns ja häufig die rechte Sammlung, weil wir selten ganz frisch zur Aufnahme der Eindrücke gelangen und nur zu oft mit dem Berichtigen unsrer falschen Erwartungen beginnen müssen.

Zurück von dieser onologischen Abschweifung zu meinen Abenteuern! Wir gedachten in mäßigen Tagereisen durch Phokis und Böotien das alte Theben zu erreichen und zunächst über Chäroneia bis Orchomenos vorzudringen. Das sind klassische Gegenden, jedes Thal, jeder Berg von Geschichte und Sage geadelt.

Erst wenige Stunden lag Arachowa hinter uns, und wir ritten dem Ausgang des Parnaßgebietes entgegen. Dimitrios, mein Agojat, lief neben mir her und sang:

„Der junge Mönch am Fenster steht,
Das Mädchen lehnt in der Thür;
Er macht aus Zucker ein Wurfgeschoß
Und zielt in den Busen ihr.

Halt ein, o Mönchlein, nimm dich in acht!
Die Nachbarn werdens gewahr —"

hier unterbrach er sich, blickte umher und sagte, auf den Engpaß zwischen grauen Hügeln deutend, in dem wir uns befanden: Das ist, o Herr, die Stelle, an der König Ödipos den Lajos erschlug; und dort, ganz fern auf jenen alten Bergen, haben die Musen gewohnt; der Gott Apollon aber wohnte auf Lyakoura und Kiona, wo viel Schnee liegt. Der gute Bursche war seiner Heimat und seines Wissens von ihr froh und machte sich wenig Gedanken darüber, wie der geistreichste Gott und seine ästhetischen Genossinnen es auf den ganz alpinen Gipfeln und Matten des Parnaß und des Helikon für die Dauer mögen ausgehalten haben. Ich meinerseits

konnte mir die großartig unwirtliche Gegend nur vorstellen als den Tummelplatz des Pegasos, dessen Huf hier die Hippokrene aus dem Felsen schlug: dem Blute der Meduſa entsprungen und uralten Ungeheuern nahe verwandt, mag das nie gezäumte Flügelroß mit Schneewolken um die Wette diese einsamen Spitzen umstürmen oder im Sommer, gemächlich trabend, wie ein weißes Wolkenflöckchen an ihren sonnigen Riffen daherziehen. Dimitrios, antwortete ich, die alten Götter sind oben gewiß erfroren, denn ich und du sind doch Christen, was wir kaum wären, wenn sie noch lebten. Aber wie war das mit dem Ödipos? — Wie solltest du es nicht wissen? fragte Dimitrios zurück, du bist ein Gelehrter, und in deinem roten Buche dort steht alles, was wir wissen und lernen und noch mehr. Ich gestand, daß er Recht habe, und sagte ihm den Chor aus des Sophokles „König Ödipos" her:

„Ihr Bewohner meiner Thebe, sehet, das ist Ödipos,
Der die hohen Rätsel löste und der erste war an Macht —
Seht, in welches Mißgeschickes grause Wogen er versank,"

eine Leistung, die mir doch weniger zum Ruhm als zur Beschämung ausfiel, da der Agojat nicht ohne ein impertinentes Gefühl der Überlegenheit das nach unsrer erasmischen Aussprache Gesagte fast Wort für Wort in die nationale übersetzte, die er natürlich für die einzig richtige erklärte. Wenn ich aber bedenke, daß der erste Vers des angeführten Chores nach jener Aussprache: O Thebês emês

enoikoi, leusset', Oidipûs hodé und in dieser: O Ssiwîs emîs eniki, levsset', Idipûs odí lautet, so überredet mich mein Gehör, viel lieber mit Erasmus zu irren als mit Reuchlin und Dimitrios die vermutlich richtigere Bahn zu wandeln.

Jetzt ritten wir die glühende Ebene entlang, auf der im Jahre 338 v. Chr. die Freiheit der alten, echten Hellenen zertrümmert wurde. Vergeblicher Triumph! Der ungeheure Löwe von Kalkstein, der noch bis vor wenigen Jahrzehnten die Totenwacht am Grabe der besiegten heiligen Schar von Theben hielt (und jetzt in Stücken auf der Stätte liegt), zeugte trotzig dafür, daß Philipp von Makedonien, und selbst sein größerer Sohn, der damals mitfocht, nicht alles, und eben das Beste nicht, an den Hellenen haben überwinden können: das Selbstgefühl war ihnen geblieben und die nicht getäuschte Gewißheit, der griechische Geist der Bildung werde sich über alle Barbaren und Halbbarbaren behaupten. Man gedenkt, den Löwen von Chäroneia bald wieder aufzurichten; ich wollte, eine solche Erneuerung dürfte mit Recht und Sinn geschehen! Das Volk von heute wird sich aber Ehrenmäler nur verdienen, wenn es nicht aufhört, mit der Schlichtheit seiner ältesten Vorfahren und mit eisernem Fleiße an den Fundamenten seines Wiederaufbaues zu arbeiten; und auch so mag es noch lange dauern, bis von einem andern eignen, großen griechischen Geiste die Rede sein wird.

Von Kápräna-Chäroneia aus überschritten wir den Kephisos, der vom Parnaß herabkommt und sich in den böotischen Sümpfen vorzeitig vergeudet; bald lag denn auch unter dem Felsen von Orchomenos das reiche Doppeldorf Skripû-Petromagúla vor uns, wo wir in dem großen Kloster „Mariä Grablegung" um Gastfreundschaft für die Nacht zu bitten beabsichtigten.

Die Gastlichkeit der Mönche wird in Griechenland sehr häufig in Anspruch genommen, besonders in öden Gegenden, wo die Klöster oft auf weite Strecken die einzige Unterkunft gewähren. Nur hoffe nicht, unter ihnen Abteien zu treffen, wie sie im Abendlande den feisten Klerikern und ihren Gästen wohlthun! Wie einen Pilger, dem auf hartem Lager und bei karger Kost zu büßen frommt, bringt der asketische Pope dich unter; es geht dir bei ihm nicht viel besser als bei der Witwe von Arachowa, aber du bist dabei noch zu Demut und feierlicher Höflichkeit verpflichtet. Nichts darfst du fordern, sondern geduldig mußt du erwarten, was dir zugedacht wird; du mußt viel Zeit verlieren, wenn es den Vätern so beliebt, und hast am Ende die Mutter Kirche deiner Dankbarkeit und Verehrung mit sehr klingender Münze zu versichern.

Doch sollten wir diese Erfahrungen nicht heute abend, dafür aber die Bekanntschaft mit einer andern Art von Gastfreiheit machen.

Wir waren durchs Dorf zum Kloster gezogen:

da stand wider Erwarten das große Thor weit offen und ließ den Blick auf eine halbzerstörte Kirche und auf ebenso gebrechliche Hofgebäude fallen, über deren Galerien uns statt der Mönche einige Soldaten entgegenschauten. Die Geistlichen seien seit Jahren fort, riefen sie uns zu, ein Erdbeben habe sie vertrieben; jetzt sei hier die Kaserne der Polizei. Die Polizei wird in Griechenland vom stehenden Heere gehandhabt; und wir bewunderten im stillen den sparsamen und vertrauensseligen Staat, der seine Verteidiger da unterbrachte, wo es den Frommen zu unsicher geworden war. Immerhin hätten auch wir lieber hier als unter freiem Himmel oder im Dunst einer Schänke gerastet, und begannen mißmutig zögernd den Rückzug. Da erschien auf der Treppe der Kommandierende der bewaffneten Macht, ein junger Unterleutnant, und als der Fall ihm rapportiert war, erklärte er, wir seien seine Gäste, er bitte uns nur, vorlieb zu nehmen. Und sogleich entwickelte er die liebenswürdigste Geschäftigkeit, uns unterzubringen: je schwieriger es schien, desto freudiger ging er daran. Die Sache war wirklich nicht einfach, denn sein Zimmer, das einzig verfügbare, war eine enge Zelle — und er hatte doch schon zwei englischen Gelehrten, die kurz vor uns von einer andern Seite her eingetroffen waren, darin Obdach angeboten. Sich selbst quartierte er also aus, wohin, mag Hesiod wissen, der hier begraben liegt; sein Feldbett gab

er dem Ältesten von uns, dem einen der beiden Engländer, beraubte es aber der dünnen Matratze; mit dieser und mit den Decken und Taschen, Nachtsäcken und Mänteln seiner Schützlinge stellte er auf dem Fußboden drei weitere Betten her und versah sie in Ermanglung von Kopfkissen mit Folianten aus seiner kleinen Bibliothek, die wenigstens den Kern eines Betthauptes bilden konnten. (Das günstige Schicksal wollte, daß ich auf eine Prachtausgabe des Goethischen „Faust" in griechischer Übersetzung zu ruhen kam, ohne Zweifel ein wesentlicher Trost in unbequemer Lage.) Der Eifer unsers Gastfreundes, dem die Erfüllung seiner edeln Pflicht die ganze Seele entzündete, erwärmte uns alle; wir tauschten mit den steifen Engländern verbindliche shake-hands, und englisch, deutsch, französisch und neugriechisch flog bald die Unterhaltung hin und her. An Stoff dazu mangelte es wahrlich nicht; da war die antike Akropolis auf schwindelnder Höhe mit ihren steilen Felsenstufen; da war das berühmte „Schatzhaus des Minyas," ein überraschend künstlerisches Beispiel der vorgeschichtlichen Steintechnik, da Akidalia, die Charitenquelle. Wie Bienen drängten sich unsre Gelehrten von der einen Fundgrube an die andre; mein heute weniger erregter Sinn war früher befriedigt, und ich förderte, vor dem Klosterthor sitzend, den Beginn einer kurzen, aber vertrauten Freundschaft mit Jannaki, dem Leutnant. Der junge Mann gefiel mir in seinem

offenen, verständigen und geordneten Wesen; ihm seinerseits mochte meine Teilnahme wohlthun. Denn er hatte in Athen auf verschiedenen Staatsanstalten studiert und sich durch Fleiß und Beharrlichkeit eine Bildung erworben, die weit über sein Fach hinausging; jetzt aber lebte er seit Jahren in diesem entlegenen Dorfe, zwar der stramme und respektirte Beherrscher des ganzen Bezirks und seiner elf Soldaten, doch in Ermangelung jedes irgendwie gebildeten Umgangs eigentlich ganz auf die Gesellschaft weniger Bücher angewiesen. Dazu war er arm und fühlte sich verpflichtet, eine Aussteuer für seine Schwester in Athen — sie waren Waisen — von seinem knappen Solde zu ersparen: so fehlte ihm sogar die Möglichkeit, sich auf gelegentlichen Reisen an den zivilisierten Menschen andrer Orte aufzufrischen. Dennoch klagte er nicht, aber sein gutes Gesicht trug einen harten Zug der Entsagung, und in seinen Augen leuchtete es freudig auf, als ich ihm mit meiner Weisheit tröstend zu Hilfe zu kommen strebte. Sind Trostesworte auch nur ein säuselnder Wind, wenn das leidende Gemüt nicht schon die Wahrheit, die sie ihm bringen, als Ahnung in sich selbst trägt, nun, so wissen wir vom Winde, daß doch manchmal „seiner Schwingen frische Regung kühlt die heiße Herzenswunde."

Der Abendstern versammelte die Gesellschaft allmählich wieder am Thor, und ein allgemeiner Hunger

ließ sich nicht verleugnen. Jannaki mußte gestehn, zu essen habe er uns nichts anzubieten, aber im Chani, der Kneipe von Petromagula, würden wir wohl etwas finden. Wir beschlossen, im Chani und zwar gemeinsam mit unserm Wirte zu speisen und seine Gastfreundschaft dort als seine Wirte zu erwidern. Das ließ er sich mit guter Art gefallen; wir gingen hin und hießen den Wirt bereiten und auftragen, was man haben könne.

Ein großes, viereckiges Haus, einen einzigen Raum enthaltend; den Boden bildet die gestampfte Erde, eine Decke das steile Strohdach; Fenster fehlen, aber werden reichlich ersetzt durch zwei Thore, die tagsüber wohl geöffnet sind; jetzt werden sie geschlossen, und eine Hängelampe erhellt das Gemach. In einer Ecke sieht man den Kochherd mit einem türkischen Aschenofen, in dessen Glut die Töpfe eingesenkt stehen; Bänke und Tische ziehen sich die Wände entlang, alles roh aber sauber gezimmert. Der Padrone, ein prachtvoller Typus mit aufmerksamen Augen und schwarzem, krausem Vollbart, einen Tarbusch auf dem schon kahlen Kopf, bewegt sich hurtig hin und her; die weißen Hemdärmel, am Ellenbogen weit geöffnet, und die faltige Fustanella flattern nur so im Daherfahren. Er fühlt sich durch unsern Besuch geschmeichelt und verspricht sein Bestes zu thun; er ist der berühmteste Koch seines Landes und will heute Ehre einlegen. Und wirklich hantiert er als Meister, von einem Buben unterstützt, am Anrichte-

tisch und am Herde. Vor unsern Augen wird ein Lamm zum köstlichen Ragout und erscheint, mit einer Sauce von Eiern, Kräutern und Citronen übergossen, auf dem reinlich gedeckten Tisch. Eine süße Speise von geronnener Milch begleitet es; als Zukost wird Schafkäse und roher Knoblauch gegeben. Das gute Brot, der rezinierte Wein, der Kaffee zum Schlusse mit den Cigarretten — nichts fehlt, und nach den Strapazen des Tages wird einem angesichts solcher Fülle ganz ungemein behaglich. Ein Zutrinken nach rechts und links entwickelt sich lebhaft; unser Leutnant, wir alle einzeln, der Koch, seine Angehörigen, die unsrigen werden gefeiert; zuletzt kommen auch die Nationen daran, und damit ist denn das politische Gespräch entfesselt, das in Griechenland überall wie Feuer unter der Asche fortglimmt. Die Dorfbewohner, die uns mit Scheu und Neugier von den Thüren aus beobachtet haben, rücken jetzt näher, um unsere Meinungen zu hören und zu bestreiten. Jannaki, vom Wein und von seiner Stimmung hingerissen, erläutert das bekannte panhellenische Programm, ein griechisches Kaiserreich mit Konstantinopel als Hauptstadt. Der Bulgare ist unser Todfeind, ruft er, er spannt auf die Länder, die uns gehören müssen, Albanien, Makedonien, Ostrumelien; aber vor allen den Türken, den Unchristen, der nicht nur diese Provinzen, sondern auch unsere Inseln festhält, werden wir zu besiegen haben. Ein Schimpf, daß er von Europa unterstützt wird; und hören Sie, meine Herren aus Deutschland, ich

liebe Sie, und Sie sind meine Gastfreunde: aber mit diesen meinen Händen möchte ich Ihren Kaiser in Stücke zerreißen wie einen bösen Wolf, weil er dem Sultan einen Besuch abgestattet hat, nachdem er eben erst seine Schwester unserm Kronprinzen zur Frau und damit uns die schönsten Hoffnungen gegeben hatte! Die Engländer lachten (ein Provinziale dürfte sagen: auf den Stockzähnen), als sie dies hörten, und wir beiden Deutschen verziehen dem Leidenschaftlichen seine Drastik, denn er blieb naiv und war ein Kind einer knabenhaften Nation. Immerhin schien es Zeit, den Redestrom zu hemmen, und wir suchten, vom Wirte mit Blumengeschenken entlassen, unser militärisches Marienkloster wieder auf. Es war finstere Nacht geworden, und ein böotischer Regen begann zu fallen; Jannaki überzeugte sich noch, ob jeder sein Lager auch wirklich fand, und wünschte uns, verschwindend, eine gute Nacht unter seinem Dache. Der Wunsch ging wenigstens an mir in Erfüllung: dies zweite Nachtquartier auf meinem Ritte nach Theben gefiel mir ungemein, und wenn mir froh zu Mute ist, so geleiten die wachen Träume mich rasch in einen traumlosen Schlaf.

Ein eigenartiger Weg lag am andern Morgen vor meinem Freunde und mir: es galt, das Gebiet des Kopaïs zu betreten und nach dem Dorf Topolia zu gelangen, wo eine Empfehlung von Jannaki uns einen Bauern als Gastfreund sicherte.

Der See Kopaïs, gleichsam ein Totes Meer

im Herzen von Böotien, der tiefgelegene, aber flache Sammelplatz zahlreicher Flüsse und Bäche, die sich nur in ihn ergießen können, hat keinen sichtbaren Abfluß in die doch nicht ferne See. Bloß Katawothren, unterirdische Gänge, deren Verlauf man nicht kennt, behüten ihn vor dem Überquellen; im Sommer aber läßt das Versiegen eines Teiles der Wasser, die ihn speisen, seinen Spiegel so beträchtlich sinken, daß rings um ihn her verfaulende Sümpfe entstehen und der giftige Nebel über ihm lastet, dem die Böotier, nach der Spottrede im Altertum, ihre Beschränktheit verdankten. Diesem Übelstande abzuhelfen und den überaus fruchtbaren Boden des Moraſtes für den Ackerbau nutzbar zu machen, ist eine ausländische Gesellschaft seit Jahren mit Erfolg bestrebt. Sie hat tiefe Abzugskanäle geschaffen, die die Wassermassen rasch nach den erwähnten Katawothren befördern und das schwammige Erdreich austrocknen; schon ist ihr gelungen, den See auf einen geringen Teil seines alten Umfanges zu bringen und die umgebenden Sümpfe in Felder zu verwandeln. Welche Veränderung der antiken Landschaft! Aber mag mancher ihrer früheren Reize damit verschwunden sein, sie ist doch merkwürdig genug geblieben, und Griechenland, so reich an wunderbaren Golfen und Gebirgen, so arm an Ebenen von eigentümlicher Schönheit, besitzt jetzt an ihr ein Kleinod von seltsamem Werte.

Gleich hinter Skripu, das noch vor kurzem am

Wasser lag, kündigt sich die Verwandlung an. Unsere Maultiere von Arachowa, an Bergpfade und an Berglüfte gewöhnt, schreiten langsam, fast zögernd über die schwere, schwarze Erde, die unter den Strahlen einer unbarmherzigen Sonne zu glühen und zu dampfen beginnt. Vollkommen flach, dehnt sich der Boden kaum absehbar bis zu dem Ringe der fernen, den See durchaus umzingelnden Hügel und Höhenrücken; unerhört üppige Weizenfelder bedecken ihn, auch Baumwollpflanzungen treten auf, dazwischen brach liegende, müßige Strecken, dann weite, herrliche Weideplätze, dann wieder ungesunde Wiesen voll Riedgras, auf denen Reiher und Störche einherstelzen. Allmählich geht der Weg in einen Damm von Steinen, später in einen von Faschinen über; die Felder und Wiesen bleiben zurück, und Schilf und Binsen ersetzen sie zu beiden Seiten. Wir haben das feste Neuland verlassen und befinden uns zwischen zwei Elementen, zwischen Wasser und Erde, mitten im Sumpfe. Eine Welt für sich, in der der menschliche Eindringling mühsam atmet! Wir glauben zu ersticken, so schwer lastet uns die brütende Luft auf der Lunge, und wir fühlen uns umgeben von einer fremden, amphibischen Schöpfung. Die Binsen wachsen an zu außerordentlicher Höhe und begleiten uns, aus dem Wasser aufstrebend, als endlose, grüne Wände; nur von Zeit zu Zeit gestatten sie einen Blick auf dunkle, tiefe Teiche, die unbeweglich daliegen, überwuchert von weißen und gelben Seerosen

und anderen Sumpfpflanzen mit fetten, glänzenden Blättern. Und ein unheimliches Leben herrscht in dieser Einsamkeit. Die Binsen säuseln und neigen sich, und man spürt nicht den Windhauch, der über sie hinfuhr; das Wasser, so tot in diesem Weiher, beginnt, wenige Schritte weiter, zu strömen und zu gurgeln, um, wiederum über ein kleines, von neuem zu verstummen. Wir reiten vorwärts, fieberisch erregt. Da liegt auf dem heißen Damme, zusammengerollt, eine große Schlange und erhebt, gegen uns züngelnd, den Kopf mit den bösen Augen. Der erschreckte Agojat springt zur Seite und erschlägt sie mit seinem Stabe, dann wirft er die sich noch Ringelnde ins nächste Wasser. Wie ein Frevel weckt das Aufschlagen des langen Leibes und das heftige Spritzen die in panischem Schutze hier schlummernde Welt! Eine Schildkröte, die sich am Wege still gesonnt hat, taucht eilend in die Flut; aus dem Schilfe fahren mit Summen tausend Insekten heraus, grüne Eidechsen huschen geängstigt hin und her. Frösche in Massen, nachdem sie sich überzeugt haben, daß die Gefahr nicht ihnen drohe, stimmen ihr Gequak an, und anschwellend setzt es sich fort von Chor zu Chören. Auch die Wasservögel geraten in Erregung und flattern kreischend aus dem Röhricht empor, schwarze, weiße, große, kleine; bekannt und unbekannt, kreisen sie schwerfällig über ihren Schlupfwinkeln und Nestern. Es dauert lange, bis der Frieden sich herstellt und das Schweigen wiederkehrt; aber in der Ferne

hört ein fremder Vogel nicht auf, mit eintönigem Rufe zu klagen. Schon schwindelt uns, wir leben dem Gewohnten entrückt wie in einem Märchen. Da endlich läßt sich erspähen, daß die Wasser einen kräftigen Strom zu bilden beginnen, der Damm sich wieder hebt; bald entdecken wir auch eine Fischerhütte und aufgespannte Netze; jetzt schallt es wie Stein unter den Hufen unsrer Tiere, wir atmen eine freiere, leichtere Luft, noch wenige Schritte, und der Zauber ist gelöst! Vom nächsten Hügel blicken wir zurück: als ein meilenlanger, meilenbreiter grüner Teppich liegt der Kopaïs hinter uns zwischen seinen grauen Gebirgen, und ein Kranich strebt in eiligem Fluge quer über ihn hin.

Erfüllt von dem Geschauten waren wir in Topolia, ehe wirs uns versahen, und doch hatte die Sonne den Mittagspunkt schon überschritten. Wir hielten vor dem Hause, an das Jannaki uns gewiesen hatte, und bestellten dem Besitzer seinen Brief und Gruß. Braver Michael Pagonas! Du bist nicht reich, dein Weib geht barfuß in Hemd und Jacke, das Erdbeben hat dein steinernes Haus zusammengeschüttelt, sodaß Holzsprießen es mühsam aufrecht halten, du bist nicht gebildet und hungerst nicht nach einigen Worten mit Gebildeten — und doch, wie gastfrei hast du uns aufgenommen, die Wildfremden, die du nie zuvor gesehen hast und nie wiedersehen wirst! Du erwiesest uns die Freundschaft, die man in Europa nicht häufig findet: wir waren dir will-

kommen, weil du ein gutes Werk an uns verrichten, deine Habe und deinen frommen Willen würdig an uns wenden konntest; du fühltest dich durch unsern Anspruch an dich geehrt, weil du selbst dich und das Deinige achtest. Eine schlichte und dabei so vornehme Gesinnung — ich wollte, sie wäre uns allen eigen wie den Alten und den Orientalen, und wollte ferner, daß unsere Hausfrauen, die sich oft so ungern von einem Gaste überraschen lassen, aber dafür bei zugespitzter Gelegenheit so gern mit überladenen Tafeln prunken und ihre Unlust an der Gasterei durch deren Banalität verraten, ich wollte, daß sie mit angesehen hätten, wie Michael Pagonas und die Seinigen uns beide aufnahmen.

Tretet ein, sagte der Bauer ernsthaft und schüttelte uns die Hände, ihr kamt zur guten Stunde, und eure Ankunft bedeutet uns Glück. Mein Haus ist das eurige, und in unserm Ehebett werdet ihr die Nacht schlafen. Nehmt hier den Schluck zum Willkommen (es war Branntwein), mein Weib soll euch auch Kaffee kochen; ich aber werde hingehen, um ein Lamm zu kaufen. Und so geschah es. Mit langen Schritten begab er sich ins Dorf, während wir auf Stühlen sitzend den Kaffee nach türkischer Art tranken und uns mit der scheuen, schweigsamen Frau zu unterhalten trachteten. Statt ihrer waren die Kinder redselig; sie kamen, leidlich sauber gehalten, aus der Schule und stellten sich unbefangen vor: Wassilios, Penelopi, Alexandros, Sophia. Wir

freuten uns, als wir ein kleines Examen mit ihnen begannen, ihres sicheren Wissens, ihrer hübschen Hefte, ihres Singens griechischer Lieder nach deutschen Melodien. Dann führten sie uns in den Hof, in dessen Mauern einige Steine mit alten Inschriften staken; und weiter führten sie uns durch die Felder nach dem Felsen von Gla, der antiken Festung, deren Reste sich noch vor wenigen Jahren in den Fluten des Kopaïs spiegelten und nur auf Kähnen erreicht werden konnten.

Es war gegen Abend, als wir wieder im Hause eintrafen, und über dem Feuer drehte sich schon das Lamm am hölzernen Spieße. Ausgenommen und mit den edleren Eingeweiden und mit würzigen Kräutern wieder angefüllt und zugenäht, wurde es in seiner Haut gebraten — ein Schmaus, auf den die Familie, und wir nicht minder, mit strahlenden Augen warteten. Auch einige Gevattern fanden sich ein, die wir zum Essen luden (denn die Herren des Hauses waren jetzt gleichsam wir), und endlich, nach den umständlichsten Vorbereitungen, war der einfache Tisch gerüstet. Wir Männer setzten uns an ihn, die Frau aber und die Kinder — mit Ausnahme des ältesten Sohnes — blieben, echt orientalisch, in der Ecke stehen und hofften, daß wir ihnen etwas würden übrig lassen. Mit seinen Fingern und dem Taschenmesser zerlegte nunmehr der Vater das Lamm und reichte die saftigsten Stücke, sie anpreisend, uns herüber; als Ehrenbissen galten Schwanz und Nieren, die wir denn mit schuldigem Danke von ihm em-

pfingen. Wie ein Habicht lauerte er weiter auf jeden unserer Wünsche, und je mehr er ihrer aufstöberte, desto zufriedener wurde sein Lächeln. Lobte ich die Ordnung seines Gemüsegartens, in dem ich prächtige Artischocken gesehen, so schoß er hinaus und kehrte mit einigen ihrer Stachelköpfe zurück, von denen er mich, roh wie sie waren, zu essen nötigte; auch einige Zwiebeln hatte er bei der Gelegenheit ausgerauft und als Nachtisch mitgebracht. Mein Freund sprach anerkennend von den Schafen, die unter uns im kellerartigen Stalle neben grunzenden Schweinen blökten: flugs war er mit frischem Schafkäse und einem Schälchen Schafmilch zur Hand, und da half kein Weigern, es mußte von beiden gekostet werden. Der Rezinatkrug kreiste inzwischen abwechselnd mit einem Mastixschnaps; dann kam der Tabak hervor, und das allgemeinere Gespräch begann. Es war zunächst das homerische Fragen: Wer und welches Volkes bist du? wo liegt deine Stadt, was sind deine Eltern? und natürlich schloß sich daran, und zwar ganz nach dem Schema von Petromagula und Jannaki, die Politik. Denn zufällig waren Pagonas und seine Gevattern, was die inneren Angelegenheiten des Landes betraf, auf derselben Partei wie jener; von der Notwendigkeit eines byzantinischen Panhellenismus sind aber sämtliche Hellenen einmütig und wie von ihren Glaubensartikeln überzeugt.

Längst lag schon das Dunkel der Nacht auf allen Wegen, als die Cumparis sich empfahlen, der

Eßtisch verschwand und die Betten gerüstet wurden. In einer Ecke des Gemaches stand eine hölzerne Lade, das uns bestimmte Ehebett, nächst der offenen Treppe, die zum Stall hinunterführte; es wurde mit wollenen Decken sorglich überspreitet. Sich selbst legten die Wirte samt den Kindern auf den schwarzen Boden der Küche neben den Herd, von dem der Rauch, in Ermangelung eines Schornsteins, noch sachte durchs Haus zog, und einige Ziegen leisteten ihnen nachbarliche Gesellschaft. Bald hörten wir sie schlafen; uns aber, ohne Undankbarkeit sei es berichtet, floh diese ganze Nacht Gott Morpheus, in dessen Vaterland und Obhut wir uns doch befanden. Aus den Rissen und Ritzen der unverputzten Mauer raschelten rottenweis, wie in geordneten Scharen, die Mäuse und Ratten herein; nicht lange, so erschien bei dem Schein des Lämpchens vor dem Heiligenbilde auch eine schweifende Katze, die sich der Jagd auf jene hingab, bis ich Verfolger und Verfolgte davontrieb. Die Grillen und Heimchen, zu Dutzenden, zirpten unaufhörlich; durch die unverglasten Fenster, die nur lose Läden verschlossen, fuhr ein seufzender Zugwind. In den Decken des Bettes aber, als wir es erwärmt hatten, begann es ebenfalls lebendig zu werden, und was ich von den kriechenden und hüpfenden Erbfeinden des Schlafes litt, konnte ich den lieben Sternen klagen, die ich durch die Löcher des Daches über mir ihre friedlichen Bahnen dahinziehen sah.

Für solche Leiden hätten Pagonas und sein Weib nicht das geringste Verständnis gehabt, und so versicherten wir die Guten, als wir in der ersten Frühe uns erhoben, voll frommer Heuchelei unserer Zufriedenheit mit allem. Wir wollten dann gleich fort nach Theben; aber es hatte zu regnen begonnen, und bis Mittag erwarteten wir eine Wendung zum besseren. Es war jedoch vergebens, und so entschlossen wir uns zu dem feuchten Ritt. Die phokischen Maultiere hatten wir entlassen und dafür zwei böotische Pferde gemietet, die von struppigen, zerlumpten Wlachen geführt wurden; in unsre Lodenmäntel gehüllt saßen wir auf und verabschiedeten uns herzlich von den Gastfreunden. Mit Mühe drängten wir ihnen dabei den Wert des Lammes, unter dem Namen eines Geschenks für die Kinder, auf (sie hätten das Fleisch für sich allein nur an einem hohen Festtag genossen); für alles übrige konnten wir nur mit Worten danken — und mit unsern Visitenkarten, um die sie baten, und die sie noch mit einem Gastgeschenke, nämlich kleinen antiken Väschen, die man dort häufig findet, vergalten.

So ging es denn in den Nebel und den strömenden Regen hinein. Die Wlachen, in drolligen Filzkapuzen, gegürteten Hemden und übrigens hosenlos und barfuß, sehr lebhaft in fremder Sprache redend und rufend, schlugen durch Schluchten und Querthäler allerlei Richtwege ein, um rascher vorwärts zu kommen. Ein unheimlicher Ritt durch ödes, un-

wirtliches Hirtenland! Ganz einsam; hier und da die Dornenhürden der Ziegen und die Maulwurfshügel von Menschenwohnungen daneben; und so bergauf bergab unter den schleppenden Wolken. Karditza, ein großes Dorf, umgingen wir auf den Höhen und erreichten dahinter die Kunststraße, die in langen Windungen über das Sphingiongebirge nach der thebanischen Ebene führt. Hier gab es eine Strecke lang keine Abkürzung mehr, auch fiel ein frühes, schweres Dunkel ein; die Wlachen trieben immer heftiger zur Eile und suchten durch wunderliche Sprünge und durch rauhe Lieder die müden Pferde, uns und sich zu ermuntern. Auch wir selbst begannen schließlich zu singen und zu pfeifen, denn Humor und Geduld waren von nöten. Saßen wir doch schon sechs Stunden und länger im Sattel, es regnete fort, man sah sich gegenseitig nicht mehr; die Pferde stampften jetzt in unergründlichem Kote zwischen sumpfigen Maisfeldern, und erst ganz am Horizont, auf einem uns unsichtbaren Berge, blinkten die schwachen Lichter von Theben, die eher zu verlöschen als sich zu nähern schienen! Ein Fluß, der die Ebene durchschneidet, und dessen Brücke halb eingestürzt war, unterbrach die Eintönigkeit unseres Marsches; aber nach dem behutsamen Übergang über die gefährliche Stelle ging es wie bisher und ohne absehbares Ende fort.

Dafür erfreute mich ein unverhofftes Abenteuer und nahm mir für den Rest des Weges jedes Ge-

fühl der erlittenen Mühsal. Ich ritt gerade an der Spitze des kleinen Zuges und spürte, daß das Erdreich sich wieder ein wenig besserte; der breite Weg wurde trockener, die Ebene hatte vielleicht ihre Grenze erreicht. Da plötzlich vor mir ein Rauschen und Raunen, ein Rasseln von hüpfenden Steinen, ein Sprudeln und Plätschern! Mein Pferd springt auf und schnaubt vor Entsetzen; ich selbst, erschrocken, bohre die Augen in die Finsternis und suche das Ereignis zu erkennen, zu begreifen. Umsonst! aber im nächsten Augenblicke entdeckt es sich selbst, stürzt es wie mit weitgeöffneten weißen Armen mir entgegen, schäumend und zischend. Und jetzt wird mir klar: eilendes Wildwasser umgiebt mich, und mein Pferd, bis an die Kniee im Strudel, hält sich nur noch strauchelnd aufrecht.

Ein Platzregen, der im Oberlande gefallen war, hatte dort dieses „Revma" gebildet; auf dem Wege zum Flusse hinab war es unserm hohlen Reitpfade gefolgt und mit seinem vorwärts schießenden Haupte war ich eben zusammengetroffen. Es verschlang mich nicht, und die folgende Strömung floß sanfter und schmaler einher, sodaß ihr auszuweichen war; aber mir blieb der tiefe, ja erschütternde Eindruck, vor einer Gottheit dieses Bodens gestanden zu haben, vor einem heftigen, tückischen Naturgott, wie er dem Menschen nachstellt, ihn umklammert und niederzieht, sich heranwälzend auf Schlangenbeinen, das schaumbespritzte, bärtige Antlitz gebeugt, den wuchtigen Stiernacken

zum Anprall gerüstet. Diese Begegnung war ein Stück Antike, nicht von Erz oder Marmor, sondern lebendig im wahren Sinne; es war die Antike, die zu suchen ich ausgezogen war ohne es recht zu wissen, und die sich mir nun, für einen Augenblick, am Fuße der Kadmeia offenbarte.

Mir waren die Gedanken in Aufruhr; selbst die Ankunft in Theben, die lang ersehnte, erregte mich nicht mehr, und ebensowenig mein viertes und letztes Nachtquartier auf diesem Ritt: ein richtiges Bett in einem richtigen, fast europäischen Gasthofe. Doch beherbergte es nicht weniger Flöhe und Wanzen als das des Pagonas, und für sie mußte ich am Morgen noch schweres Geld bezahlen: um wieviel lieber hätte ich da, auf solche Art von feilster Gastfreundschaft verzichtend, noch einmal bei dem herzhaften Bauern gehaust!

Warum wohl beschrieb ich mir, wie ein Reisebeschreiber von Beruf, diese letzten vier Tage und Nächte? Weil die Erinnerung an sie und die Betrachtung so bunter Erlebnisse mich zum Nachdenken bringen, Gedanken aber das Leben erst lebenswert machen.

Das Brünnlein

In der baumbepflanzten Hauptstraße der neuen Stadt Theben, die die alte bis auf einige Erinnerungen verdrängt hat, fließt ein seltsames Brünnlein. Aus dem Stamm einer grünenden Platane nämlich ragt eine kurze Eisenröhre hervor, und die sprudelt lustig das klarste Wasser in ein Becken. Nicht weit davon ist ein Kaphenion, und bei Kaffee, Masticha oder Lukumi habe ich wohl stundenlang dem Geplätscher dieses Brunnens gelauscht.

Nicht weniger als das hohle Donnern und brausende Einherrollen der Meereswoge oder als das eilende Glucksen und Murmeln des Baches liebe ich das melodische Geschwätze der fallenden,

springenden Silbertropfen des Brunnens. Die Erhabenheit des Meeres, wenn ich mich ihr hingebe, stimmt mich zum Stolze, denn angesichts ihrer fühle ich mich frohlockend als einen trotz allem unabtrennbaren Teil des elementaren, unfaßlich gewaltigen Ganzen; gehe ich durch den Buchenwald dem Forellenbache nach, der redselig zwischen Steinen dahergleitet und wie Gold glitzert, wo die Sonne ihn trifft, aber unter deckenden Ästen dunkelt und geheimnisvoll verstummt und verweilt, und beobachte ich dort das tausendfältige Leben, das von diesem Äderchen der Natur erhalten wird, so werde ich mir, wie bei dem Meer und wiederum freudig, meines Zusammenhangs mit der Schöpfung bewußt, doch jetzt des vertrauten, mehr brüderlichen, der uns mit jeder organischen Kreatur, dem kleinsten lebenden Wesen, ja selbst mit der Pflanze verbindet, und auch bei dem nur scheinbar belebten, dem beweglichen, klingenden, blitzenden Wellchen, uns eine liebefordernde Verwandtschaft vortäuscht, und zwar auf Grund des gemeinsamen Besitzes der holden Lebefähigkeit und Lebensfreude. Am Springbrunnen aber, an der Wasserkunst, die mit den sprühenden Strahlen sinnreich phantastisch spielt und sie steigen und sinken, sich kreuzen und auflösen läßt, da schweigt mir die Natur, und während mein Auge am zierlichen Tropfentanze hängt, wenden sich die Gedanken meinem eignen, persönlichen Leben zu, den Umständen, die es gestalten, und den Reichtümern und Entbehrungen, die es mir bringt.

Am Platanenbrünnlein von Theben überkam mich wieder einmal die greifbar deutliche Vorstellung meiner fernen Heimat.

Da lag denn majestätisch („vor meines Geistes Aug, Horatio!") der geliebte Wolfsberg im Abendscheine da, wie ich ihn hundertmal vor mir liegen gesehen habe, wenn ich aus der Fremde heimkehrend von jenseits des Thales zu ihm hinüberschaute.

Stolz und steil, breit und geräumig steigt er empor, ein Kegel; aber dort der niedrige Grat verbindet ihn mit dem querstreichenden Höhenzuge, der Wasserscheide, hinter dem sich die Ebene samt der Stadt verbirgt. Ja, und unten, vorn am Fuße des Berges, du siehst es, da treffen von links und rechts die wohlbekannten zwei Thäler auf einander und ziehen vereinigt zum nicht weit entfernten Strombette weiter; ich grüße euch, ihr waldreichen Schluchten, die die Vorzeit durch das ringsum hochlagernde, überall noch ansteigende und mannichfach gipfelnde Gelände gespült hat. Fast gerade in der Mitte des mächtigen Kessels erhebt sich der Kegel, und mit Recht erbauten die Ritter des unfriedlichen dreizehnten Jahrhunderts auf ihm ein hochgetürmtes Schloß, von dessen Warten sie die heranführenden Straßen, die Wiesen und Felder gegenüber, die Wälder und weit hinten am Horizonte die langen Ketten ferner Gebirge bequem überschauten. Wolfsberg nannten sie die Feste nach ihrer ehemals wildreichen Stätte, und dieser rauhe Name besteht

denn auch heute noch, obgleich die Dickichte längst gelichtet und die Thäler mit friedlichen Mühlen besiedelt sind. Auch die Burg selbst ist zahm und wehrlos geworden: seit der letzte Feind, der sie beschoß und erstürmte, abzog, sind ihre starken Häuser ausgebrannt und ungedeckt, und die Mauern ihrer Außenwerke verschwinden unter Epheu und wilden Reben.

Nur in einem Winkel des weitläufigen Baues hat sich ein Wohngelaß erhalten. Während Rampen und Terrassen, Batterien und Kasematten, Ecktürme und Erker, zerfallen und unwohnlich, die Abhänge des Berges nach allen Richtungen hin besetzen, steht auf seiner abgeplatteten Spitze das ebenfalls zerfallene, eigentliche Schloß. Um den von Hallen umgebenen, unregelmäßigen Hof erhebt sich der Pallas mit seinen Nebengebäuden und den beiden schlanken Bergfrieden, die, durch einen weitläufigen Zwischenbau mit einander verbunden, sich nach außen, gegen die Angriffsseite vom Grate her, wenden; und in diesem Zwischenbau nistet der letzte Erbe und Herr der Ruine, und der bin ich.

Wer an eine Scholle gebunden ist oder sich in ihre Banden begiebt, der erliegt ihrem Einfluß, und sie wird ihm zu Fluch oder Segen: gleichgiltig kann sie ihm, ist er nicht seelenlos, nimmer bleiben, denn sie ist selbst etwas Lebendes. Ich weiß es zu bezeugen, dessen Dasein sich an diesen Felsen, diese Mauern in verhängnisvoller Vereinigung festknüpft.

Und doch schien ich bestimmt, weitab vom Stammsitz der Meinigen aufzuwachsen, ein Stadtkind unter modernen Menschen, in der übersichtlichen Laufbahn eines Apothekers, wie es mein Vater war, und der ich ebenfalls werden sollte. Der Wolfsberg gehörte damals dem weit älteren Bruder des Vaters, der kinderlos, ein Junggeselle, auf ihm hauste und zwischen den ärmlichen Resten mittelalterlicher Familienherrlichkeit ein wunderliches Epigonenleben führte. Als sein nächster Nachfolger und Erbe galt, zum Unbehagen meiner Eltern, ich, der einzige aufwachsende Sprößling des Geschlechtes, und meine ersten Jugenderinnerungen halten die Eindrücke fest, die sich mir bei den nicht häufigen Besuchen in der Einsiedelei des Alten einprägten. Mein Vater, dem thätigen und buntbewegten Stadtleben zugethan, hatte eine unverhohlene Abneigung gegen den Berg, auf dem er, durch allerlei Mißgeschick den Seinigen früh entfremdet, auch nicht aufgewachsen war; und der Berg, wie ein eifersüchtiger Hüter unsers Namens und seiner Ehre, schien ihm diese Abneigung zu vergelten. Denn als der Vater, an einem heißen Sommertage, ihn hastig erstiegen hatte, um eine der eben nicht seltenen Streitigkeiten mit dem Oheime auszufechten, da wehte es ihn aus allen Gräben und Mauern des Schlosses so tückisch, feucht und eisig an, daß er alsbald erkrankte und nicht wieder aufstand; die Mutter aber, längst schon hinfällig und hoffnungslos, folgte ihm nach wenigen

Monaten in die Gruft. Kaum vier Jahre alt, stand ich nun hilflos da: der Oheim erbarmte sich meiner und nahm mich an Sohnes statt zu sich. Noch sehe ich das zufriedene Lächeln des schon ergrauten und gebeugten Herrn mit der Adlernase und den tiefliegenden blitzenden Augen unter buschigen Brauen und höre seine vom Schweigen heisere Stimme, als er mir, der ihm weinend zugeführt wurde, das Kinn hob und sagte: Heule nicht, junger Wülfing! Der Berg selbst hat dich herangeholt, er wird dich hegen. Er wollte nicht, daß irgend ein Ruinennarr ihn verhunze, wenn ich demnächst unter meiner Eiche ruhen und man ihn verschachern würde: ein Wolfsberg muß ihn weiterpflegen, und du sollst hier beizeiten Wurzeln schlagen.

Damit war der Würfel über mein Leben gefallen — die Elementargeister, an die nur der Aufgeklärte nicht mehr glaubt, bemächtigten sich meiner weichen Seele für immer.

Wunderbares Verhängnis! In der Zeit der größten Freizügigkeit, die die Menschen an den häufigen Wechsel der Mietwohnung, der Stadt, der Provinz gewöhnt wie an den eines Kleides, wurde ich in einen verwunschenen Garten gepflanzt mit der Weisung, in ihm zu verbleiben; in der Periode allgemeinster Gleichstreberei, wo alles sich beeilt, rangschaffende Examina zu bestehen und innerhalb genau charakterisierter Klassen weiter zu marschieren, wo einem jeder Wiesenpfad neben der

Landstraße als unpraktischer Abweg angestrichen wird, da wuchs ich losgetrennt und richtungslos auf zwischen dem Sonderling, meinem Oheim, und seiner ziemlich stocktauben Haushälterin, unzulänglich unterrichtet zuerst von ihr, dann von ihm, zuletzt, ehe ich fort mußte, von dem einfältigen Pfarrer des nächsten Dorfes; verkehrend eigentlich mit niemand als mit dem Berge. Und was dabei allenfalls an Gutem herauskam, das verdanke ich hauptsächlich eben ihm, dem Berge.

Denn von den Menschen, die mich umgaben, gewann ich natürlich nicht viel. Der Oheim — er war in früheren Jahren Archivar gewesen — vergrub sich ganz in Urkunden und Bücher, die sich auf die Landesgeschichte bezogen; auch war er ein eifriger Freund und Kenner von Altertümern und sammelte weitherum die Reste des alteinheimischen, kunstgeschmückten Hausrates und die Funde, die gelegentlich beim Graben und Bauen ans Tageslicht kamen. Die Stunden, die er sich hin und wieder für mich abmüßigte, und die zu meinem Unterrichte bestimmt waren, mußten mir unersprießlich bleiben, da er, des Verkehrs mit einem Knaben nicht gewohnt, mehr seine als meine Gedankenwelt zu behandeln pflegte; mehr freilich genoß ich die seltenen Spaziergänge mit ihm, auf denen er mir die Sagen und Schicksale unserer Familie und dieser von ihr einst beherrschten Gegend erzählte, und die winterlichen Abendstunden, wenn er mich seine Samm-

lungen kennen und ordnen lehrte. Doch blieb er mir immer unheimlich, und im Grunde meines Herzens hielt ich ihn für etwas wie einen Zauberer, der mich für seine Zwecke eingefangen habe. Die Haushälterin, eine brave und treue Person, kam nur als meine Verpflegerin in Betracht; die Taubheit, die Einsamkeit und das einförmige Leben hatten sie unzugänglich gemacht. Am wenigsten fremd stand ich noch zu unserm alten Knechte, der Schäfer gewesen war und die schönsten Märchen wußte; aber der Berg, der wurde, wie gesagt, mein allerbester Freund und Genosse. Fast den ganzen Tag mir selbst überlassen, lebte ich mich vollkommen in ihn hinein: ich liebte ihn mit allen seinen Mauern, Büschen und Bäumen, mit seinen schlecht gepflegten Gartenstückchen und Gemüsebeeten, seinen vermooften Rasenplätzen und grünen Wegen so zärtlich, wie ein zunächst unbewußter Knabe nur lieben kann, und er vergalt mir in späteren Jahren mit Gegenliebe — freilich mit jener tyrannischen, die wir oft so schwer empfinden.

Kehrt wieder, kehrt wieder, ihr sonnigen Tage unendlich süßer Einsamkeit und unschuldiger Träumerei! Kehrt wieder, Morgen und Abende, die ich dort oben auf dem Turme verbrachte, umschwärmt von Falken oder von Schwalben, den Himmel mit seinen Wolkenspielen über mir, den Wind und das Wetter erspähend, das weite Land ringsum mit seinen Dörfern und Fluren in Ruhe betrachtend! . . .

Aber der helle Strahl meines Brünnleins strömt immer nur abwärts ins Becken, und vom Becken abwärts zur Erde, und nie strömt er aufwärts zurück in den Stamm der Platane.

Wie dieser Brunnen, so flossen und fließen auch Tag und Nacht die schönen Wasser von Wolfsberg. Aus einigen Fenstern unsrer Stuben sahen wir in den Schloßhof hinab: da wuchsen auf den längst begrünten Schutthaufen des letzten Brandes uralte Hollunderbüsche und schlanke Akazien. Unter ihrem Laubdache steht, von der erneuerten Quellenleitung gespeist, eine steinerne, moosige Schale, und ein mächtiger Springbrunnen wallt darin auf und nieder. Sein Rauschen drang oft in meinen Schlaf; ich erwachte wohl und blickte zu ihm hinaus: da hielt er Zwiesprache mit mir und bewegte sich im Mondlicht, das durch das Blattwerk zitternd ihn umgaukelte. Aus andern Fenstern aber schauten wir auf den breiten Burgzwinger, der den Schloßbau von jenem verbindenden Berggrat, der einzigen Zufahrt, zu seiner Sicherung trennt. Er war deshalb in alten Zeiten ein ganz freier Platz, von der Burg her nur durch ein Thor im Zwischenbau und durch die Zugbrücke über den trockenen Graben zugänglich, auf der Gebirgsseite aber, wo der Fahrweg in ihn mündet, durch ein Vorwerk befestigt. Jetzt überwucherte ihn längst das üppigste Buschwerk, Nußbüsche, Weißdorn und wilde Rosen, und unterhalb der Ruine eines höher auf Felsen gelegenen Vorwerks

hat eine später hervorgetretene Quelle einen kleinen Weiher gebildet, in den sie über die grünbewachsenen Blöcke lebhaft hinabperlt. Hier saß ich so gern mit meinem Spiel oder einem Bilderbuche und sah den Schatten der Schloßtürme auf mich heranrücken oder die Sonne hinter der Flanke des Hauptbaues blendend hervorbrechen. Dann lief ich weiter, durchkroch die Befestigungen und ihre Gewölbe, ihre unterirdischen Gänge, drängte mich durch Dornen und Gestrüpp, um zu verborgensten Plätzen zu gelangen, wo die heilige Stille mich verwirrend befiel und mir das Herz bis in den Hals hinauf klopfen machte! Oder ich stieg hinunter über die letzten Ringmauern in die tiefen Schluchten und Falten des Berges; da stehen die ältesten Tannen und Fichten, auch weit ausladende Buchen in dichtem Gemisch, ein verwilderter Wald, an den seit einem Jahrhundert kein Förster die Hand gelegt hat. Selbst hier fehlt das Wasser nicht. Ein Bächlein entspringt in der einen Schlucht, um sich dem Bache des Thales gleich unten anzuschließen, und so tönen denn Wind und Welle dem lauschenden Ohre auch hier ihren Wettgesang. Ich kannte in Wald und Garten die Vogelnester alle, die Lager der Hasen, die Löcher der Dachse und der wilden Kaninchen; ich sah im warmen Grase die Schlangen und Eidechsen schlüpfen; und lüstete mich nach dem Anblick von Rehen und Hirschen, so strich ich stundenweit hinaus durch die Wälder des Gebirges und über einsame

Hochmatten. Ermüdet kehrte ich dann heim und sang vor mich hin, und zusammengekauert auf dem Treppenabsatz des Hauses genoß ich das dunkle Gefühl der Zugehörigkeit zu dieser für mich menschenlosen Welt.

Wie aber wurde der Berg dein Genosse, und was konnte dabei gutes zuwege kommen? Das fragst du! Ersetzte er mir doch in meiner verlassenen Kindheit und in den ersten Knabenjahren den Verkehr mit meinesgleichen. Er bot mir Unterhaltung und Beschäftigung aller Art; dadurch lehrte er mich früh, die Einsamkeit zu ertragen und mich an meiner Phantasie selbst zu vergnügen. In meiner ungebundenen Freiheit entwickelte ich meine Fehler und Tugenden wenigstens nicht nach anderer Irrtümern, sondern einheitlich, und den wenigen Knaben, mit denen ich hin und wieder zusammentraf, begegnete ich ohne freudige Erregung und Begier nach Freundschaft, da ich mir selbst zu genügen durch Zwang gewohnt war. Das war nun gewiß nicht alles gut, im Gegenteil, es barg die Gefahren in sich, denen ich fast erliegen sollte, aber es war noch das beste, was in meiner Lage mit mir geschehen konnte.

Ein jähes Ende nahm dieses romanenhafte Leben durch den Tod meines Oheims. Wir fanden ihn eines Tages entseelt in seinem Arbeitssessel: ein Herzschlag hatte ihn getroffen, während er an den letzten Zeilen einer Geschichte des Wolfsbergs schrieb.

Seinem längst geäußerten Willen gemäß wurde er neben der Ruine der Schloßkapelle, in der Nähe der Grüfte unserer Vorfahren, unter alten Eichen beigesetzt — und für mich fand sich in einem entfernten Verwandten mütterlicherseits ein Vormund, der den Wolfsberg den beiden Dienstleuten anvertraute und mich ohne weiteres in die Stadt hinüberbrachte. Ich wurde zu einem Lehrer ins Haus und auf die Schule gethan, wo ich infolge meiner unmodernen Vorbildung vierzehnjährig in die Quinta zu sitzen kam.

Und nun begannen die Jahre der Kämpfe: wütendes Heimweh nach der freien Einsamkeit, fortwährender Streit mit den erbarmungslosen Kameraden, schlechtes Vorwärtskommen in den Klassen, schließlich die Verirrung in die Schöngeisterei, eine Frucht meiner rückhaltlosen Hingabe an Phantasie und Gefühl.

Daß ich dir, freundlicher Leser, meine Entstehung so sachlich vorerzählen kann, als beträfe sie einen dritten, verdanke ich aber zum guten Teile — dem Wolfsberg.

Zu ihm nämlich kehrte ich nach jener elenden Zeit auf den Universitäten, und in der hauptstädtischen Sphäre gedemütigt, zerschlagen und aus tiefen Wunden blutend, zurück, zu ihm, den ich seit meinem Abzug zur Schule nur immer wie im Fluge und in den letzten Jahren überhaupt nicht mehr besucht hatte. Ich fand ihn vollends verwildert, das Haus verstockt und verschlossen; Magd und Knecht

waren längst gestorben; aus den verstopften und zerstörten Wasserleitungen quoll allenthalben Versumpfung und Moder. Ein heißes Weh übermannte mich: unter den Menschen hatte ich Schiffbruch gelitten, und der Ort, zu dem ich flüchtete, der einzige, an dem ich mich je glücklich gefühlt, er war durch meine, seines bestellten Pflegers, Schuld so ganz unwirtlich und wüst geworden, ein treues Abbild meiner kranken Seele. Aber ich war ja auf dem Wege der Heilung, war doch entschlossen, mir in stiller, ehrlicher Arbeit den Verstand zu stärken und den Empfindungen eine solidere Fassung zu geben: da hatte ich denn bald meinen Plan entworfen. Auf Wolfsberg wollte ich bleiben, und während ich, in reger Verbindung mit den Instituten und der Bibliothek der nahen Stadt, in den exakten Wissenschaften nachholte, was mir fehlte, und lernte, wessen ich bedurfte, widmete ich meine übrige Zeit dem wieder geliebten Berge.

Nicht, als hätte ich Schloß und Feste herstellen und aufputzen oder ringsherum einen englischen Park, wie man sich ihn wohl zeichnet, ausführen wollen. Nein, wie vor Zeiten lebte ich mich in alles, was ich gleichsam in Verzerrung und Verzeichnung vor mir sah, sachte hinein und suchte dann aus der Verwilderung allmählich die Form herauszubilden, die dem Charakter jeder Stelle, jedes Motivs wie von Natur entsprach. So schuf ich wie ein Künstler, aber als ein streng realistischer, und es dauerte lange, bis ich dazu Erkenntnis und Kennt-

nisse, Erfahrung und Übung genug erworben hatte. Mit Hilfe eines Gartenknechts — er war verheiratet und wohnte in einem Häuschen, das ich am Eingange der Burg erbaute — und mit Arbeitern nach Bedarf ging ich ans Werk, ohne jede Übereilung, wie man eine Aufgabe ergreift, die wohl das ganze Leben füllen wird. Die alten Mauerwerke der Ruine wurden untersucht und vor weiterm Verfall sorgfältig geschützt; die Wohnräume im Zwischenbau der Türme machte ich mir luftiger und heller. Bald sprang der Brunnen wieder wie ehemals im Schloßhof, und das neu geleitete Wasser verteilte sich nützlich und ergötzlich in den gesäuberten Gärten. Soviel Gebüsch den Vögeln auch gelassen wurde zum Nisten, das Überwachsene wurde doch verjüngt; es entstanden freie, geschützte Plätze, auf denen Blumen oder Obstbäume wuchsen; die sonnigen Mauern entlang führte ich Spaliere für Weinreben, wieder anderswo legte ich Baumschulen und Rosenpflanzungen an; auch ein geordneter Küchengarten fehlte nicht. Durch die Befestigungen und hin und her im Walde führte ich Wege, und es war mir ein Vergnügen, neben dem Nützlichen, das ich erfand, auch das Schöne zu pflegen, indem ich dafür Sorge trug, immer neue, überraschende Blicke auf die Burg oder in die Gegend hinaus den Lustwandelnden zu eröffnen.

So war ich denn selber zu dem Leben eines Sonderlings gekommen, nur daß ich nicht wie mein

Oheim mich ausschließlich in den Büchern verdämmerte, sondern mich zwang, mit den Menschen jenseits des Berges in Verkehr zu bleiben und diesseits nicht mehr in die Natur hineinzuträumen, sondern unermüdet thätig mit ihr fortzuschreiten.

Und was ich begann, gedieh. Wer mein Wolfsberg gesehen hat, weiß meine Gartenkunst zu rühmen. Der Boden, sorgsam bearbeitet, verständig bepflanzt, spendet in Fülle seine Gaben; selbst die alten Bäume des Waldes, denen ich Luft schaffte, erweisen sich dankbar durch herrliche Entfaltung, und die Burg, in ihrem grünen Schmucke, erhebt sich jetzt ebenso freundlich, als sie ehemals finster und trotzig dastand. Das war die Gegenliebe des Berges, und mit an ihr gesundete ich von der schweren Verwirrung.

Aber sie war es auch, die mir den neuen Wermut ins Leben gab. Ich bin in der That bis heute der „alte Florizel" geblieben, denn so vielseitig ich auch nach allen Richtungen hin studierte und mich in Bibliotheksverwaltung, Naturkunde und Gartenwirtschaft stürzte, so einseitig pflegte ich schließlich doch mit allem diesem, nur eben in andrer, besserer Art als früher, meines Herzens Neigung. Die Luft an der stillen, geistnährenden Arbeit, und die an der zärtlichen, den Klugen des Thales schon lächerlichen Pflege des Berges, erhalten und immer noch gesteigert durch das dankbare Gedeihen des Begonnenen, diese Einsiedlerluft entfremdete mich

doch, wider meine bessere Absicht, der menschlichen Gesellschaft. Ich verlor die Wärme der inneren Beziehungen zu ihr; meine Bekannten blieben mir, aber meine Freunde gaben mich auf, und ehe ich es spürte, war ich auch über die Jahre hinaus, in denen ich noch einmal hätte wagen dürfen, eine Frau in mein Schneckenhaus einzuführen.

Ja ich wurde einsam, und ich werde es bleiben. Aber wenn ich gleich die Einsamkeit liebe, so ist doch kein Mensch in Wahrheit für sie geschaffen; und so kamen denn auch die bitteren Stunden, da mir die Festigkeit des Geistes erlahmte, und die Öde mich angähnte und kein Grün mich tröstete. O wie sehnte sich dann mein lebendiges Herz nach einem Leben, das ihm entgegenschlüge, das Ohr nach einer Stimme, die ihm koste! Wie wäre ich glücklich geworden, hätten mich Kinder umspielt, Kinder, die ich weiser erziehen könnte, als ich erzogen worden bin! Meinen Ältesten, mein Ebenbild, würde ich Felix genannt haben, und wieviel Liebe, hingebende, opferfreudige, entsagende, hätte ich ihm um die liebe Stirn gelegt, damit nicht allzufrühe Sorgen und Kümmernisse sie furchten ... er würde die Glut meiner Seele geerbt haben, aber ihre Beweglichkeit hätte ein zweiter bekommen, der würde wohl leichter als sein Bruder sich in die Welt hinaus finden ... und als dritte wäre mir ein Töchterchen aufgewachsen, ihrer Mutter ähnlich, das Lächeln des Hauses — vorbei, vorbei! Schicksal und Schuld

haben mich Dilettanten des Lebens mein Wesen büßen lassen; ich ergab mich darein, und des zum Zeichen setzte ich ein Memento, ein ernsthaft großes Holzkreuz auf einen Felsen im Garten und habe darunter die Wünsche begraben, deren Erfüllung mir für immer versagt ist.

So blicke ich seit vielen Jahren, wenn mich nach einer warmen Seele verlangt, in die Augen der Gärtnerskinder, die um mich spielen, in die meiner Armen, denen ich Gutes thue, und in die meines treuen Hundes, der mein Leidensgesell ist. Daran Genügen zu finden, habe ich gelernt, und was an Liebe noch überschüssig in mir aufflammt, das wirft sich auf mein sonstiges Thun und Treiben. Ohne sie wäre der Berg gewiß um sein Recht gekommen, aber auch all die Arbeit in meinem Beruf und an meinem Wissen bliebe ohne Kraft und Schwung, wenn ich kühl und nüchtern empfände. Noch nie sind ein Amt und eine Wissenschaft dadurch geschändet worden, daß ein pflichtbewußter Mann sich ihres Sachlichen warmherzig denkend annahm.

Du siehst, lieber Freund, weshalb ich auch jetzt, als ich auf die Verfolgung der Antike in deutscher Art und Kunst geraten war, mich nicht mit dem Lesen der Bücher andrer begnügen konnte, sondern dem Buchwissen auf meine Art eine kräftige Anschauung unterlegen mußte. Vielleicht vergeblich und unzweckmäßig; aber einstweilen sitze ich doch hier in Theben, zwischen disputierenden Neuhellenen

im Fez und mit Wasserpfeife; und wenn ich über mein Sein und Nichtsein am Laufbrunnen unter der Platane genug gegrübelt habe, so kommt wohl auch einmal der antiquarische Geist über mich, und ich mache mich auf, um die fränkischen Wasserleitungen und Stadttürme nach Inschriftsteinen abzusuchen und mit dem Pausanias in der Hand die Stellen der antiken Thore, den Umfang der Burg und der Ringmauern und die Namenveränderung der Flüßchen und Quellen wiederzuerkennen. Sicher aber weiß ich, daß Äschylos und Sophokles mir diese Stätte bedeutsamer machen, als es der sorgsamste Städtebeschreiber Altgriechenlands jemals thun wird.

Zwischen griechischen Inseln

Daheim in behaglicher Winterstille „das Land der Griechen mit der Seele suchend" las ich vor meiner Ausfahrt davon zunächst in älteren Reisewerken und suchte mich durch Kupferstiche darüber zu unterrichten: da bildete sich mir von der Heimat der Antike eine Vorstellung, der etwa die idealisch empfundenen Bilder italienischer Landschaft von Claude Lorrain oder Poussin entsprechen mögen. Das war vergnüglich, aber trügerisch. Bald griff ich deshalb zu Photographien, zu neueren Berichten: die zeigten sich zwar bestimmt und belehrend, jedoch auch wieder farblos und oft aufgehend in gleichgiltigen, unkünstlerisch gefaßten Einzelheiten. Am

besten von allem half mir schließlich die Karte. Durch sie prägt sich Griechenlands energisch ausgezackte Gestalt aufs schärfste dem Auge ein und deutet ihm, falls es Ungeschriebenes zu lesen weiß, die Gegenden mit ihrer wesentlichen Schönheit richtig an. Denn seitdem schwebte mir bei dem Worte Griechenland sofort das Bild des Meeres mit vielfach eingebuchteten Küsten vor, das Bild einer Welt von Halbinseln und Inseln. An das bergige Innere des Peloponnes oder Thessaliens denke ich vor der Karte auch heute noch immer erst nachträglich; die Berge, deren Züge ich gezeichnet sehe, sind mir gleichsam nur der Hintergrund für die malerisch entfalteten Uferlandschaften; auch die Ebenen des Binnenlandes bleiben mir fürs erste unbedeutend. Und mit Recht beherrscht das Meer samt seinen Küsten und Inseln auf diese Weise meine Phantasie; es ist das Lebenselement des hellenischen Wesens.

Von welcher Seite auch immer ein Schiff sich Griechenland nähert, es wird stets, ehe es zum Hafen gelangt, von einigen Inseln, wie von Vorposten, empfangen. Einzeln oder zu Gruppen zusammengeschoben liegen sie auf der Flut; aus der Ferne erblickt, oft Schilden ähnlich, die sich mäßig, nur gegen ihre Mitte zu einem Zierat gebuckelt, erheben. Oder sie sind ungeheuern, ruhenden Tieren vergleichbar, mit lang ausgestreckten Tatzen, auf die sich das Haupt gesenkt hat. Andre gipfeln sich hoch und

kühn empor, als Berge, deren Wurzeln wir nicht sehen, und die bis zur halben Höhe in die Gewässer versunken scheinen, so steil fallen ihre Hänge zum Meere ab. Kahl oder nur mit niedrigem Buschwerk bedeckt sind fast ohne Ausnahme ihre Spitzen und Seiten; der Wald, wo er noch vorkommt, hat sich gewöhnlich in die Schluchten verzogen; deshalb mildert keine Baumkrone die scharfe Führung ihrer Umrisse. Und doch sind diese Linien schwungvoll und weich, weil Bildungen von Kalkstein auf den Inseln vorherrschen. Wo dagegen vulkanische Gebirge auftreten, wie auf Thera (Santorin) und auf Methana bei Aegina, da ist, wie zur Abwechslung, für zackige, wildbewegte Umrisse gesorgt, und das milde gestimmte Bild empfängt einen Zug von Härte. Doch eben nur einen Zug! Denn stets überwiegt im Charakter der Inseln der Eindruck des friedlichen Lagerns, mögen sie nun in der Mittagssonne hell und nüchtern erglänzen, oder am Abend in unerhörten Farbenspielen schimmern, oder an den seltenen trüben Tagen matt und geisterhaft aus dem Meeresnebel auftauchen und in ihm wieder verschwinden. Nur die Vorgebirge, als rauhe Wächter ihres Landes, stehen immer starr und trotzig da, und es bedarf keines Sturmes, daß sie dem Schiffer schrecklich werden — aber selbst sie schmücken sich häufig, und ist es auch bloß durch Menschenhand, mit einer freundlichen Zierde, dem weithin leuchtenden Tempel, der die Grüße und die Ge-

lübde des scheidenden wie des heimkehrenden Schiffers aufnimmt, oder mit einem riesenhaften Heroenbilde in selten gestörter Einsamkeit, das über die Fluten hinaus dem Sonnenaufgang entgegenträumt.

Menschenhand hat freilich nicht an jeder Insel Griechenlands gemodelt. Denn zahlreich an allen seinen Küsten, in allen Archipelen, sind unbewohnte, überhaupt wohl nie besiedelte Eilande. Mangel an süßem Wasser und an ausreichender fruchtbarer Erde verurteilt sie zu ewiger Öde, wenn nicht ein spärlicher Pflanzenwuchs, der an die Felsen geklammert sich von Regen und Tau nährt, Insekten und Vögel heranzieht, oder der Zufall irgendwelche genügsame Vierfüßler, Mäuse und Kaninchen, auf ihnen aussetzt. Solche Inseln bringen einen schwermütigen, ernsthaften Grundton in die Landschaft. Sie steigern den Eindruck der Einsamkeit, der sich selbst überlassenen, sich selbst auch genügenden Ruhe, die im ganzen Süden herrscht, und sie deuten an, daß auch das kleinste Festland, die klippenhafteste Insel, von Natur in entschiedenem Gegensatze zur See, an deren lächelndem und launenhaftem Wesen keinen Anteil hat. Daher bevölkerte der alte Glaube Berge und Schluchten mit wohlthätigen, ganz still und zweckmäßig waltenden Gottheiten, mit tüchtigen Kyklopen und allenfalls mit tölpelhaften Waldteufeln, das Meer aber, die Heimat der Schaumgeborenen, mit einer völlig andern Gesellschaft: über die Wellen zieht Galathea einher, umgaukelt von Liebesgöttern,

mit ihrem jauchzenden, licht- und schönheitstrunkenen Gefolge, den silberfüßigen Nereustöchtern, den klugen Meergreisen, den mächtig blasenden Tritonen, und mit tausend andern fröhlichen Wundern vom Delphin bis hinauf zum schnaubenden Hippokampen.

Auf hoher See ist eben alles Rastlosigkeit, alles Bewegung. Wandernde Wogen, die still, wie sie aus ihm auftauchten, sich ins unergründliche Element verlieren; lässiges Auf und Nieder, das ruhige Atmen der Gewässer; selbst bei spiegelnder Meeresfläche ein Hin- und Widerstreichen von Wolkenschatten, ein glitzerndes Sonnenweben; und über alles dies hin der unermüdliche Flug langflügliger Möwen und das windgeschwinde, schwirrende Daherschweifen behender Sturmvogelvölker. Ganz leblos und lebensfeindlich erscheinen dagegen, wenigstens auf den ersten Blick, selbst die bewohnten unter den Inseln. Ungastlich verwehren ihre Felswände das beliebige Landen, verödet liegen ihr Strand und ihre Abhänge. Nur hier und da im Buschwerk eine Rodung, auf der etwas Gerste oder dürftiges Gras gedeiht, hier und da auch für die Ziegen und Schafe eine Hürde, nahebei eine überwölbte Cisterne, vielleicht auch eine armselige steinerne Hütte, die sich von dem Felsen, auf dem sie steht, kaum unterscheidet. Eine menschenleere Straße zieht sich in langen Linien, von irgendwelchem unsichtbaren Orte kommend, die Berge hinauf, hinüber in das Innere der Insel und zu ebenso unsicht-

baren Orten an den geschützten und weitverzweigten Buchten der tiefen Golfe.

Denn es fehlen hier keineswegs die freundlichsten Städtchen, nur offenbaren sie sich dem Ankömmling erst dann, wenn er, um ein letztes Kap biegend, unmittelbar vor ihnen angelangt ist. Berge decken den natürlichen Hafen vor der See und vor Winden, allenfalls helfen noch kleine Dämme den bequemen Ankerplatz verbessern. Am Hafen breitet sich der Staden, nahebei auch der Hauptplatz aus mit der Kirche, den ansehnlichsten Häusern, den Regierungsbauten, Gasthöfen, Kaufläden und Warenspeichern; das Kalkweiß des Südens, oder ein blasses Hellblau, auch etwa ein Rosa, deckt die glatten, schmucklosen Wände, die Dächer bestehen aus rotgelben Ziegelpfannen, oder weiter östlich aus orientalischem, flachem Mörtelguß. Hinter der Marina steigt die Stadt an; krumme, enge Gassen mit unregelmäßigen Häusern, Balkonen, Freitreppchen und Hofmauern streben in die Höhe zu freiern Rampen und Plätzen, auf denen vielleicht noch einige Kapellen, die Windmühlen und Reste alter Befestigungen zwischen Hütten und Gärten hervortreten. Noch weiter oben folgen dann Obstbaum- und Olivenpflanzungen auf sorgfältig gehegten Terrassen, und endlich, dem besten Erdreich nachgehend, die Weinfelder und die Getreideäcker, die sich im Wechsel mit Weideland in die geöffneten Hochthäler und zu den kleinen Ebenen des Binnenlandes hinziehen. Fabriken und andere

gewerbliche Anlagen mit lärmendem Treiben werden wir schwerlich in solchen Hafenstädten finden. Die leben überhaupt nur sacht und stille vor sich hin. Auf ihrer Reede ankern bescheidene Fischerbarken, kleine Kauffahrteischiffe für den Verkehr mit den Nachbarorten, und gelegentlich gastiert einmal ein Dampfboot mit Regierungskommissaren, auswärtigen Händlern und Fremden. Ist solch ein Dampfboot in Sicht, so beginnt allerdings eine plötzliche, allgemeine Aufregung. Die Marina füllt sich mit Neugierigen, Frauen gucken aus Fenstern und Thüren, die Polizei stellt sich in nachlässigem Anzuge auf ihren Posten. Lärmend, um die Wette, rudern betriebsame Leute dem Schiffe entgegen, um einen Handel zu eröffnen oder Fahrgäste aufzunehmen. Der Dampfer läuft ein in die Bucht, er hält in oder vor dem Hafen; ein jeder besorgt seine Obliegenheiten, und bald zieht er wieder davon — alles liegt dann wie vorher in vollkommener Ruhe. Durch das Meer viel eher vor der Außenwelt verborgen als mit ihr verbunden, teilt die Stadt mit ihrer Insel die weltfremde Abgeschlossenheit, und völkerbewegende Ereignisse, die anderswo längst ausgewirkt haben, überraschen sie spät wie ein seltsames Märlein.

Dies mag der Typus der minder bedeutenden Inselstädte sein, etwa von Mykonos auf dem gleichnamigen Eilande, oder von Gavrion auf Andros, oder von Vathy auf Ithaka; selbst Poros, bisher

ein beliebter Badeort und Station der hellenischen Kriegsflotte, erscheint kaum anders. Wen könnte das wundern? Städte entwickeln sich immer in dem Maße, als sie von ihrem Hinterlande ernährt und beschäftigt werden, oder durch ihre Lage für Welthandel oder Großindustrie geeignet sind. So erklärt sich leicht, daß die meisten dieser Hafenorte niedergehalten bleiben, denn ihre Inseln erzeugen und verbrauchen, bei ihrer beschränkten Fruchtbarkeit und mangelhaften Kultur, nur wenig; an größeren Handelsstraßen, die sie begünstigen könnten, liegen ihrer aber bloß ein paar. Das sind Städte wie Hermoupolis auf Syra, das als Hauptstation auf dem Wege nach Konstantinopel erst vor kurzem von Patras und Piräevs abgelöst worden ist, Städte wie Zakynthos auf Zante, Argostoli auf Kefalonia oder Chalkis auf Euböa, die Pförtnerin am schmalen Euripos, die nicht nur Vorteil von ihrem geschützten Hafen und der vielbefahrenen Meerenge hat, sondern auch als Hauptstadt der reichen und wohlkultivierten größten griechischen Insel mit Märkten, Gewerken und Fabriken genau wie eine wohlhabende Stadt des Festlandes auftritt. Dem entsprechend unterscheiden sich natürlich die kleinen Festlandshäfen, die wie Itea und Ägion kein ergiebiges Hinterland zur Versorgung und Ausnutzung oder keine Verbindungen ins Innere und mit der Küstennachbarschaft haben, in nichts von den unbedeutenden Inselhäfen.

Im Altertume freilich gab es Inselchen, die

ohne zu säen und zu ernten und in Scheunen zu sammeln zu großer Bedeutung gelangten. Das waren solche, auf denen sich, nicht anders als zu Delphi und Olympia, nationale Heiligtümer entwickelten. Delos ist heute ein baumloses Gefilde, das um den Berg Kynthos herumliegt, ganz unbewohnt, hier und da grünend von Feldern, die von den Nachbarinseln aus bestellt werden, besät im übrigen mit Trümmern, zwischen denen ein schlammiger Weiher ruht. Das ist nicht mehr und ist doch die Delos des Altertums, die wandernde Insel, die erst für die kreißende Leto am Meeresgrunde befestigt wurde und nun die Geburt der Zeuskinder Artemis und Apollon erlebte; die heilige Delos, die sich mit Tempeln bedeckte, die Theater, Hallen, Prachtbauten, Prachtplätze aller Art auf sich versammelte, auf deren heiligem See die Schwäne Apolls sich wiegten und spiegelten, deren Hügel und hohe Meerufer die herrlichsten Gärten und Villen schmückten! Hier feierte ganz Griechenland seine Feste; hier wurde, bis Athen ihn an sich nahm, der Schatz der ägäischen Bundesgenossen gehütet, und bis in die Barbarenzeiten hinein standen hier als edelste Weihgeschenke und zur Anbetung ganze Legionen von ehernen und marmornen Kunstwerken, eine Schöpfung hellenischen Geistes, wie die Phantasie sie kaum herrlich genug in die herrliche Landschaft ringsum, den Archipel der Kykladen, hineinmalen könnte.

Wenn ichs aber recht überlege, wenn ich andre und mich beobachte, so beginne ich, zu meiner Über-

raschung, zu begreifen, daß die Phantasie an diesen Orten und auf diesen Meeren weder sehr geneigt ist noch es sein sollte, am Wiederaufbau der alten Welt ausmalend zu schaffen. Schon in Korfû gedachte ich Homers mehr aus Gewissenhaftigkeit als freiwillig; dann bin ich an Ithaka entlang gefahren und hörte denn auch auf dem Schiffe so manches hin- und widerreden von Penelope und Laertes, Eumäos und Telemach; aber ich weiß nicht, ob die eifrigen Sprecher die Gestalten, von denen sie schwärmten, nun wirklich auch nur leidlich echt und naturwahr dort oben wandeln sahen. Bloß dessen bin ich sicher, daß mir jene Bilder lebendig sind, wo immer die Verse Homers in mir erklingen, und daß mich dort, wo sie ehemals herrschten, nur die wunderschönen Linien des nicht mehr waldigen Neritos und des Korax beschäftigten. Wer an ungebändigter Einbildungskraft leidet oder statt zu schauen, statt sich der Wirklichkeit zu bemächtigen, lieber Träume modelt, aus denen ihm wie aus Spiegeln doch schließlich nur sein Ich entgegenglänzt, dem freilich wird es nicht so ergehen. Der wird von nichts anderm als von Erscheinungen und Offenbarungen berichten und dabei nicht glauben, um wieviel genußreicher, anregender und belehrender ihm eine sachlichere Auffassung seiner Eindrücke gediehen wäre. Denn was dort zwischen den griechischen Inseln auf den Nordländer, besonders auf den Neuling im Süden, an Fremdartigem und in strenger Weise Schönem einstürmt, ist schlechthin so bedeutend, daß

wir uns mit aller Energie hineingewöhnt, es durch Hingabe daran uns völlig zu eigen gemacht haben müßten, ehe wir wagen dürften, mit den altgriechischen Dichtern zu wetteifern. Denn ist es nicht eine Art von Konkurrenz, wenn wir uns unterfangen, unsre anachronistischen Erzeugnisse, und seien es auch nur die bescheidensten Wiederbelebungsversuche der Vergangenheit, neben die ihrigen rücken? Gegenüber dieser Landschaft nebst allem, was sie an Sichtbarem und Unsichtbarem enthält, können wir uns nicht anders als arm und immer zum Empfangen bereit fühlen; und gerade wie wir auf unserm Lebenswege nur durch Arbeit, durch entschlossene Anstrengung aller Art uns Einsicht und geistige Fruchtbarkeit erwerben, so erschließt sich uns der eigentliche Wert solcher Reisen bloß dann, wenn wir uns strebend um ihn bemühen.

Ich will mir also das Ruinenfeld von Delos nicht eher in seine prächtige Vergangenheit zurückbeschreiben, als bis ich es etwa einmal genau studiert habe und ein vortrefflicher Kenner der alten Baukunst geworden bin, ein Spezialist in der Archäologie; und ich getraue mich auch nicht, diese Inseln, diese Häfen mit altgriechischen Menschen und Göttern zu bevölkern, so lange meine Phantasie durch die stilisierten Bilder gebunden ist, die uns zufällig erhaltene, oder unzureichend nachgeschaffene Kunstwerke aus den verschiedensten, meist schon unklassischen, ungriechischen Zeiten von Göttern und Menschen eingeprägt haben. Solche Bilder wirken auf uns mit

einigem Recht, so lange wir, gleichsam geschlossenen Auges, in der nordischen Zelle die alten Dichter lesen und naiv zu begreifen trachten, so gut es eben gehen will; aber sie verbleichen und verflüchtigen sich, sobald uns hier im Süden der Himmel und die Erde, denen jene angehörten, bei jedem Atemzuge zurufen: Wage nicht, mit deinen krummen Geschöpfen uns zu nahen! Das Geschlecht, das wir zeugten, ahnst du doch kaum; das mußt du erkennen, sobald du uns erblickst, und dir steht fortan nicht mehr frei zu fabeln.

In alten Zeiten pilgerte man hier zu Schluchten und Höhlen, die ein Gott bewohnte; Odysseus wagte sich zu den Toten, Menelaos zum Meergreise Proteus, um Orakel und Aufschlüsse zu erlangen. So wurde auch mir zwischen diesen Inseln, ähnlich wie seinerzeit in Delphi, eine gewisse Erleuchtung zu teil, und zwar diesmal die radikale Überzeugung von der Unzulänglichkeit meines ganzen Wissens über die Antike; denn ich suchte andächtigen Herzens die Götter dort, wo sie geschaffen worden waren und ihrerseits geschaffen hatten, und da ich ehrlich war, gestand ich mir, daß ich sie nicht finden konnte. Doch wie ich nun in Demut mir versprach, daß ich wirklich aufs neue beginnen wolle mit Lernen und Urteilen, da sagte mir mein Daimonion: Versuch es zuerst mit der Beobachtung der Menschen, wie sie heute dort leben, und fahre fort mit dem Besuchen ihrer Wohnstätten.

Ich befolgte den Rat und fand ihn gut. Ich

betrachtete, was mir am nächsten lag, die Insel- und Küstengriechen, und glaubte zu erkennen, daß sie genau wie ehemals im wesentlichen, vielleicht nur noch ausschließlicher als früher, ein Schiffervolk und ein Volk von Kleinhändlern sind.

Man gelangt ja nach Griechenland auch eigentlich nur zur See. Wie vor Tausenden von Jahren lassen sich alle Wanderer, die nicht etwa die verborgenen Schleichwege vorziehen, noch heute durch die Höhen des Schar-Dagh und die thrakischen Gebirge abhalten, von Norden her in Hellas einzudringen: sie wählen stets die sicheren und bequemeren Wasserstraßen, die von Westen, Süden und Osten dahin führen. Schon deshalb ist Griechenland das Land der Schiffahrer geblieben; aber es wird es auch bleiben, wenn einmal die Eisenbahn Thessalien mit Saloniki verbinden wird. Denn wie in Kleinasien, Syrien und Ägypten die Kamelkarawanen mit gleichmütig langen Schritten ihre Lasten die Bahndämme entlang befördern, ohne sich von der Überflügelung durch die europäischen Satansmaschinen beirren zu lassen, so wird in Griechenland die Schiffahrt als das bei einer sonst noch unentwickelten Verkehrstechnik von der Natur geforderte Verkehrsmittel mit Vorliebe selbst da noch ausgenutzt, wo Eisenbahnen und gute Straßen sie streckenweise entbehrlich machen sollen. Das Matrosenhandwerk steckt dem Volke eben im Blut. Ein Land, das so viele Golfe hat und von so zahllosen Inseln umgeben ist, die, eine immer in der Sehweite der andern, zu Überfahrt und

Austausch geradezu locken, ein solches Land kann nicht aufhören, seetüchtige Geschlechter hervorzubringen. Zeigen doch schon die ältesten Mythen und Epen die Hellenen immer wieder als kühne Seemänner, auf abenteuerlicher Heldenfahrt nach dem äußersten Nordosten strebend, oder mit Hunderten von Fahrzeugen auf festgeschlossenem Kriegszuge, oder als wagende, kluge Kaufherren, die sich mit Ruder und Segel Ort um Ort ihrer Welt entdecken, oder als Fährleute, die den Bedarf des Tages besorgen — alle mit dem Gefühl in der Brust, daß sie sich einem reizbaren, gefährlichen Elemente überantworten, aber doch mit einem mutigeren als jenem nervösen Respekt, der dem ersten Befahrer des Meeres ein Herz durch eichene Planken und durch dreifache Eisenreifen gefestigt zuspricht. Und in historischer Zeit, in der goldenen Periode hellenischer Freiheit, machen sich die Flottenexpeditionen, die Aussendungen von Kolonisten nach allen Seiten, die Seekriege und Seesiege, nicht minder geltend. Als dann später die Jahrhunderte der Unterdrückung, der zerstörten Kultur und der schmählichsten Knechtschaft lasteten, blieb bei dem schrecklichen Niedergange doch die betriebsame Seefahrt bestehen. Sie diente von Hafen zu Hafen und weiter hinaus dem Verkehr der fremden Kaufleute wie der einheimischen Krämer und der Reisenden; auch fischte man jetzt, was das frühe Altertum bei seinem Grauen vor der Fischkost unterlassen hatte, mit Eifer und Ge-

schick: ganze Flottillen von Kähnen lagen taglang, nachtlang auf hoher See, oder der einzelne Fischer wand sich mit seinem Einbaum lautlos durch die Klippen, um die ihm wohlbekannten Meeresbewohner zu überlisten.

Und so ist es geblieben. Die Zeit freilich ist um, da die Trieren und die mittelalterlichen Barken mit ihren roten und braunen hochragenden Segeln, mit ihrem kräftigen Ruderschlag das Meer ausschließlich beherrschten. Ihre orientalisch-lässige Grazie konnte sich mit dem modernen Eilen nicht recht vertragen, sie wurden auf den Dienst der kleinen Häfen und Inseln und eben auf die Fischerei beschränkt, von allen größeren Linien aber durch die europäischen Dampfschiffe verdrängt. Dafür sind diese selbst dort griechisch geworden. Neben den Schiffen fast aller seefahrenden Nationen, von der englischen bis zur ägyptischen, befahren nämlich griechische Dampfer in Menge das Mittelländische Meer, und auf ihnen zeigt sich die Bemannung so echt griechisch wie jemals: die Matrosen gewandt, tüchtig, der Schiffsarbeit zugethan, dagegen die wenig und eben darum schon zu viel gebildeten Beamten und Kapitäne nur zu oft unzuverlässig, gleichgiltig in der Sauberkeit und Ordnung, unachtsam in Sachen der Sicherheit und der Präzision.

Aber ein Volk von Seeleuten ist immer zugleich ein Volk von Händlern, und die Inselgriechen von heute, als Bewohner meist verarmter Ortschaften,

müssen im Kleinhandel aufgehen. Wer besonderen Kaufmannsgeist in sich spürt und außerdem Mut und Kraft hat, dem Glücke fernhin nachzustellen, der zieht ins Ausland, gewöhnlich nach der Levante, und wird dort vielleicht rasch ein Millionär; auf den kleinen Inseln jedoch und an den Küsten, in den abseits von Verkehr liegenden Häfen, entwickelt sich die Begabung zum Handel wohl nur in der Form des Krämersinnes. Schlau und zähe widmet man sich dem bescheidensten Geschäft; der Vorteil, den man sich errechnet, bildet das brennende, fast das einzige Interesse des Lebens und wird mit Aufbietung aller Kraft herausgebracht. Wäre nicht die leidenschaftliche Vaterlands- und Familienliebe ein ideales Element, das jeden Griechen erhebt, so fände sich wohl kaum eine Tugend, die diese Leute der höheren sittlichen Kultur zugänglich machte. Das Wenige, das die Insel oder der Ort über den eigenen Verbrauch hinaus hervorbringt, wird im primitivsten Zwischenhandel nach auswärts befördert, das Wenige, dessen man von auswärts bedarf, von den nächsten größeren Städten eingeführt. Dies und die Produkte des einheimischen kleinen Handwerks und des Landbaues werden dann im einzelnen verhökert, und auf solchen Walzen spielt sich hier, selten unterbrochen, der Handel seit den ältesten Zeiten ab wie die eintönig unbedeutende Melodie eines Uhrwerks.

Sollte nun also der Zustand dieser Griechen auf den kleineren, ärmeren Inseln im klassischen

Altertume nicht annähernd derselbe gewesen sein, der er heute ist? Sollten Schiffer und Krämer, als sie die gedrückten und ausgebeuteten Bundesgenossen Athens, der Führerin, waren, wesentlich anders gearbeitet und geschafft, gedacht und empfunden haben als jetzt, wo sie armselige Steuerzahler eines verschuldeten, stets fordernden Reiches sind, dessen Mittelpunkt und Fürsorge ziemlich weitab von ihnen liegen? Sollte nicht sogar ihre Erscheinung allenfalls noch der früheren entsprechen, da die Vermischung der Eingeborenen mit zugewanderten Stämmen in diesen entlegenen Weltwinkeln doch nicht so gründlich stattfand wie auf den großen, besser kultivierten, vielbegehrten Inseln und auf dem Festlande?

Mancherlei kleine Beobachtungen scheinen diese Vermutung zu bestätigen. Aber indem ich mich des Anfanges einer Erkenntnis erfreue, ermahne ich mich zum zweitenmale zur Vorsicht gegen voreilige Schlüsse. Ich will nun auch die Griechen des Festlandes beobachten und versuchen, ein richtiges Bild von ihnen zu gewinnen.

Vom Volke der Hellenen

Ueber allem Geschaffenen waltet das Schicksal, so urteilt der philosophierende Dichter, der natürlich zu Personifikationen neigt. Wer dasselbe ausdrücken will, ohne die etwas unklare Allegorie zu verwenden und ohne an das doch nicht lösbare Geheimnis der Schöpfung zu rühren, würde vielleicht sagen: alles Werdende ist abhängig von dem Gewordenen, es steht unter den Gesetzen, die sich aus den Wirkungen der Thatsachen ergeben. Und da zeigt sich denn auch der Mensch verstrickt in ein Netz von Einflüssen, die aus körperhaften wie aus geistigen Sphären stammend ihn umspinnen: vollkommene Freiheit ist seinem Willen niemals beschieden. Doch

eines erhebt ihn über das gejagte Tier, das den Maschen des Waidgerätes erliegt: auch in Fesseln behält er das Recht und also die Pflicht einer Selbstbestimmung, deren Umfang sich richtet nach der Kraft seines immateriellen Ichs. Die Unfreiheit nämlich wird ihm gelockert — und darauf beruht das, was wir Menschenwürde nennen — durch seine Fähigkeit, die ihn beugenden Gesetze zu ahnen, vielleicht zu begreifen, sich mit ihnen zu versöhnen und in ihrem Sinne sich freiwillig zu bethätigen. So verstanden, lasse ich das Sprichwort gelten: „Jeder ist seines Glückes Schmied." Einem jeden, auch dem von Ungemach und Krankheit auf die Dauer verfolgten, ist wenigstens die Möglichkeit gegeben, durch die Macht des Gemütes zum Herrn seiner Lage zu werden, sich aus dem Unglück ein Stückchen Glück zu formen. Das ist nicht blasse Theorie, sondern mit oder ohne Pathos erleben wir es täglich, wenngleich Schwache und ungezählte Gebrochene neben dem Pfade der weiterschreitenden Menschheit in Verzweiflung oder Abstumpfung untergehen.

Wie die Einzelmenschen, so haben die Völker ihren durch die Logik der Thatsachen festgesetzten Weg und eine Sittlichkeit, die ihnen die Fährlichkeiten und Hindernisse auf diesem Wege zu überwinden hilft oder auch, freilich nur zeitenweise, sie dabei im Stiche läßt. Zeitenweise: denn so lange es überhaupt noch lebensfähig ist, gebietet jedes

Volk über eine unberechenbare moralische Stärke, die nur durch besondere Verhältnisse vorübergehend in ihr Gegenteil verkehrt wird. Und wie der einzelne Mensch, das Individuum, dem Beobachter eine um so größere Teilnahme und Bewunderung abnötigt, je gewandter er die Stöße pariert, die von allen Seiten auf ihn zielen, und je fester und geistreicher er, unter Thränen lächelnd, den Humor seines Schicksals auffaßt, so imponiert uns auch das Volk am meisten, das sein Schiff mit Meisterschaft durch Skylla und Charybdis und Symplegaden und entfesselte Stürme hindurchsteuert und, so lange es noch atmet, statt des schwarzen Wimpels der Hoffnungslosigkeit den prangenden, siegesfroh glänzenden Triumphwimpel des Selbstherrschers sehen läßt.

Mir scheint, die Griechen sind ihrer Natur nach ein solches Volk; allerdings aber finden sich gerade auch bei ihnen Perioden des schwarzen Wimpels, und zwar lange, öde und schwächliche. An solch einer Periode leiden sie seit einigen Jahrzehnten wieder, sodaß ihre Freunde bald zu zählen sein dürften. Denn Freunde werden gewöhnlich nur im Glück gewonnen oder wenigstens in interessantem Unglück.

Schon die dunkle Zeit vor dem Beginn der Nachrichten, aus denen wir uns die sogenannte Geschichte zusammensetzen und aufbauen, verbirgt für Griechenland eine Epoche verhältnismäßig hoher Kultur; einer Kultur, die auch den Inseln und beiden Ufern des ägäischen Meeres gemeinsam war

und, wenn sie gleich mit der Blüte der nicht hellenischen Länder am östlichen Mittelmeer in Verbindung stand, doch manchen eigentümlichen Zug zeigte. Alles, was uns auf eine solche Kulturepoche zu schließen erlaubt, bezeugt nun bereits als Volksbesitz einen aristokratischen Sinn, der das Ungemeine von dem Gemeinen sondert, es sucht, verehrt und erzeugt. Wir erkennen an den Werken der Kleinkunst, an den metallenen und irdenen Geräten und Schmuckstücken der Gräber- und Ruinenfunde aus prähistorischer Zeit einen strengen Geschmack, der sich teils selbständig, teils unter dem Einfluß des Auslandes noch heute giltige und also wohl physiologisch begründete Gesetze bildet und sie beobachtet; der die ästhetische Wirkung von Symmetrie und Rhythmus stilisierend benutzt, aber zugleich die Natur studiert und ihr mit realistischer Auffassung Motive entnimmt. Wir haben ferner die kyklopischen Königsburgen und jene kunstreichen Grab- und Schatzkammern, wahre Wunderwerke einer Mechanik, deren Verfahren wir uns nicht zu erklären wissen, die aber doch nur aus einem mächtigen und schwungvollen Geiste kann herausentwickelt worden sein; wir haben endlich die Götter- und Heroensagen, die allesamt das Heldenhafte, das durch besondere Kräfte zu besonderen Verdiensten Führende zum Gegenstande der Verherrlichung machen, während das Niedrige, das Barbarische mit Verachtung und, bei schlechten Fürsten, die ihrem Range widersprechende

unedle Gesinnung mit ehrerbietiger, doch entschiedener Vornehmheit abgethan wird. Kaum aber erfahren wir, mit Anbruch der bekannteren Zeiten, etwas näheres über das Leben der Griechen, über die Entwickelung ihrer Stämme und Städte, so kündigt sich auch schon das Unheil an, mit dem sie, bei so reichen, glücklichen Gaben, von Natur behaftet sind.

Das Land nämlich, das in historischer Zeit als eigentliche Heimat der Hellenen betrachtet wird, der südliche Teil der Balkanhalbinsel nebst dem Peloponnes, zerfällt so charakteristisch in einzelne fruchtbare und daher besonders gut bewohnbare Ebenen, die gegen das Meer geöffnet, gegen einander jedoch durch rauhe Gebirge abgeschlossen sind, daß der Charakter der einzelnen Bewohnergruppen jener Ebenen notwendig davon beeinflußt werden mußte. Eine jede dieser Gruppen lebte energisch aufstrebend, aber bei ihren egoistischen Interessen, die durch ihre Hauptbeschäftigung, den Handel, nur noch geschärft wurden, in gewissem Sinne für sich abgeschlossen hin. Trotz aller Bundesgenossenschaften, trotz aller Nationalheiligtümer und Nationalfestspiele zogen die Jahrhunderte, man kann sagen: in jedem Flußgebiete, einen eifersüchtigen Partikularismus groß, der denn zwar dem kräftigsten Gemeinwesen, bald den Lakedämoniern, bald den Athenern, dazwischen einmal den Thebanern, eine (oft mißbrauchte) Hegemonie verschaffte, aber auch den Bürgerkrieg fortwährend aufachte und die politische Bedeutung der

Nation, da er sie nicht einheitlich erwachsen ließ, sichtlich schwächte. Was half da schließlich die künstlerische Höhe des goldenen fünften Jahrhunderts? Sie brachte den Hellenen unsterbliche Ruhmestitel, aber vermochte doch nicht, den Untergang des Vaterlandes aufzuhalten. War vielmehr durch eine mühsam zusammengehaltene Eintracht der Ansturm der Perser noch abgewehrt worden, so fiel man dem nächsten Halbbarbaren, dem Makedonier, desto kläglicher zum Opfer — und, was das Schlimmste dabei ist, man wurde es kaum gewahr! Denn während unter makedonischem Einfluß, und nicht viel später unter römischer Verwaltung, die politische und nationalökonomische Selbständigkeit, allerdings nicht zum Nachteil des materiellen Wohlstandes, gelähmt und vernichtet wurde, gefiel sich der Gräculus ziemlich unbekümmert weiter im Genusse seiner künstlerischen Fähigkeiten, die jedes geistige Schaffen mit vollkommener Grazie stempelten und überall anerkannt wurden. Nur wenige mochten dabei spüren, daß man jetzt, wo die freie, gesunde Entwicklung des Volkes aufgehoben war, nicht mehr den eigentlichen Lebensstamm des nationalen Wesens pflegte, sondern sich nur noch mit den lange erhaltenen Blüten und Ästchen des edeln Gewächses herumtrug, die man, sozusagen, zu immer künstlicheren Kränzen zusammenwand. Freilich dauerte dieses geschickte Aufbrauchen eines von den Vorfahren geschaffenen geistigen Vermögens noch Jahrhunderte

hindurch und hat in der ganzen zivilisierten Welt des Altertums und des frühen Mittelalters neben der römischen Organisierung und Administrationstechnik als das wichtigste Kulturelement gewirkt — aber der feinste Reiz eines Individuums besteht doch eben in dem Individuellen an ihm; er verflüchtigt sich, sobald die Eigenart, aus ihren Grundbedingungen herausversetzt, auf fremdem Boden verwischt wird und sich abnutzt, ohne sich wieder ergänzen zu können, und gerade er, dieser feine Reiz der unvergleichlichen Persönlichkeit, kommt den Griechen abhanden, sobald sie, sei es auch nur dem Namen nach, Römer geworden sind.

Die Griechen mußten jedoch außerdem ihren Ruhm, die langsam gereifte Frucht energisch fördernder Verhältnisse und eines nicht minder energischen Wollens, mit der Zeit noch teurer, ja ebenso teuer bezahlen, als er sie über die andern Völker erhöht hatte: denn nach der Teilung des römischen Reiches im vierten Jahrhundert nach Christus ward ihnen auch ihre im Grunde nicht unbehagliche Stellung, die man mit der Lage eines unter vernünftige Kuratel gebrachten unwirtschaftlichen, aber geistreichen Jünglings vergleichen kann, die Stellung als geachtete und verzogene römische Provinzialen, ungünstiger gestaltet, und es folgten Jahrhunderte eines bald namenlosen, geradezu allgemeinen und körperlichen Elendes, das jede Erhaltung oder Erneuerung der wissenschaftlichen und künstlerischen

Blüte ausschloß. Wer noch irgendwie zu glänzen und etwas zu leisten wußte, wurde nach dem griechisch redenden, reichen und vor Feinden geschützten Byzanz gezogen; die alte Hellas selbst aber lag da als der Tummelplatz schlechter Verwalter, unaufhörlicher fremder Einfälle und der inneren Zerrüttung durch die Fehden kleiner Gewalthaber. Dahin war jener wahrhaft aristokratische Volksgeist des Altertums, der im Genuß und im Hervorbringen des Besten, Schönsten und Höchsten sein Lebenselement gefunden, aber freilich auch, um sich die dazu nötige geistige Freiheit zu wahren, das Volk selbst unbedenklich gespalten hatte und dem einen Teil für immer die grobe, dem andern die feinere Arbeit zusprach und sich auf diesem begünstigten Teile niederließ.

Jetzt jedoch zeigte sich, wie durchaus tüchtig im innersten Kerne auch der nicht begünstigte Teil des hellenischen Volkes geschaffen war. In bescheidener Weise, aber desto wirksamer, übernahm die bis dahin zur Unterlage benutzte, nur ackerbauende und grob arbeitende Klasse die Vertretung der Nation. Sie war es, die, ohne dem Verfall der bei der eingetretenen Entvölkerung nicht mehr benutzten antiken Kulturwerke steuern zu können, das Griechentum in Griechenland doch eben fortsetzte, die trotz aller jener Überflutungen durch Slawen, Bulgaren, Walachen, Albanesen, Franken, Venezianer und Türken ein Jahrtausend lang und länger die Sprache und

ein Stammesgefühl erhielt und in geduldigem Schaffen dafür sorgte, daß das Land unter den Händen rücksichtsloser Eroberer wenigstens nicht ganz zur Wüste wurde. So schwer lasteten aber die Folgen früherer Uneinigkeit auf den Griechen, daß sie erst in unserem Jahrhundert die Kraft fanden, sich gegen die Fremdherrschaft zusammen und mit Erfolg aufzulehnen; ja es bedurfte der Hilfe Europas, um die Türken zum Weichen zu bringen, die letzten in der Reihe der Herren, die sichs auf den gesegneten peloponnesischen und mittelgriechischen Ebenen, dem Zielpunkt aller Begehrlichen, als zinsfordernde Grundbesitzer wohl sein ließen und bei der dauernden Zerfahrenheit des einheimischen Volkes auf der Eroberung beharren konnten, bis nach langsamem Erstarken einer einmütigeren Bewegung der kaum mehr erwartete Umschwung mit elementarer Gewalt eintrat.

Da gab es denn wieder (1828) eine Art von Blüte der Hellenen — aber wie anders offenbarte sie sich als die erste! Künste, Wissenschaften, Wohlstand, Ausbreitungsfähigkeit waren dahin: sie konnten von den noch in Griechenland wohnenden Griechen, die alle wie die Bewohner der Inseln nur Kleinkaufleute und Matrosen, sonst aber Bauern, Ziegenhirten und räuberhafte Bergschützen waren, nicht getragen werden. Doch eben diese Stände, als sie sich in gemeinsamer Empörung gegen die Türken zusammenfanden, entfalteten eine Energie und eine Vaterlandsliebe von entschiedener Groß-

artigkeit. Unterstützt durch Landsleute, die im östlichen Orient reich geworden waren, geführt von den mächtigen Phanarioten und von plötzlich auftauchenden Volkshelden, verharrten sie zähe in einem jahrelangen Kampf. Was da an Thaten, an Opfern und an Leiden geleistet wurde, lesen wir noch heute mit Bewunderung, während hingerissen von der Dankbarkeit für die Gaben der alten Hellas und von der wilden Romantik der Klephtenlieder die europäischen Philhellenen in jenem Dezennium der Revolution auch ihr Gut und Blut für die Sache der Befreiung Griechenlands hingaben. Der Sieg wurde erstritten, das Land von den Türken gesäubert, und außer der Freiheit ward noch ein köstliches Gut erobert: wer das Griechische als Muttersprache besaß, der fühlte sich jetzt auch als echter Grieche, d. h. als stolzes Glied einer endlich geeinten Gesamtnation.

Der Zusammenschluß, der in den Zeiten der alten Freiheit vielleicht nur in den Geistern weniger als ein natürlicher, nicht bloß von politischen Vorteilen auf bestimmte Dauer angeratener bestand, war durch die so lange gemeinsam getragene und immer so schmerzlich empfundene Fremdherrschaft und zuletzt durch den stärksten Kitt, das für dieselbe Sache vergossene Blut und das gegen denselben Feind geschwungene Eisen, herbeigeführt worden. Auf diesem festen Grunde begann jetzt das Volk mit wiederum bewundernswerter Kraft von neuem den Aufbau seiner Kultur. Um der Eifersucht und der Zwie-

tracht, die als ein Fluch des heimatlichen Bodens trotz allen Nationalgefühls zwischen Städten und Familien weitertobten, zu steuern, wählte man einen König aus dem Auslande und ließ sich, freiwillig-unwillig, unter das so ganz unorientalische Schema eines europäischen Staates beugen. Seines alten Adels sich bewußt, war man eben entschlossen, jetzt, da man seiner wieder Herr geworden, auch eine des früheren Ruhmes würdige Rolle zu spielen und alle dazu nötigen Schritte ungesäumt zu thun. Kultivierung des Landes, Ordnung der Finanzen, Bildung des Volkes schienen mit Recht die ersten Vorbedingungen.

In der Erinnerung an die republikanischen Überlieferungen aus dem Altertume und keineswegs gesonnen, sich einer festen Monarchie zu fügen, die ohne weiteres mit einer despotischen Tyrannis verwechselt wurde, vermeinte man aber sich schuldig zu sein, nicht anders als innerhalb dieser doch noch nicht entbehrlichen Monarchie mit einer möglichst demokratischen Verfassung zu arbeiten. Dieses demokratische Prinzip sollte ernten, nachdem sich das gesamte Volk im Elende so lange bewährt hatte; die befreiten Hellenen waren gleichwertige Brüder, und es war eines jeden Ehrenrecht, in seinem eigenen Sinne und, setzte man stillschweigend leider hinzu: zu seinem eigenen Vorteil, bei der Wiedergeburt des Vaterlandes mitzuwirken. Ein Parlamentarismus nach freisinnigsten Mustern wurde also angestrebt und

bei der Thronbesteigung des zweiten Königs auch in vollem Umfange eingeführt; und unter lebhaftester Beteiligung aller Schichten des Volkes begann man die grundlegende Gesetzgebung. Sofort zeigten sich die Folgen dieses Idealistenunternehmens: die völlig unreife Nation, verhetzt und mißleitet durch die einander widerstreitenden Interessen der Einflußreichen und durch eine von Parteileidenschaft vergiftete, unlautere Presse, schuf sich ein Parlament nach dem andern, das bewußt oder unbewußt die Sonderbestrebungen mit allgemeinen Bedürfnissen verwechselte. Sie schuf auch Ministerien, die von den Strömungen des Tages auf das schmählichste abhingen und mit unverantwortlicher Unbedachtsamkeit in die Politik der Großmächte einlenkten, ohne doch viel mehr dazu mitzubringen, als Ansprüche, die sich auf die Verdienste des Altertums gründeten, und die Versicherung guten Willens zu Gunsten der Ruhe im Orient.

Da sank denn der bunte Wimpel vom Maste der Staatsgaleere, wo er während des Freiheitskrieges so hoffnungsvoll geflattert hatte, und der schwarze Wimpel der öffentlichen Misere stieg wieder sachte auf, von den Großsprechern der Nation geflissentlich übersehen, vom Auslande aber, und von einem beträchtlichen Teile des griechischen Volkes selbst, mit Trauer anerkannt und nicht verleugnet.

Es mußte so kommen, denn jede Befreiung, jeder Erfolg berauscht, und je verzweifelter der Kampf war, desto heftiger erhebt sich im Siege die

Hoffart, die doch stets wieder kläglich bestraft wird. Hoffart aber, wenngleich eine nicht unedle, war es immerhin, wenn die Neuhellenen, eben erst noch den Türken an Orientalismus kaum nachstehend, mit solcher Überstürzung ihre Reformen betrieben. Sie trauten sich alles zu, was zivilisierte Völker leisten, und bemerkten nicht, wie wenig sie schon fähig waren, die sanguinisch unternommenen und begonnenen Dinge nachdrücklich zu Ende zu führen und in Ordnung zu erhalten. Und nicht anders als mit der Regierungsform erging es ihnen bei so vielen der übrigen Einrichtungen im Staate. Bildungsstätten aller Art wurden gegründet, aber für eine richtige Verwendung der Gebildeten wurde nicht gesorgt; Ämter in großer Zahl wurden geschaffen, aber meist nach politischen Rücksichten besetzt; die allgemeine Wehrpflicht besteht, aber sie befördert nicht die Disziplin; die Finanzen wurden festgestellt, wurden aber gewissenlos verwaltet; Eisenbahnen und Kunststraßen wurden angelegt, aber oft mitten im Bau unterbrochen, oder sie sind, falls sie vollendet werden, nicht recht im Stande. Bei solchem Treiben kann man die Griechen von heute wohl mit halberwachsenen Kindern einer guten Familie vergleichen, die, plötzlich verwaist, ohne Erzieher und Erziehung geblieben sind und sich nun lebhaft, aber auch aufgeregt und zunächst noch ungeschickt mit der Verwaltung ihres Erbes und mit ihrer nicht unwichtigen Stellung in der Gesellschaft abzufinden haben.

Jedoch soviel Kraft, wie dieses Volk in seiner Not entwickelte, und soviel Begabung als es bei manchen seiner Anläufe zu den Verbesserungen offenbarte, kann nicht auf die Dauer in verfehltem Treiben zu Grunde gehen. So lange freilich der jetzt führende Teil der Nation sich nicht zu gründlicherem Ernst, zu nüchternem Urteil und verständigen, selbstlosen Bestrebungen bekehrt, wird noch viel von der Würde, vom Heile und vom Vermögen der Hellenen verschleudert werden. Wie anderswo, so beobachtet man nämlich auch hier, daß eine hohe Kultur die minder kultivierte Gesellschaft, die sie sich unvermittelt aneignen möchte, durch ihre Berührung zerrüttet oder vernichtet. Gewöhnlich vollzieht sich dieser Vorgang in der rohesten Weise, z. B. als unmittelbare Folge der Einführung von Alkohol, Feuerwaffen, Krankheiten und der Sklaverei in ihren verschiedenen Formen; von diesen Segnungen werden alle Schichten eines Volkes gleichmäßig angegriffen. In Griechenland aber zeigt sich, ähnlich wie bei den Islamiten, die Verderbnis durch den Verkehr mit Europa eigentlich nur an den oberen Klassen.

Das Leben und Wesen der Islamiten beruht durchaus auf der festen Beschränktheit des Islam; wird an dieser gerüttelt, so tritt eine Haltlosigkeit ein die zunächst nicht so leicht wieder zu beseitigen ist. Die großen Massen der Türken und ihrer Glaubensgenossen scheinen zwar noch für Jahrhunderte

hinaus gegen jede Aufklärung aus dem Westen geschützt zu sein; aber in vielen Kreisen, besonders in Konstantinopel, entwickelte sich doch ein europäisch angefärbtes Reformtürkentum, von dem nicht abzusehen ist, auf welchen Grundlagen es sich zu allgemeiner Geltung bringen könnte! Genau ebenso sind die Griechen in ihrer Mehrzahl der europäischen Kultur zum Glück noch unzugänglich; trotz der gründlichen Volksschulbildung, die allgemein verbreitet ist, und trotz ihres rabiaten Zeitungslesens und Politisierens sind sie von Natur im ganzen viel zu schwerfällig, um das orientalische Wesen sobald aufzugeben. Desto bedenklicher ist der Sprung, den eine aus aufgeweckten oder auch aus bloß begüterten Kreisen sich rekrutierende Minderheit von ihnen aus dem alten Zustande in eine modernste Bildung gewagt hat. Der Erfolg davon ist eben die aufgeregte Oberflächlichkeit in Gesinnung, Gesittung und Wissen, die der jungen Nation immer neue Gefahren bringt. Man hat seit zwei Menschenaltern die Welt jenseits der Adria kennen gelernt und besonders an Frankreich, vielmehr an den Reizen von Paris, an seiner Litteratur, seinem Esprit und seinem Raffinement Gefallen gefunden; mit Hast und Verlangen eignet man sich diese Ergebnisse der fremden, uralten, nie unterbrochenen, aufs höchste verfeinerten Kulturen an und vergißt, daß die Voraussetzungen für ihre Anwendung im eigenen Lande und Leben noch lange nicht vorhanden sind.

Was nützt das Studium auf auswärtigen Universitäten und Polytechniken, wenn man nach bestandenem Examen die Wissenschaften nicht weiter verfolgt und die anstrengenden, verantwortungsvollen Arbeiten, die Genauigkeit und Ausdauer verlangen, Fremden überläßt? Was soll die Nachahmung der Pariser Geselligkeit und Moden in einem Lande von so kleinlichen Verhältnissen, daß alles, was über das Einfachste hinausgeht, wie eine frivole Komödie wirkt? Und bleiben gefällige Formen, gewandte Plauderei, gelungene Bonmots und feuriger Redeschwung noch erfreulich, wenn sich aus ihnen heraus so häufig die Phrase und wieder die Phrase spüren läßt? Nein, alles dies ist für die Nation wertlos, und weil es mit trügerischem Glanze eine bedenkliche Leerheit und Blöße deckt, so scheint es auch geradezu gefährlich und zerstörend Überdies ist es ein tief eingewurzeltes Erbübel, denn in mehr als einer Beziehung sind die modernen Athener die alten geblieben, deren Verlangen nach „Neuerem," deren hitzige Tagesleidenschaften und anhaltendes Boulevardlaufen offenbar unsterblich sind. Nur fehlen ihnen heute die Perikles und Sokrates, die Alkibiades und Phidias!

Aber müssen wir der Hoffnung entsagen, sie noch einmal zu erhalten? Wie unter den Griechen der gebildeten Klasse sich doch manche ausgezeichnete Gelehrte, manche vorzügliche Beamte, manche weise, maßvolle und werkthätige Patrioten finden, so stehen

den Untugenden der übrigen auch Tugenden gegenüber, vor allen jene oft gerühmte, auch oft bewiesene Vaterlandsliebe, aus der sich mit der Zeit die höchst nötige Selbstzucht doch hoffentlich entwickeln wird.

Die beste Anwartschaft jedoch auf eine Entwickelung zum Tüchtigen haben die Griechen in ihrer nicht bloß auf den Inseln, sondern auch auf dem Festlande einheimischen Begabung zum Handel und zweitens in der Solidität ihres Bauernstandes.

Das Kolonien gründende und durch sie den Güteraustausch unterhaltende Seefahrervolk des Altertums hat sich in diesen Beziehungen kaum geändert. Die griechischen Handelsbeflissenen, die kleinen und größeren Kaufleute, leben völlig in ihrem Elemente und schaffen daher auch Gedeihliches. Die Schlauheit, die allen Griechen eigen ist, zeigt sich in ihrem Stande am höchsten entwickelt. Man sagt wohl nicht mit Unrecht, daß der Grieche im Handel sogar den Juden übertreffe und, unter Umständen, betrüge; jeder beliebige Krämer am Markt wird ein Beweis dafür sein. Mit kühler Überlegung und scharfem Verständnis beurteilt er sein Publikum, leitet er das Geschäft ein und bietet klüglich sortierte Waren an; jede Unwissenheit des Käufers benutzt, jede Unsicherheit überwindet er durch eine aus der sonstigen Zurückhaltung rauschend, aber zugleich nicht unsanft hervorströmende Suada. Ohne die lebhafte Zudringlichkeit der jüdischen oder süd-

italienischen Händler geht er doch mit nicht geringerer Energie wie diese vor und umgarnt den Kunden, falls die Suade nicht anschlug, mit höflicher Ruhe, scheinbarer Gleichgiltigkeit oder täuschend gespielter, bestechender Bonhommie. Der Zwischenhandel und das Bankwesen ist das eigentliche Gebiet des griechischen Kaufmanns, während er für industrielle Produktion im großen Maßstabe, für Fabrikbetriebe und ähnliche, auf stetige Verhältnisse gegründete Unternehmungen zunächst weniger befähigt zu sein scheint. Immerhin kommt er oft zu Vermögen, besonders wenn es ihm mit Spekulationen im Auslande geglückt ist, und so mehrt er allmählich den Wohlstand des Vaterlandes, auch abgesehen von den Stiftungen, mit denen er es, in manchen Fällen mit fürstlicher Freigebigkeit, zu bedenken liebt.

Viel weniger betriebsam und wageluftig, nur selten der Sorge ums tägliche Brot enthoben, aber nicht weniger charaktervoll und thätig ist der griechische Bauer. Er ist eine merkwürdige Vereinigung von fleißigem und gleichgiltigem, geistig regem und schwerfälligem, aufgeklärtem und beschränktem Wesen; je nach seiner äußeren Lage wird er die eine oder die andere Hälfte seiner Begabung in stärkerer Entwicklung zeigen. Wo der Boden, den er besitzt oder gepachtet hat, ertragfähig ist und einiges Kapital ihm zur Verfügung steht, da fehlt es ihm nicht an Unternehmungssinn und an Einsicht bei der Bebauung. Gerade wie in Italien der Weinbau, die

Agrumenzucht, die Reis-, Mais- und Weizenkultur hohe Ansprüche an den Bauer stellen, ihn dadurch heben und dann durch sein Geschick und zähesten Fleiß in Gang erhalten werden, so hat in Griechenland die Möglichkeit derselben und anderer Kulturen, wo sie vorhanden ist, einen sittigenden und entwickelnden Einfluß auf die Landbewohner ausgeübt, und man sieht in wasserreichen, dem Verkehr erschlossenen Gegenden die ordentlichsten Felder und vorzüglich gehaltene Pflanzungen aller Art. Dagegen zeigt der Bauer dort, wo die Bebauung des Landes erschwert ist, kaum etwas anderes als ausdauernde, sich plagende Geduld bei mangelnder Einsicht. Unabsehbare Strecken liegen fast ganz brach, weil man sich zu den notwendigen Verbesserungen des Bodens nicht aufzuschwingen weiß und ihm nur die traurigsten Äcker oder mageres Weideland abgewinnt; die meisten Berge sind kahl, aber an eine verständige, freilich auf künftige Jahre rechnende Aufforstung wird nicht gedacht, und die wenigen noch vorhandenen Wälder werden außerdem auf das sinnloseste ausgebeutet und so allmählich vertilgt. Natürlich steigt dadurch die ziemlich allgemeine Armut an Wasser, und mit ihr auch die Schwierigkeit, Wiesen zu kultivieren und eine höhere Rindvieh- und Pferdezucht zu betreiben; selbst Schafe zieht man deshalb selten, und so werden die Herden hauptsächlich von Ziegen gebildet, die sich mit den härtesten Blättern und Stauden be-

gnügen, freilich aber auch alle zarten Sprossen der Bäume, die sie erreichen, abfressen.

Das sind Mängel, die nur nach langer Zeit werden zu heben sein, vermutlich erst dann, wenn die Wohlhabenden ihrerseits einmal dem Ackerbau energisch und einsichtig mit Anregungen, Kenntnissen und Mitteln zu Hilfe kommen; daß sie aber wirklich zu heben sind, wird wohl durch den soliden sittlichen Charakter des Bauern gewährleistet. Zu seinem Fleiße kommt eine große Mäßigkeit im Essen und Trinken; seine erstaunliche Anspruchslosigkeit befördert die Sparsamkeit; die Ordnung im Hausstande und im Familienleben, die Wohlerzogenheit seiner Kinder sind oft musterhaft. Und dabei spürt man kaum einen Druck der Armut, in der er doch gewöhnlich lebt, auf sein Gemüt: er hat den Kopf voll Gedanken, oft auch voll Kenntnisse; er ist gesellig und spricht gern und heiter, sei es von der Politik, sei es von den kleinen Ereignissen des Tages; und mit Gewissenhaftigkeit beobachtet er die Gebräuche seiner Religion, obgleich er sich von dem moralischen Einfluß der Kirche und ihrer allerdings auch wenig imponierenden Popenschaft so ziemlich befreit hat und überhaupt zu religiöser Skepsis neigt — was ihn übrigens nicht hindert, in seinen Äckern Abwehrmittel gegen die Dämonen aufzustellen und an die greulichsten Spukgestalten, Hexen, Werwölfe und Vampyre, zu glauben. Sein malerisches Kostüm trägt er mit Würde, sei es,

daß er nach alter albanesischer Sitte in der gestickten Jacke mit langen Überärmeln über dem weißen Hemde, in der weißleinenen Fustanella, den Gamaschen und den Schnabelschuhen einhergeht, sei es, daß er sich, als Inselgrieche, in die der türkischen ähnliche sackartige dunkle Hose und in die Jacke mit engen Ärmeln gekleidet hat. Den breiten, mit vielen Taschen versehenen Ledergürtel voll Waffen umgegürtet, in der Hand einen langen Stab, auf dem Haupte die weiche, lange Kappe oder den betroddelten Fez, ist er sich seines männlichen, oft martialischen Ansehens wohl bewußt und sucht es durch Ruhe, Anstand und Gemessenheit zu bewahren. Selbst bei den künstlichen Sprüngen seiner Tänze beobachtet er eine gewisse Feierlichkeit. Fröhlichen Gesang hört man selten von ihm; mit einem Zuge zum Phantastischen ergeht er sich meist in langgezogenen, klagenden Melodien von eigentümlicher Wildheit. Seine Unterhaltung mit den Genossen ist weder lärmend noch besonders lebhaft; die mit dem Fremden voll Selbstbewußtsein und meist voll natürlicher Schicklichkeit. Unter dieser gehaltenen Erscheinung schlummern allerdings Leidenschaften, die unter Umständen zu fürchterlichen Ausbrüchen kommen: zu patriotischer Begeisterung entflammt, wie in jenen Freiheitskämpfen, wird der Hellene zum Palikaren, zum unerschrockensten, todesmutigen, Wunderthaten verrichtenden Helden; aber gerät er auf die Bahn der Gesetzlosigkeit, so wird er

zum rohen, oft grausamen Räuber, wie er denn auch gegenüber Versuchungen und Aufwallungen, bei Mord- und sonstigen Schandthaten eine ebenso unentwickelte Moral zeigt wie in öffentlichen Angelegenheiten, wenn seine, seiner Verwandten oder seines Brotherrn Interessen auf dem Spiele stehen.

Immerhin: es steckt Kraft und Stolz im hellenischen Bauern und Klugheit im hellenischen Kaufmann; nicht auf den Litteraten, Beamten und Parlamentariern, sondern auf ihnen beiden ruht die Hoffnung des Landes. Sie werden sich weiter ausreifen, und ihre thätige Sachlichkeit wird dem verfahrenen Staatswesen in die rechte Bahn zurückhelfen. Ob das aber je, wie manche in Athen sich schmeicheln, eine Hellas gleich der des Altertums giebt?

Ich werde einen Gelehrten fragen; denn schon was ich nach einigem Herumhören und aus meiner Beobachtung der Leute über ihren jetzigen Zustand schloß und hier niederschrieb, ist doch nur — Laienansicht.

Mosaik

So scharf wie möglich will ich in der Erinnerung behalten was das Glück mir vergönnt hat, auf meiner weiteren Streiferei durch die Hellas zu erschauen. Es soll mir bleiben als ein Bild des herrlichen Landes, wie man sich wohl das Bildnis eines geliebten Wesens, das man wiederzusehen nicht hoffen darf, treu und bedeutend in allen Zügen vor die Augen hängt; und nicht zerstörbar durch die Nebel der Vergeßlichkeit, sondern unveränderlich leuchtend gleich einer musivischen Tafel soll es mich erfreuen. „Mosaik" nenne ich daher diese Reihe von Schilderungen, die kurz und knapp, eine jede dem sauber geschnittenen,

rein gefärbten Mosaikstift vergleichbar, eine Anzahl der charaktervollsten Örtlichkeiten und Vorgänge darstellen, aus deren Anschauung sich mir das bunte Gemälde zusammensetzt.

Korinth

Am Ostende des Korinthischen Meerbusens, kaum eine halbe Stunde entfernt von der Mündung des jüngst gestochenen Kanals, der als eine tiefgezogene, schnurgerade Furche den Isthmos durchschneidet und so den Peloponnes von Mittelgriechenland trennt, liegt die Stadt Nea-Korinthos. Sie wurde vor etwa fünfzig Jahren gegründet und meist von Bewohnern des Dorfes Alt-Korinth besiedelt. Nach dem schematischen Plane vom grünen Tisch ist sie mit übermäßig breiten Straßen in regelmäßigen Häuservierecken angelegt; aber die Häuser, gleichsam nur dünn gesät und jämmerlich aufgegangen, füllen die Straße bei weitem nicht aus und verkommen wie Vorstadtspelunken in Staub oder Schmutz. Man erhofft eine Blüte des Ortes vom Handel, den der Hafen herbeiziehen soll; allein der Verkehr durch den Isthmos läßt lange auf sich warten, und so schlagen die lispelnden Wellen des Golfes noch ziemlich müssig an die Molen.

Doch nicht um die Armseligkeit des künstlichen Gemeinwesens festzustellen war ich hierher gekommen. Mich lockte der schön umrissene Bergkegel von Akro-

Korinth, der, von allen Seiten her ein Wahrzeichen der Landenge, eine Aussicht ohne gleichen nach allen Seiten hin verspricht. Zu Fuß eilte ich gegen das Gebirge hinan, aus den Korinthenfeldern der fruchtbaren Ebene zu kahlen Hügeln aufsteigend: weit und breit wurde vor Zeiten diese Gegend von der üppigsten Stadt des Altertums bedeckt, als die Gründung des schlauen Sisyphos in vollem Prangen stand und mit ihren Hafenplätzen den Mittelpunkt des hellenischen Weltverkehrs bildete. Jetzt deuten die Unebenheiten des Bodens allenthalben auf gewaltige Trümmerhaufen unter dem Rasen, und nur bei den Hütten von Alt-Korinth ragen sieben wuchtige Säulen aus der Erde, dorische kannelierte Monolithe von Kalkstein mit sehr archaischen Kapitellen, die noch einige Stücke ihrer Architravs tragen. Wessen Tempel es war, dessen Ecke hier den einzigen sichtbaren Rest der großen Babel abgiebt, wer könnte es mit Gewißheit sagen? Aber da ein Name mich in der Regel so wenig glücklich macht, daß ich mich keinen Augenblick um ihn plage, so empfand ich ungeteilt die tragische Wirkung der landschaftlichen Gruppe vor mir: die dunkel goldbraunen Säulen, neben den niedrigen Dorfbaracken ganz ungeheure Zeugen einer begrabenen Welt (wie es etwa in der Bretagne die riesigen vorgeschichtlichen Menhirs sind), erhoben sich stumm und teilnahmlos in die Luft, während ringsum ein unermeßliches Frühlingsleben aus den reichen

Getreidefeldern und den Ölbaumhainen quoll, und das nicht allzuferne Meer in allen Wonnen eines Jubeltages glänzte. Mir wurde heute unheimlich bei diesem Gegensatz, den ich in anderer Stimmung vielleicht würde durchgekostet haben, und ich wandte den großen Toten respektvoll meinen Rücken.

Da lag denn Akro-Korinthos vor mir, des Kommenden gleichsam gewärtig, denn der einzige Weg, der zur hochthronenden Feste hinaufführt, lief mir gerade entgegen. Ich mühte mich wacker und wurde belohnt. Es zog mich wie in einen Zauberkreis, als ich oben angelangt durch das mittelalterliche Thor, dessen eisenbeschlagene Flügel noch in den Angeln hingen, in einen weiten Vorhof trat. Hohe Mauern mit gekerbten Zinnen, den Abhängen des Berges folgend, faßten ihn ringsum ein und stiegen wie er noch weiter hinan, wo ein zweiter und ein dritter Hof, durch Mauern von einander geschieden und durch Thore verbunden, über ihm und über einander lagen. Die Sonne glühte auf diese Terrassen herab und hatte einen unvergleichlichen Flor von Blumen und Stauden ans Licht getrieben. Wie ein bunter Prachtteppich, der von festlichem Balkone niederhängt, breitete sich der wilde Garten vor mir aus, beherrscht von blutrotem Mohn und weißen und gelben Kamillen und hundert anderen Feldblumen, die sich in geschlossenen Massen über das langgestielte Gras erhoben. Ein feierliches, aber auch grauenhaftes Schweigen waltete

hier in dieser doch lachenden Einsamkeit, denn die traurigen Ruinen von fränkischen und türkischen Häuschen und Kapellen, Kasematten und kleinen Moscheen starrten wie Gräber zwischen dem Grün, und wie der Tod lauerten offene, jedoch halb überwachsene, tiefe Cisternen auf den Unachtsamen, der weglos herumirrend zwischen der Blütenfülle, ein Parsifal im Dickicht der Versuchungen, wohl leicht in sie hinein geraten könnte. Doch erreichte ich glücklich den Gipfel, auf dem inmitten der griechischen Akropole ein Heiligtum der Aphrodite gestanden hat. Aber welcher Aphrodite von den verschiedenen so zahlreichen? Aus lediglich sentimentalen Gründen (o Greuel!) entschied ich an meinem Teil mich für die Urania; denn das unabsehbare Panorama, das sich hier oben bietet, die fernen und fernsten Gebirge in allen Farben des Regenbogens, der korinthische und der saronische Meerbusen, die Ebene von Sikyon und alle die Inseln in Silberdunst und Bläue, dies ganze Schauspiel wußte ich eben auf keine andere als auf sie, die Himmlische, zu beziehen. Überstrahlt doch das flammende Firmament die in ihrem Wesen einander so entgegengesetzten Wunder der Erde mit allen seinen Glorien sieghaft und einigt sie erst in seinem Lichte zum köstlichen Ganzen; wer anders als die höchste, die überirdische Schönheit mit ihrem Lächeln vermöchte das irdisch Feindliche so mild versöhnend zu beherrschen?

Eleusis

Gegen den Abend eines Festtages saß ich zwischen den Ruinen des großen Weihetempels von Eleusis, den der gelehrte Herr Philios mit soviel Sorgfalt aus tiefem Schutte befreit hat. Ich überschaute seine geräumige Plattform voll Säulenstümpfen und die Stufen, mit denen er sich so eigentümlich in die Seite des Berges einschmiegt, und versuchte vergeblich mir vorzustellen, unter welchen Handlungen die beseligenden Mysterien der Demeter und der Kore, des Triptolemos und des Eubuleus sich hier mögen abgespielt, und wie der heilige Zug von Athen her durch die großen und kleinen Propyläen sich in das geheimnisvolle Dunkel der jetzt verschwundenen Halle mag hineinbewegt haben. Ermüdet ließ ich dazwischen die Blicke über die blaue eleusinische Bucht nach Salamis hin und hinüber nach den Bergen von Daphni schweifen, hinter denen Athen liegt, und sah dann zurück zu den unansehnlichen Häusern des Lévsina von heute; da kamen Hand in Hand zwei Frauen zwischen den Trümmern einhergewandelt, blieben nicht weit von mir stehen und genossen ebenfalls die Aussicht.

Sie fielen mir auf durch ihre reiche, fremdartig orientalische Tracht, ihr kostbares Feierkleid; denn im Werktagsleben trägt man hier längst die Uniform, die die Proletarier aller Länder einigt, dieselben billigen Stoffe, Farben und Schnitte wie bei uns, und unterscheidet sich von den Nordländern

gewöhnlich bloß durch den bunteren Kopfschmuck. Die eine dieser Frauen hatte jedoch einen feinen Seidenshawl, zart weiß mit Goldstreifen und Fransen, um Kopf und Hals gewickelt, sodaß ihr seine langen Enden in den Rücken fielen; zwischen ihnen hervor aber hingen zwei dunkle Haarflechten nieder, verziert mit silbernen Münzen und roten Bändern, an denen wiederum Münzen erklangen; den Schluß dieser Zöpfe bildete nahe der Erde je eine Schleife, aus der noch etwa sechs gleichfarbige Schnüre mit schweren silbernen Gewichten, ungefähr in der Form unserer Fahnenspitzen, herauskamen. Die Frau trug eine lange, vorn ganz offene, ärmellose Schoßjacke, in der Taille von einem silbernen Kettengürtel mit großem Filigranschloß zusammengehalten; sie war weiß und mit albanesischer Stickerei von schwarzen Schnüren reichlich belegt. Unterhalb der Jacke sah ich einen Rock von damascierter weißer Seide, der ziemlich eng und ohne Schleppe, am unteren Rande mit einer Spitze besetzt, bis knapp auf die Knöchel reichte; sein Vorderteil aber wurde bis zum Saume von einer glatten Schürze bedeckt, die wie die anliegenden langen Ärmel des Unterkleides und dessen Bruststück, das zwischen den Aufschlägen der Jacke erschien, von purpurrotem Sammet und mit bunten Blumen und goldenen Buchstaben bestickt, auch mit Münzen und Spitzen verziert war. Die Münzen häuften sich auf dem Bruststück dermaßen an, daß sie, in acht bis zehn Reihen dicht geordnet, geradezu

einen Goldpanzer bildeten. Vervollständigt wurde der Anzug durch weiße Strümpfe und goldgestickte türkische Schuhe. Ganz ähnlich war die andere Frau gekleidet, nur trug sie statt des Shawls ein gelbes Kopftuch mit aufgedrucktem Blumenmuster und besetzt mit Schmelzperlen, kleinen Münzen und Spitzen; statt von Seide war ihr Rock von weißer Wolle, und ebenfalls wollen, fein grau gefärbt, war die gestickte Schürze samt Bruststück und Ärmeln; an den Füßen trug sie gelblackierte Schuhe, und ihr Schmuck schien etwas bescheidener als der der Freundin.

Gleichmütig hatten sie sich von mir, aus der Entfernung, betrachten lassen; jetzt horchten sie auf lebhafte Zurufe und eilten ins Dorf hinab, in dem auch Gesang ertönte. Ich folgte ihnen von weitem und kam zu einem merkwürdigen Schauspiel. Ein staubiger, steiniger Platz wurde von einer schweigenden Volksmenge umlagert, und eine Reihe von etwa zwanzig, wie jene ersten aufgeputzten Frauenzimmern schob sich tanzend auf ihm hin und her. Sie hielten sich alle an den Händen fest, und zwar so, daß sie neben einander standen und die erste Frau hinter dem Rücken der zweiten die Hand der dritten faßte, die zweite vor der Brust der dritten vorbei die Hand der vierten; die dritte faßte dann mit der freien Hand vor der Brust der vierten vorbei die fünfte Frau, die vierte aber hielt hinter dem Rücken der fünften weg die sechste fest, und so fort. Auf diese

Weise verflochten umschritten sie ganz allmählich und in unsicherer Linie den Tanzboden: denn nachdem sie zuerst etwa drei kleine Schritte vorwärts halbrechts gethan, traten sie in derselben Richtung wieder zwei Schritte zurück; darauf folgten vielleicht zwei Schritte halblinks vorwärts und ebensoviele zurück; darauf vier vorwärts und drei zurück. Diesen langsamen und nicht eben graziösen Tanz begleiteten sie mit einem stets wiederholten Gesang in kurzen Noten und schrillen Tönen, und von Zeit zu Zeit wechselten sie in der Führung der Reihe ab. Schön und schwungvoll schritt kaum eine von ihnen einher, dagegen wackelten ihrer mehrere mit einwärts gesetzten Füßen in unbekümmerter Plumpheit. Auch überwog unter ihnen das reifere oder doch schon verblühte Alter, das mit gleichgiltigem Ernst die Feier beging, während die jüngeren Weiber sich hier und da zierten und vor den männlichen Zuschauern kicherten. Dies thaten natürlich am häufigsten die hübschen, indessen sah ich keine, die auf den Paris-Apfel hätte Anspruch erheben dürfen. Immerhin nahm sich die Phalanx der roten, dunkelgrünen, hellblauen, himmelblauen, braunen, violetten, gelben und ganz bunten Schürzen recht stattlich aus, und mancher Bursche mochte wohl nach dem Wert der ausgehängten Münzen im stillen den Brautschatz der noch ledigen Eleusinierinnen berechnen. Auf mich wirkte mehr die beinahe erhabene Eintönigkeit der Melodien und der

Bewegung, die sich stundenlang fortsetzte und mir, obgleich ich den gesungenen Text nicht verstand, einen seltsam fesselnden Eindruck machte.

Es wurde dunkel, als ich mich losriß und zum Meere hinabging, um dort noch die Kühle zu genießen. Ein Fischer arbeitete zwischen den Klippen und hatte als Lockung eine hellbrennende Fackel über seinen Bord gesteckt. Der Schein der Flammen drang tief in das klare Wasser, sodaß der kleine Kahn in grünlicher Luft zu schweben schien.

Mykenai

Breit und lang zieht sich die fruchtbare Ebene von Argos von Norden abwärts nach dem Meere bis Nauplia, auf beiden Seiten eingefaßt von kahlen Bergen der feinsten und vornehmsten Form. Gleich an ihrem Anfang liegt Phichtia, die Eisenbahnstation, wo den Zug verläßt, wer Mykenai besuchen will, und durch Getreidefelder führt ein Landweg ansteigend nach dem Schkypetarendorfe Charwáti, das in nächster Nähe der uralten Königsfeste entstanden ist.

Zahllos verstreut auf dem Höhenzuge, der aus diesem „äußersten Winkel von Argos" vom großmächtigen Gebirgsstock des Hagios Elias herabkommt, deuten antike Stadt- und Stützmauern und die Reste von Türmen, Häusern, Kalköfen, Brunnen, Brücken und Grabkammern die Umgebung der Haupt-

anlage an. Den höchsten Punkt, am nördlichsten Ende des Rückens, nimmt natürlich die Akropolis ein; unterhalb ihrer aber wählte man den Ort für die größten der Königsgräber.

Mögen sie nun „Schatzhaus des Atreus“ oder „Grab des Agamemnon“ oder der Klytämnestra heißen und sein oder nicht, sie sind bewundernswert und geheimnisvoll. Als etwas in sich Vollendetes ragen sie aus völlig dunkler Zeit in die uns bekanntere Kultur hinein, klassische Zeugen unserer Unwissenheit, die sie bloß in Einzelheiten aufklären. Denn sie lassen nur erraten, daß hier unter Geringschätzung von Menschenleben einem barbarischen und doch schon klaren Geiste gehuldigt wurde, einem Geiste, dem das großartig Einfache, das schlicht Gewaltige behagte, und der wie ein Pharao von Ägypten Hekatomben von Sklaven aufbrauchte, um sich zu befriedigen.

Bei dem „Schatzhaus des Atreus,“ einem Grabe, führt ein breiter und langer Gang (6 Meter zu 35) als horizontaler Einschnitt gerade in den Berg hinein; er ist oben offen, und also erheben sich die Quadermauern, die ihn rechts und links begleiten, dem Abhang entsprechend schräg hinan. Schon hier ist erstaunlich, wie genau die meist rechteckigen Blöcke von sehr harter Breccia gearbeitet und geschichtet sind, aber vor der gewaltigen Thür, die am Ende des Ganges das in den Berg eingesetzte und mit Erde ganz überdeckte Grabgewölbe öffnet, verstummen

wir vollends. In guten Verhältnissen baut sie sich auf, etwas mehr denn doppelt so hoch, als sie breit ist (ungefähr $5\frac{1}{2}$ Meter zu $2\frac{1}{2}$), und wird oben gedeckt durch einen Thürsturz, der durch eine über ihm ausgesparte, früher mit leichter Platte verschlossene Öffnung entlastet, und von nur zwei flachliegenden, hinter einander angeordneten Monolithen gebildet wird! Der innere dieser beiden Blöcke ist fast 9 Meter lang, 5 Meter tief und 1 Meter dick: wie wagte man doch solche Maße zu wählen, und wie brachte man das Ungeheuer hinauf in seine Lage? Und treten wir dann in das Gewölbe ein, so überrascht uns von neuem eine Kraftleistung der Steinmetzenkunst. Nicht weniger als 15 Meter hoch und an seiner Basis ebenso breit erhebt und schließt sich über uns der regelmäßigste Bienenkorb, aufgebaut aus dicken Steinringen, die horizontal auf einander liegen und immer enger werden, bis ein kolossaler Deckstein den letzten, obersten, engsten überbreitet. Die Wände zeigen jedoch nichts von den Absätzen der über einander vortretenden Ringe, sondern sie sind mit größter Sorgfalt glatt behauen, gleichsam abgehobelt, und in die untere Fläche des Schlußsteins ist eine kegelförmige Vertiefung eingemeißelt, die in ganz richtigem Winkel die Spitze des Gewölbes bildet. Diese naive Bauart hat sich, allerdings nur infolge des grandiosen Verbrauchs von Material und Arbeitskraft, vorzüglich bewährt, denn keine Fuge ist im Laufe der Jahrtausende gewichen, und ohne

fremde Gewaltthat wären schwerlich die Steine herabgestürzt, die jetzt in einem der obersten Ringe fehlen. Weniger kunstreich wurde die eigentliche Grabkammer hergestellt, in die man aus dem großen Gewölbe, vom Eingange aus nach rechts gewendet, durch ein geräumiges Thor gelangt. Sie ist im Viereck roh aus dem Felsen herausgeschlagen; mitten in ihrem Fußboden wird die Leiche beigesetzt gewesen sein. Einige in regelmäßigen Abständen eingefügte Nägel in den Wänden des Vorraumes lassen auf Bronzerosetten als einfachen, vielleicht einzigen Schmuck des Inneren schließen, und zwei Marmorbasen außen an der Hauptthür scheinen ebenfalls irgendwelchen Zierat getragen zu haben.

Mit weniger Aufwand errichtet und daher schlechter erhalten sind zahlreiche kleinere, dieser großen Gruft sonst ganz ähnliche Kuppelgräber auf den Hügeln von Mykenai, und neben ihnen finden sich ungewölbte, einfach mit Erde aufgefüllte, in den Felsen gehauene Gräber, die ebenfalls Fürsten und Fürstinnen mögen aufgenommen haben, das fluchbeladene Geschlecht des Pelops, das hier hauste, frevelte und unterging. Noch erheben sich aus seinen Zeiten auch Reste der kyklopischen Mauern, die die Akropole umgaben, zusammengesetzt aus kaum behauenen, unbemörtelten Findlingsblöcken und nur durch kleinere, die Zwischenräume füllende Steine verbunden; noch findet man Spuren seines Palastes, und das Löwenthor steht noch, durch das Aga-

memnon den schmählichen Fallstricken der Gattin entgegeneilte, auf dem Siegeswagen prunkend, die gefangene Seherin an seiner Seite.

Das Löwenthor hatte schon lange meine Phantasie beschäftigt. Ich kannte aus den Abbildungen in mancherlei Büchern seine Umgebung, seine Maße, sein Relief — und jetzt, als es sich in Wirklichkeit vor mir erhob, war es mir wie neu und fremd.

Ein Gang zwischen Mauern, wie der am Schatzhause des Atreus, biegt unter dem Burgfelsen in rechtem Winkel von der zuleitenden Straße ab, und führt gerade auf das Thor zu. Es gleicht der beschriebenen Thür des Schatzhauses, nur ist es größer, und die Steinplatte, die die entlastende ausgesparte Öffnung über dem Sturze ausfüllt, ist bei ihm erhalten, während sie dort ja fehlt. Diese Steinplatte also, ein fast gleichseitiges, gleichschenkliges Dreieck von grauem Kalkstein, etwa 3 Meter hoch, bestimmt die Neuheit des Eindrucks. Und mit Recht. Wenn man liest, daß hier zwischen den gigantischen Blöcken einer im einfachsten Sinne monumentalen Architektur als schmückendes Relief zwei Löwinnen angebracht sind, die zu beiden Seiten einer Säule die Vorderfüße auf deren hohes Postament stützen, halbaufgerichtet einander gegenüberstehen und die Köpfe dem Beschauer zuwenden, so sagt man sich leicht: diese Skulptur muß, um zu wirken, in bedenklichem Grade derb und roh gebildet sein. Das ist ein Irrtum, denn man erkennt

überrascht, daß die beiden Tiere recht flach und glatt gearbeitet sind. Trotzdem halten sie der Architektur das Gegengewicht, und zwar durch die großartige Einfalt und Energie ihrer Erscheinung. Wie sie so dastehen, vielleicht mehr Panthern als Löwinnen ähnlich, zeigen die elastischen Linien ihrer an den Schulterblättern hängenden Leiber eine völlig überzeugende Natur, eine verblüffende Beobachtung, und ihre Beine und Tatzen sind in sicherer Stilisierung mit allen wesentlichen Einzelheiten der Gelenke und Sehnen organisch lebensvoll gebildet: die Wahrheit der künstlerischen Empfindung in ihnen regt uns so eindringlich auf, daß der Eindruck der benachbarten Bauteile verwischt wird, und sie tritt so klar hervor, daß sie selbst von weitem ihre Wirkung nicht verfehlt. Wir stehen wie in ihrem Banne und werden erst nachträglich gewahr, daß die Köpfe der Tiere in der That, wie wir gelesen haben, fehlen, und daß die Säule zwischen ihnen einem ganz unklassischen System angehört. Sie wird wohl, wiederum ein Hinweis auf die damalige Kultur, wie die Löwinnen aus Kleinasien stammen; kamen doch auch die Kyklopen, die für Perseus hier bauten und schafften, aus Lykien.

Wenn man das Thor und den anschließenden kurzen Gang durchschritten hat, so öffnet sich dicht hinter ihm ein kreisrunder, ebener Platz, der von einer Doppelreihe aufrecht stehender Steinplatten eingefaßt ist. Auf ihm Ausgrabungen anstellend,

fanden Schliemann und die griechische Gesellschaft in der Mitte die sechs Felsengräber, die den bekannten reichen Goldschatz des athenischen Zentralmuseums lieferten, und sie nannten den Platz die Agorá der Burg. Er wird rechts, gegen das Thal hin, als Terrasse von einer kyklopischen Mauer gestützt, während sich links über ihm der Burghügel noch bedeutend erhöht und ein Gewirr von Ruinen aus ältester und aus etwas neuerer Zeit trägt. Meine Phantasie begann zu spielen: sollte nicht, dachte ich, auch das Löwenthor der Eingang zu einem Grabgewölbe gewesen sein, das, noch zehn Meter breiter als das Schatzhaus des Atreus, sich über der sogenannten Agorá erhob und wie jenes im Abhang des Berges verborgen lag? Ein Bau ohne abgesonderte Kammern und geräumig genug, um sechs Königsgräber zu fassen? Er wäre dann später zerstört worden oder von selbst eingestürzt, und man hätte seinen Eingang zum Stadtthor gemacht, den Platz geordnet und zur Bezeichnung des durch die Gräber geweihten Bezirkes jene steinernen Schranken herumgeführt. Da die Stadt bis 468 v. Chr. in Kraft stand und sogar noch im zweiten Jahrhundert vor Christus bewohnt war, könnten wesentliche Veränderungen innerhalb ihrer Mauern, wie die Thorverlegung und die Wegschaffung der Quadern des Grabgewölbes, immerhin vorgenommen worden sein, ohne daß uns ihre Spuren auffielen.

Gedanken sind zollfrei, wenigstens wenn sie nicht

für gelehrte Bücher bestimmt sind; und diese hier spann ich ohne zu graben und zu messen für mich allein, unter einem schattigen Lentiskusbusche am Feldrain von Charwáti ruhend.

Tiryns

Wie Karl Rottmann, der intuitive Maler des Südens, seine Auffassung der italienischen Landschaft mit innerer Treue, aber gleichsam in Abkürzung, mit Freiheit und mit Übergehen des Einzelnen an den Wänden der Münchener Hofgartenarkaden dargestellt hat, so versuche ich, Tiryns, die mit Mykenai wohl gleichaltrige argivische Burg, auf nur ein paar Zeilen zu beschreiben.

Ein einsamer Fels, zwar niedrig, aber langgestreckt, erhebt sich aus der Ebene. Ihn umgürten kyklopische Mauern von solcher Dicke und Höhe, daß geräumige Gänge, breit genug für zwei Mann, innerhalb ihrer Masse ausgespart werden konnten; Thore und Treppen führen auf seine Plattform, und Türme beschützten diese und den Königspalast, den sie trug. Verschwunden ist jetzt der Palast bis auf die Grundzüge seiner Wände, seiner Höfe und Gemächer, und zertrümmert liegen lange Strecken der kyklopischen Mauer in greulicher Verwirrung dort unten auf dem Felde.

Hier gebar Alkmene dem Zeus seinen Herakles: aber die großen Götter sind vergessen. Hier nistete

sich später, im Umschwung der Zeit, eine byzantinische Kapelle ein: sie ist zerstört, und nur der Kenner unterscheidet ihre Reste von den heidnischen. Hier hausten endlich mit ihren Hirten zahllose Schafe und glätteten, dicht gedrängt, im Laufe der Jahrhunderte die rauhen Wände jener Galerien, ihrer Ställe: auch sie haben weichen müssen, und, sauber wie ein Skelett auf der Anatomie, erlebt jetzt die Burg als „vaterländisches Denkmal" eine wissenschaftliche Periode, die die Geschichte, die doch schon manches gesehen hat, einst mit verwundertem Lächeln in ihre Tafel eintragen wird. Warum verwundert? Weil sie auf soviel Ordnungsliebe bei den Palikaren nicht gefaßt war, und wirklich stammt auch der Gedanke, Ruinen zu erhalten, nicht von den Griechen.

Epidauros

Zwischen den Bergen Titthion und Kynortion, die mit struppiger Macchia bewachsen sind, liegt das Lourdes des Altertums, der Gnadenort des Asklepios von Epidauros. Von den Wundern des gütigen Gottes und den glücklichen Kuren seiner Priester zeugen hier noch zahlreiche Inschriften und mannigfaltige Reste von Weihgeschenken. Ruinen von Kliniken, Bädern und Gastwohnungen, von Wasserleitungen und Cisternen, von Wandelbahnen, Stadien und Theatern, die man gewissenhaft freilegt, geben den Eindruck einer Weltkurstadt, in der praktische Heilmethoden geübt wurden und auch für Erholung

gesorgt war. Aber alles das wurde gedeckt und gestimmt durch einen religiösen Charakter, der sich besonders in den stattlichen Tempeln und den Opferaltären des geweihten Bezirkes ausspricht. Bis in die ersten Jahrhunderte des Christentums hinein triumphierte hier die heilige Schlange; dann verzog sie sich in die Klüfte der Berge, getrennt von ihrem Gotte, der eine Vetterschaft, wie behauptet wird, mit dem neuen Propheten einging. Das ist dem Heiligtume nicht zu gute gekommen, und es stellt sich in seinen Trümmern unsäglich einsam und melancholisch dar.

Návplion

Eine saubere, aufblühende Stadt und trotz der Erinnerungen an die Venezianer und Türken so modern, daß man sie schlechterdings nicht anders als mit dem neuhellenischen Namen nennen sollte. Der Hafen und die Eisenbahn haben kräftig in ihr gewirkt, Handel und Gewerbe strecken sich; zahlreiche Behörden, Gerichte, Verwaltungen bestimmen ihre Gesellschaft und beanspruchen ansehnliche Gebäude. Die Straßen sind bunt belebt, auch wimmeln sie von Soldaten, denn die beiden Festungen Itschkalé und Palamidhi, die von ihren Felsen aus den Golf beherrschen, sind mit starker Garnison belegt. Am Hauptplatze, der Platia, stehen europäische Gasthöfe, und vor seinen Cafés bewegt sich unter einigen

Platanen eine elegante Welt wie auf den Boulevards von Athen. Man raucht, man konversiert, man liest die Zeitung, kritisiert den Tag, oder hört zerstreut auf die wilden, klagenden Lieder, die eine fahrende Sängergesellschaft im nächsten Garten zum besten giebt.

Ich fand hier Gelegenheit, einer Feier beizuwohnen, die für die gährende Zeit und für die Neuhellenen bezeichnend war. Der politische Verein „Hellenismos," der, wie es heißt, panhellenische Bestrebungen auf gesetzlicher Grundlage verfolgt und von Athen aus ein Netz von Verbindungen über die griechische Welt zieht, hatte in Nauplion einen Zweigverein gegründet und beging dessen Einweihung. Die Stadt hatte dazu einen Klassenraum der öffentlichen Mädchenschule zur Verfügung gestellt und ihn reichlich mit den blauweißen Fahnen der Nation verziert, eine Musikbande war aufgeboten und ließ immer wieder die weichen, etwas opernmäßigen Klänge der Volkshymne ertönen. Auf einer niedrigen Tribüne versammelten sich die tonangebenden Damen der Stadt, reichlich gepudert und gemalt, in französierenden Roben, die durch eine gewisse Abenteuerlichkeit dem heimischen Geschmack einige Zugeständnisse machten; die Herren, unter ihnen viele Offiziere, fanden ihre Plätze in den Stuhlreihen gegenüber dem Katheder und einem kleinen Altartisch. Man unterhielt sich lebhaft und weltlich, ungezogene Kinder schrieen, ein mitgebrachter

Hund wurde lästig, und doch trafen zwei Popen schon alle Vorbereitungen zu einer kirchlichen Zeremonie. Endlich betrat das Komitee den Saal: es war der Redner des Tages, ein Professor der Athener Universität, von einigen Herren des Bundes und aus der Stadt begleitet. Die Musik schwieg, und die Feier begann.

Die beiden Popen, würdige langbärtige Männer in schwarzen Talaren, hantierten an ihrem Altärchen, das mit einer hellenischen Fahne bedeckt war und ein kleines Holzkreuz, zwei Kerzen, ein Waschbecken voll Wasser und ein Handtuch trug. Sie sangen und sprachen mit vielen Responsionen und langgezogenen „Aamîn" eine Litanei oder Liturgie, während welcher sie räucherten und mit einem blühenden Orangenzweiglein geweihte Wassertropfen ringsum versprengten; zuletzt zogen sie das Kruzifix dreimal kreuzweis durch das Becken und schlugen damit nach den verschiedenen Seiten hin ein Kreuz, worauf der Oberstkommandierende es im Namen aller Anwesenden küßte. Hierauf bestieg der Professor das Katheder und las mit großer Schnelligkeit sein Manuskript ab. Er gab ein stark gefärbtes Lob des Vaterlandes, der Unabhängigkeit des griechischen Geistes und der Bestrebungen, die zu ihr hinführen; er stellte dem Hörer vor, was die Alten Großes geleistet, daß man nach Gleichem trachten müsse und dafür der Hilfe aller derer, die sich der Antike verpflichtet fühlen, gewärtig sein dürfe, und schloß mit

einem ssito o wasilévs, ssito i Ellás, „es lebe der König, es lebe Griechenland.“ Dann folgte noch einmal die Hymne, man beglückwünschte sich gegenseitig und ging schwatzend auseinander. Mir fiel auf, daß an einer unzweifelhaft politischen Agitation privater Natur, die nicht nur innerhalb des Königreiches, sondern jedenfalls auch außerhalb, also etwa auf den türkisch-griechischen Inseln, in Makedonien u. s. w. wirken und die Geister wecken sollte, das gesamte Offizierkorps teilnehmen durfte; und ferner vermißte ich im Publikum einen warmen, hingebenden Zug, der dem Ernste der Sache wohl entsprochen hätte, da die bedenklichen Wirren auf Kreta sich bereits deutlich ankündigten. Man schien hauptsächlich gekommen zu sein, weil etwas los war und ein berühmter Redner gehört werden würde: ich mußte an die Stürme der Leidenschaft und der Begeisterung denken, die zu der Zeit der Freiheitskriege eben hier in Nauplia losbrachen, wo ein Mittelpunkt der Revolution war und die Helden der Maina und von Hydhra dem Vaterlande mit Thaten zu dienen auszogen.

Tripolitzá

Arkadien mit seinen weiten Berghängen voll Busch- und Strauchwerk, mit den finstern Schluchten im zerklüfteten, graubraunen Kalkgebirge, mit den kahlen, offenen Thälern, in denen malerische, aber

unfreundliche Dörfer liegen — Arkadien hat im Grunde wenig von den idyllisch-schäferlichen Reizen, die unsere Phantasie, von der Litteratur der verschiedenen Rokokoperioden angekränkelt, ihm noch heute so gerne beilegt. Dafür aber hat es eine herbe, oft großartige Poesie: die Poesie des ausgesprochenen Binnenlandes, bei dem das Meer, für Griechenland muß man sagen: ausnahmsweise einmal, fast gar nicht mitzuwirken hat. Es erscheint nur hier und da flimmernd und blitzend am Horizont, wie um sich einstweilen in unserer Erinnerung zu erhalten, während die Gipfelreihen, die im Herzen der Peloponnesos unzählbar neben und durch einander hinziehen, sein Gewoge in phantastischer Vergrößerung und ewiger Erstarrung auf ihre Art nachbilden. Wir können das Meer in dieser Umgebung auch entbehren, denn solche Berglandschaften und solche Aussichten wie die vom Apollotempel zu Bassä auf die dunkel bewaldeten und die kahlen Höhen des Paläo-Kastro und des Lykaion finden sich eben nur in Griechenland und entzücken auch den entschiedensten Verehrer der See und des Niederlandes.

Aber zu soviel Wildheit birgt Arkadien auch den Gegensatz in sich, freilich nicht den melodramatischen des Pastorale. Wer von Nauplia her durch das rauhe Gebirge zur Ebene von Tripolitzá heraufkommt, der sieht sich überrascht ganz plötzlich in einer freundlich kultivierten, durch energische Arbeit

gehobenen Gegend. Tripolitzá, als Knotenpunkt der wichtigsten Straßen des Peloponnes vom Verkehr begünstigt, liegt von einem weiten Ringe mäßig hoher Kalkberge so wasserdicht umschlossen, daß die Bäche seiner Umgebung wie in der Kopaïs-Niederung keinen andern Abfluß als den durch die Katawothren finden und deswegen hier und da Fieber verbreitende Sümpfe bilden. Doch herrscht darum bei den Eingeborenen keine böotische Dumpfheit, sondern ihr lebhafter Fleiß hat den Quellenreichtum benutzt, allenthalben die Abhänge terrassiert, sie durch kluge Benutzung der Wasserläufe berieselt und sie ebenso wie die von Natur gesegnete Ebene mit Feldfrüchten, meistens Getreide, bestellt. Das kommt natürlich auch der Stadt zu gute, und mit ihren roten Ziegeldächern, ihren gartenreichen Quartieren und drei geräumigen und sauberen Kirchen mutet sie den Ankömmling behaglich und behäbig an. Und dieser erste Eindruck täuscht uns nicht. Die Straßen sind breit und belebt; Kaufläden und offene Handwerkerstände bilden eine Art von Bazar, Baumreihen beschatten die stattliche Platia. Alles erscheint hier neu und jung, denn bei der Vertreibung der Türken wurde das Alte leider gründlich zerstört, und man möchte dem Neuen bloß wünschen, daß es in Gesundheit altere. Doch wo ein vernünftiger Ackerbau herrscht und der Landmann aufgehört hat, die kulturfeindlichen Ziegen zu halten, da darf man wohl getrost auf die Zukunft hoffen.

In der herrlich frischen Bergluft ritt ich still für mich hin aus der Stadt hinaus, wo man eine lärmende Panegyris, ein ländliches Fest, im Anschluß an einen Viehmarkt zu feiern begann. Die Morgensonne lachte nur so vom blauften Himmel. Vor einem unvergeßlichen Bilde hielt ich bewundernd an: unter rauher Felswand stand ein altes Bauernhäuschen, schon schadhaft im Bau und nachlässig mit Lehm beworfen, und seine braune Wand und das Ziegeldach leuchteten warm und goldig aus dem umgebenden Gebüsch. Eine immergrüne Eiche mit feinem, dunkelm Laube erhob sich neben der Thür, und an deren Pfosten, in der Sonne bratend, lehnte faul ein junger Bauernbursche mit schönen starken Gliedern, bis auf die schwarze Kappe und die dunkelblaue offene Weste ganz weiß gekleidet, in Albanesenhemd, Fustanella und Gamaschen.

Das war in wunderbarem Kolorit ein Damötas oder Tityros, aber einer von heute; und als ichs genau bedachte, wurde ich dessen nur froh. Denn die Lebenden haben schließlich doch Recht.

Am Fuße des Taygetos

Vier bedeutende Halbinseln entsendet, wie ein Ahornblatt seine Zacken ausstreckt, der Peloponnes nach Süden. Die beiden mittleren von ihnen, die lakonische und die messenische, treten am weitesten hervor und bohren ihre stets umbrandeten Schluß-

riffe, die Kaps Malea und Matapan, dem Meer gleich Dolchspitzen in die wogende Flanke. Sie werden von Ausläufern des arkadischen Hochlandes gebildet: die lakonische von der mächtigen Kette des Parnon, die messenische vom wilden Taygetos, der heute nach der Zahl seiner Gipfel to pentedhaktylo wunó, der Fünffingerberg, heißt. Aber ehe diese Gebirge die Masse des Festlandes verlassen, um als Halbinseln den tiefen Golf von Marathonisi zu umspannen und ihn vom argivischen und vom messenischen Golfe zu trennen, müssen sie eine zwischen ihnen zum Meere hinab ziehende Ebene mit ihren Quellen wässern und als sichere Hüter begleiten: das ist die Ebene von Sparta, die der kräftige Eurotas mit seinem Gefolge von Wildbächen durchströmt.

Du stehst gegen Abend auf den westlichen Vorbergen des Parnon und schaust hinunter auf die endlosen Mais- und Getreidefelder des Thales und die üppigen Baumpflanzungen zwischen feuchten, grünenden Wiesen, und schaust hinüber nach dem Taygetos, hinter dem die Sonne soeben untergeht. Übergewaltig, drohend, unnahbar, zackig, stahlgrau liegt er da wie ein in Erz geharnischter, auf der Erde sich wälzender Riese; er wirft dir seinen Schatten entgegen und scheint unvermittelt, einer Wand gleich, aus der Ebene aufzuwachsen. Verschwand aber erst die Sonne, und dringt dein nicht mehr geblendetes Auge unterscheidend in die Düsternis,

so erkennst du zwischen den Wänden die furchtbaren Schlünde, klaffende Schluchten, aus denen sich bald Wolken erheben und sich als dichte Schleier an die Abhänge legen.

Doppelt freundlich neben diesem Ungetüm lächelt die helle Stadt des Lykurgos dich an. Nur uneigentlich darf ich sie so nennen, denn sie ist wie Korinth eine neue Gründung mit breiten unvollendeten Straßen und öden, mit Menschenmengen nie zu füllenden, ganz unhistorischen Plätzen; auch steht sie nicht einmal genau auf der Stelle des alten Sparta und darf weder den Ruhm noch den Einfluß der männererziehenden Vorgängerin beanspruchen. Indessen entbehrte auch diese der erhabenen Gebäude und durch Alter ehrwürdigen Heiligtümer und war, von Mauern erst spät umgeben, gerade wie die jetzige eine weitgebaute Gartenstadt, in deren Weichbild die Maulbeer- und Ölbaumhaine und Feigendickichte allenthalben tief eindrangen, fast jedes Haus, das nicht auf einer kleinen Anhöhe, sondern im Bereich der ausgiebigen Wasserverteilung lag, von wucherndem Grün umschlossen.

Ein solche Stadt war für den Frieden geschaffen oder, was im Altertum zutrifft, für Kriegszüge in anderer Land und für die Verteidigung von den Grenzen der Ebene, d. h. von den Gebirgen aus bestimmt; sie konnte der kunstreichen, auch mit viel größeren Heeren und Mitteln wirkenden Kriegs-

führung des Mittelalters ebensowenig wie in der Zeit der Völkerwanderung den brutalen Einfällen exotischer Horden auf die Dauer widerstehen. Sie wurde daher verlassen, und an ihrer Stelle gründete, eine Stunde weiter nordwestlich auf einem Vorberge des Taygetos, Wilhelm von Villehardouin, Fürst von Morea, 1248 die neue Residenz von Lakonien, die Feste Misithras, jetzt Mistrá genannt.

Mistrá, ein wunderseltsames Gebilde heute, aber schon damals dir, o viel gepriesene und viel gescholtne Helena, und deinen Choretiden, ein wunderbarer Zufluchtsort, als Menelas, dein schwer gekränkter Gatte, übles gegen euch im Schilde führte!

„So viele Jahre stand verlassen das Thalgebirg,
Das hinter Sparta nordwärts in die Höhe steigt,
Taygetos im Rücken, wo als muntrer Bach
Herab Eurotas rollte und dann durch unser
Thal
An Rohren breit hinfließend eure Schwäne nährt.
Dort hinten still im Gebirgsthal hat ein kühn
Geschlecht
Sich angesiedelt, dringend aus cimmerischer Nacht,
Und unersteiglich feste Burg sich aufgetürmt,
Von da sie Land und Leute placken, wies behagt.
— — — — — — — — — — — —
Das ist was andres gegen plumpes Mauerwerk,
Das eure Väter, mir nichts dir nichts, aufge-
wälzt,

Cyklopisch wie Cyklopen, rohen Stein sogleich
Auf rohe Steine stürzend; dort hingegen, dort
Ist alles senk- und wagerecht und regelhaft.
Von außen schaut sie! himmelan strebt sie empor
So starr, so wohl in Fugen, spiegelglatt wie Stahl.
Zu klettern hier — ja selbst der Gedanke gleitet ab.
Und innen großer Höfe Raumgelasse, rings
Mit Baulichkeit umgeben aller Art und Zweck.
Da seht ihr Säulen, Säulchen, Bogen, Bögelchen,
Altane, Galerien zu schauen aus und ein
Und Wappen."

Wir kennen sie, diese fränkisch-gotische Bauart, und wir finden von ihr noch Reste in Mistrá. Aber sie werden von Epheu und Clematis überwachsen, und ihre Einzelheiten verlieren sich jedes Jahr mehr in einem verworrenen Ganzen. Denn vor uns, über dem gewerbfleißigen, blühenden Bauerndorfe desselben Namens, erhebt sich, im Dreieck den spitzen und hohen Burgberg erklimmend, mit Straßen und Thoren, Treppen und Terrassen, Kirchen, Klöstern und Palästen eine Stadt von — Ruinen.

Ninfa im Mündungsgebiete des Tiber versinkt in Sümpfen; aber wie Les Baux de Provence bei Arles, die verlassene Stadt auf luftiger Bergeshöhe, liegt Mistrá nur deswegen öde, weil sie seit den Freiheitskriegen ihren Zweck nicht mehr er-

füllt und weil sich bequemere Wohnstätten von genügender Sicherheit den Bewohnern boten, nämlich im Dorf und in Neu-Sparta. So zog man denn in die Ebene und nahm mit, was an Holzwerk und anderem Material sich mitnehmen und verwenden ließ; nichts und niemand blieb auf der Höhe zurück als einige Nonnen zur Pflege der doch nicht entheiligten Kirchen und Kapellen. Diese Alten leben nun wie die Heimchen zwischen den von der Mittagssonne durchglühten Mauern, und bloß für sie strömen noch die Quellen Mármora und Kuwáli in ihre Brunnentröge, die aus antiken Sarkophagen mit jetzt nur wenig geziemenden Bacchanten und Eroten gemacht sind. Im übrigen herrschen straßauf, straßab die Eidechsen in der Stadt, es sei denn, daß ein fremder Wanderer mit zögerndem Fuße diesen malerischsten aller Weltwinkel durchirrt.

Beschreibe ihn, wers vermag! Auch ich zwar habe ihn durchklettert, habe gestaunt und wieder gestaunt über die Fülle von Bildern, von Farben, Licht und Schatten, die sich bei jeder Wendung bieten — hier das Rundbogenportal eines Bürgerhauses, über dem ein dunkelgrüner Feigenbaum aus der Mauer wächst; dort der Hof des fürstlichen Palastes mit seinen Durchblicken in die Hallen und deckenlosen Gemächer; dort wilde Rosen, wuchernd über einer Cisterne; wieder wo anders zwischen Cypressen der zierliche Kirchturm der Pantanassa; in den Kapellen byzantinische Malereien

und Inschriften. Von den Terrassen eröffnen sich Blicke auf das köstliche Dorf, das zwischen Eukalyptus, Walnußbäumen und Kastanien fast verschwindet und von Weingärten dicht umgeben ist; und weiterhin Blicke auf die Ebene mit den Oleandergebüschen in Blüte, die das Schilf des Eurotas begleiten; und Blicke auf den majestätischen Parnon mit seinen ruhigen Linien und ebenfalls rötlichen Hängen! Aber das alles, und hundertmal Mannigfaltigeres, verwirrt mich noch jetzt in der Erinnerung, und sogar auf den obersten Wartturm der höchstgelegenen Burg, von der man eine alles zusammenfassende, also vereinfachte Aussicht genießt, versetze ich mich vergeblich — ich finde nicht den Faden, mit dem ich meine bunten Eindrücke zu einem plastisch anschaulichen Kranze verbinden könnte.

Denn während ich mir diese Ansicht vergegenwärtige, die den Blick ringsherum und immer wieder auf den Taygetos lenkt, wird meine Phantasie mit Gewalt und von Neuem durch diesen letzteren auf etwas Einzelnes gezogen. Und zwar steigt vor mir auf die Wildnis der unheimlichen Langadha, der Schlucht, die nicht weit von Mistrá, bei dem lieblichen, in den prachtvollsten Bäumen und Obst- und Gemüsegärten versteckten Trypi, beginnt und auf die Paßhöhe des Gebirges, nach der messenischen Seite hinüberführt. Sie ist die einzige Verbindung zwischen den beiden Ebenen und wird seit Jahrtausenden begangen; dennoch ist sie fast pfadlos:

„Kennst du den Berg und seinen Wolkensteg?
Das Maultier sucht im Nebel seinen Weg,
In Höhlen wohnt der Drachen alte Brut,
Es stürzt der Fels und über ihn die Flut."

Verzeihe mir, der du mich tadelst, mein trockener Schulmeister, die Citate; ich kann sie nicht entbehren, da ich sie nicht umschreiben will. Ich wünschte nur, du hättest neben oder, besser, hinter mir die Schlucht durchritten, stundenlang, bald im Bachbett ihres Grundes, bald auf der halben Höhe ihrer starrenden Wände, bald wieder unten im Schatten herrlicher Platanen, bald wieder oben auf schmalstem Pfade ganz dicht am Rande von Abgründen, die wohl tausend Fuß oder mehr fast senkrecht hinunterschießen; ich wollte, du wärst an den gefährlichsten, kaum gebahnten Stellen, wo selbst das Maultier ängstlich wird, aus dem Sattel gestiegen und wärst tastend, schwindelnd den Felsen entlang geklettert, und hättest schließlich, als ein Wetter heranzog, das Brausen und Klingen und hohle Sausen des Windes, der sich hoch oben in den Zacken der Riffe verfing, mit Ohren gehört: dann würdest auch du, an der Kraft des eigenen Wortes verzweifelnd, dich zu den Worten dessen flüchten, der für alles, was uns erschüttert, die wahre Formel gefunden hat.

Wenn die Paßhöhe mit ihrem schönen Kiefernwalde erreicht ist, wird die Landschaft freundlicher.

Noch geht es zwar lange auf und nieder, durch die einsamen Bereiche der Hirten in den Macchien und Phryganen, den Busch- und Strauchgebieten, und durch unbequem aufgestapelte Bergdörfer: aber endlich eröffnet sich verheißungsvoll und tröstlich die messenische Ebene mit dem Flußbett des Pamisos, und mit Kalamata, ihrer gewerbreichen Handelsstadt, und mit dem Meer, ihrer völkerverbindenden Grenze.

Mavromati

Die kühne Pyramide des Berges Ithome, eine imposante Wohlgestalt, thront über dem Westen der messenischen Ebene, wie der Taygetos den der lakonischen beherrscht. Am östlichen Hange des Berges hat man das behäbige Kloster Wurkáno angebaut, ein Viereck von langen, niedrigen Gebäuden, in dessen Hof, der orthodoxen Sitte entsprechend, die schlichte Kirche frei für sich allein steht; und auf der Spitze des Berges, achthundert Meter über dem Meer, haust zwischen den Wolken ein Eremit in den Ruinen eines byzantinischen Klösterchens; dort, wo ehemals im Heiligtume des Zeus Ithomatas Menschenopfer fielen, zieht er mit unendlicher Mühe sein Blumen- und Gemüsegärtchen und nimmt nicht ungern die freiwilligen Opfer der Fremden entgegen. An der Westseite des Berges aber lag Messene, die unglückliche Nebenbuhlerin Spartas; sie schloß ihn,

soweit es nötig war, in ihre Ringmauern ein, die man mit ihren Türmen und Thoren, besonders dem großartigen arkadischen, noch leicht verfolgen kann. Sonst blieb von der Stadt nichts sichtbar als das kaum kenntliche Theater, ein Stadion und eine Anzahl von Gräbern. Fundamente von Häusern, Tennen und Straßen liegen noch unter der Erde, und so wendet sich die Aufmerksamkeit des Besuchers, wenn er die Befestigung bewundert hat, alsbald dem Dörfchen Mavromati zu.

Dies ist eine Ansiedelung der Bauern der kleineren messenischen Ebene, nämlich der westlichen zwischen dem Ithome und den Psoriaribergen; es liegt etwas erhöht am Fuße des ersteren und genießt den erfrischenden Blick auf die fruchtbare Kessel- und Hügellandschaft. Sein Name bedeutet: das Schwarze Auge. Woher diese volkspoetische Bezeichnung?

Sie bezieht sich auf die schönste Quelle, die mitten im Dorf aus dem Bergabhang entspringt. Und zwar buchstäblich: entspringt. Denn aus einer antiken Stützmauer, die ganz alter Epheu mit breiten Kronen von allen Seiten her umdrängt, stürzt, gleichsam aus dem Kerker erlöst und triumphierend über die Befreiung aus Wust und Finsternis, ein Wasserstrahl, stark wie ein Mühlbach, mit gewaltigem Satze ans Tageslicht. Rauschend und plätschernd füllt er einen Weiher, den Walnußbäume beschatten; und von dem dunkeln Spiegel der Wasserfläche oder von der geheimnisvoll schwarzen Höhlung, aus der

das Wasser hervorschießt wie ein leuchtender Blick aus der „unergründlichen Nacht des geliebtesten Auges," stammt der hübsche Name des Dorfes.

Der wehenden Kühle und des lebendigen Elementes froh saß ich dem Schauspiel gegenüber unter dem größten der Nußbäume und öffnete zu dem Käse, den der Wirt des Bakkali mir brachte, eine kleine Blechdose Ölsardinen aus meiner Reisetasche. Bald war sie geleert, denn ich teilte den neugierig Umstehenden von ihrem Inhalte mit, und während die guten Fische, weil sie hier noch unbekannt waren, keinen Beifall finden konnten, wurde ihr selbst die unerwartetste Anerkennung zu teil: ein Greis, der das reichlich übrig gebliebene Öl mit Behagen hinuntergetrunken hatte, nahm sie schmunzelnd als wertvollen Hausrat, als Becher oder was sonst sie ihm sein sollte, in Gebrauch. Er wird ihr wohl noch desselbigen Tages, wie billig, alle Ehre angethan haben, denn im Dorfe wurde das Fest einer Heiligen gefeiert, und die Pannychia, die Vergnügung, die eine ganze Nacht durch währen soll, kündigte sich schon an.

Drei Musikanten erschienen mit einer Trommel und mit Klarinetten, verwegene Gesellen in Fellmützen und abgetragenen Wanderkleidern. Sie stellten sich zusammen und spielten auf, wilde Weisen, wahrscheinlich beliebte Lieder und Balladen, denn hier und da fielen die Stimmen singend ein, und die Hände schlugen klatschend den Takt. Auch der Pope lauschte unter den sich immer zahlreicher versammelnden

Dorfleuten, und mancher folgte seinem Beispiel, wenn er, zu den Musikanten tretend, dem ersten von ihnen eine kleine Münze unter die Mütze schob, oder sie ihm, fest angedrückt, auf die zurückgebeugte Stirn klebte — wo sie liegen blieb, bis eine gerade pausierende Hand sie herunter- und in Sicherheit brachte. Bald aber begann auch die Tanzlust sich zu regen; die Burschen, die sich bis dahin etwas abseits mit Bocksprungen unterhalten hatten, kamen heran und bildeten, Hand an Hand gefaßt, oder auch durch Taschentücher, die sie zwischen sich hielten, vereinigt, eine lange Kette, die sich, nicht unähnlich jener Reihe der eleusinischen Frauen, in langsamem, unregelmäßigem Zeitmaß rings um den Platz bewegte. Nur machten hier die Männer bloß kleine Schritte seitwärts und folgten, ohne zu singen, den beiden Anführern des linken Flügels. Diese, von Zeit zu Zeit durch andere ersetzt, führten den eigentlichen Tanz mit erstaunlichen Sprüngen aus. Es waren eigentümliche und kunstreiche Entrechats von bedeutender Höhe, oft verbunden mit gewandten Drehungen des Körpers und wohlberechneten Stellungen der Arme und des Kopfes; sie erfolgten meistens nicht rasch hinter einander, sondern mehr in Absätzen, unterbrochen von tiefem Einknicken der Kniee und von Pausen, in denen eine bestimmte Auslage beibehalten wurde; auch brachten sie den Springer und sein Gefolge immer nur wenig von der Stelle. Viel Kraft und Übung schien dazu zu gehören, und

auf den Tänzern lag ein entschiedener Ernst, eine gewisse Feierlichkeit; ich beobachtete einzelne, die ganz verzückt, wie in einem Mysterium begriffen, die Figuren gleichsam ihrem Sinne nach erlebten.

Der Tanz erinnerte mich an den volkstümlichen Einzelgesang der Griechen, der sich ebenfalls in uns unverständlichen Rhythmen entwickelt und den oft wiederkehrenden, langgezogenen Grundton abwechseln läßt mit den künstlichsten Kadenzen, mit meckernden Trillern und näselnden Tonleitern und Läufen aller Art, die meist wie improvisiert klingen und doch ihren bestimmten Gang haben und gewiß gelernt worden sind. Beide, Gesang wie Tanz, sind charakteristische Äußerungen der Nation von heute; vergleiche sie mit dem, was du von ihrer antiken Form aus den Untersuchungen über die Musik der Alten und von Vasenbildern her weißt, und du ziehst wahrscheinlich mit mir den Schluß, daß das antike Pathos blieb, der heutige Stil jedoch mit manchen seiner Elemente auf dem beruht, der früher der Stil der — Satyrn gewesen sein wird.

Am östlichen Gestade von Attika

Die Südspitze der attischen Halbinsel bildet das Vorgebirge Sunion. Wer aus dem saronischen Golf, vom Peiraieús, von Megara, Salamis, Ägina und den anderen Orten und Inseln mit dem Kurse nach Osten heranschiffte, der mochte sich darauf ge-

faßt machen, daß an diesem Kap eine widrige Meeresströmung und ein anhaltender Gegenwind ihn an die Stelle bannten. Was half ihm dann der dem Heimkehrenden so erfreuliche Aufblitz der goldenen Parthenoslanze von der Akropolis zu Athen, den man bei gutem Wetter von hier zuerst bemerkte? Den Fortstrebenden erinnerte dies Sternlein am Tage nur daran, daß er immer noch nicht fortkonnte, und wie ihm erging es vielen anderen Schiffern, sodaß ganze Flottillen voll Mißvergnügter hier tagelang ankerten, um günstigen Fahrwind zu erwarten. Frommes und unfrommes Schiffsvolk verließ dann wohl die Barke und erstieg den hohen, dunkeln Felsen, auf dessen befestigtem Gipfel die Heiligtümer des Poseidon und der Athena standen, besonders das der letzteren hochragend, ein dorischer Tempel von weißem Marmor, der einen älteren von Porosstein ersetzte. Von ihm stehen jetzt noch auf dem Unterbau dreizehn Säulen samt ihrem Architrave und glänzen zierlich und leicht nach allen Seiten übers Meer hinaus. Der Besucher von heute, der nicht mehr, wenigstens nicht gerade hier, um erwünschte Winde fleht, wird seine Aufmerksamkeit zwischen dem herrlichen Ausblick, links auf die Kykladen und rechts auf den Peloponnes, und der auch im einzelnen höchst interessanten Ruine teilen — interessant für den, der bereits Kenntnisse genug besitzt, um für die Betrachtung der verwendeten Steingattungen, der Fugenbildung, der Kapitellform, der

Anlage des geheiligten Bezirkes im ganzen und dergleichen eine nützliche Verwendung innerhalb seines Gedankenkreises zu finden.

Wendet sich ein solcher Archäologe von Beruf dann ein wenig nördlich, so wird er von Laúrion, dem unerschöpflichen Silber- und Bleibergwerk, wohin er alsbald gelangt, vermutlich weniger angezogen als abgestoßen werden. Die antiken Schachte, in denen jahrhundertelang athenische Staatssklaven frohndeten, verwischen ihm kaum den wild-westamerikanischen Eindruck, den der staubige Ort mit seinen einförmigen Arbeiterhäusern, seinen elektrisch beleuchteten, unerfreulichen Straßen ohne eine Spur von Schönheit und Behagen, mit den rauchenden Fabrikschornsteinen der Hüttenwerke, mit den Eisenbahnen und der sehr internationalen, streiklustigen Arbeiterbevölkerung auf ihn macht. Eilig wird er nach Thorikós hinübersegeln, wo an den spitzen Burgberg gelehnt ihm ein ungewöhnlich angelegtes antikes Theater zubereitet ist, ein Theater ohne jede Spur von einer steinernen Bühnenanlage und mit Sitzreihen, die nicht im Halbkreise, sondern in einer ganz flach gedrückten Halbellipse aufsteigen. Ein kleiner Dionysostempel erhob sich daneben, Kuppelgräber finden sich in der Umgebung häufig, und die Akropolis stammt aus einer der ältesten, der mykenischen, Periode. Zwischen den durch Erdbeben auseinandergeschobenen Blöcken ihrer Befestigung steht eine seltene Blume, ein verzweigter, büschel-

förmig gebauter, gelbblühender Mohn: er soll aus Samenkörnern erwachsen sein, die sich in den antiken Schutthalden von Laurion erhielten, und ist nach Serpieri, einem der Direktoren des dortigen Bergwerks, „Serpiera“ genannt worden.

Nun aber lockt uns der unsterbliche Name Marathon, und wir schiffen die attische Küste noch weiter nordwärts entlang, vorüber am Vorgebirge Brauron und hinein in den Golf von Petali, der, von Attika und Euböa gebildet, bis zum Kanal Euripos reicht. Etwa auf der Höhe, wo dieser Name einsetzt, bilden die östlichen Vorberge des Pentelikon und die zur Halbinsel Kynosura gehörigen Gebirge einen Halbkreis um die öde und sumpfige, von der Charadra durchströmte Ebene von Marathon an der gleichnamigen Bucht. In seichtem Wasser landet unser Kahn; wir steigen ans flache Land und wandern durch Riedgras, dann über Felder dem einsamen Sorós zu, dem Totenhügel, der den gegen Mardonios gefallenen Athenern zu Ehren aufgeworfen wurde. Er ist ein Hügel wie andere künstliche Hügel mehr; etwas über zehn Meter hoch und ziemlich steil. Zuerst hat Schliemann, dann die griechische Archäologische Gesellschaft ihn geöffnet, und dabei wurden Leichenreste gefunden, die die Identität des Grabmals bewiesen: der Denkwürdigkeit des Ortes halber wurden alsbald einige fromme Pflanzungen von Lorbeer- und Ölbäumen ringsum angelegt. Niemand trug aber

Sorge für ihre Unterhaltung, und so sind sie im Ausgehen begriffen. . . . Wem die Geschichte des alten Griechenlands gegenwärtig und wesenhaft ist, der wird sich hier eine lebendige Vorstellung von dem Verlauf der glorreichen Schlacht gern bilden wollen und können; den Gleichgiltigen dagegen wird an dieser Stelle nichts sinnlich Eindrucksvolles aus der banalen Stimmung herausreißen, und ich beobachtete einige vergnügte Jünglinge von Athen, die, statt sich die Örtlichkeit klarzumachen und sich allenfalls aus dem Bädeker und aus Herodot, den jener sogar anführt, zu orientieren, eine unschuldige Freude daran fanden, ihre Visitenkarten zwischen die Blätter der Agaven am Hügel zu stecken.

Und abermals eine Strecke nördlich erwartet uns Rhamnûs, die alte Stadt. Hier ist die Küste nicht mehr flach, sondern steil, und mannigfaltig fallen die Ausläufer hoher Berge in die See: Klippen und Vorgebirge wechseln ab mit freundlichen grünen Matten, auf denen in prachtvoller Fülle Bäume und Büsche, Stauden und Blumen ihre feinen Formen, Farben und Schattierungen zeigen. Eine Landschaft, wie Friedrich Preller, der nie in Griechenland gewesen ist, sie für seine Nachdichtung des Homer so phantastisch und richtig erfand, in sich erschaute! Die nicht eben hoch gelegene Akropolis mit verschiedenartigen Mauern, Türmen und Thoren und die Stadt mit einem kleinen Theater und einigen Hausruinen, mit Resten

von Grabmälern und mit Inschriftsteinen erwehren sich kaum der Überwucherung durch lebenslustige Dornen und Schlinggewächse und gleichen jenen verwunschenen Schlössern, in denen deutscher Märchensinn sich so gerne tummelt, fröhlich und scheu zugleich, das Weben der Geister fürchtend und doch auch es suchend. Von der Stadt aufwärts führt eine waldige Schlucht zu Heiligtümern, von denen die letzten, höchsten der Themis und der Nemesis geweiht waren. Was von Skulpturen an die strengen Göttinnen erinnerte, hat man nach Athen geschafft, aber geblieben ist, außer den Tempeltrümmern, die unvergleichlich herrliche Aussicht über die grünende Stadt mit dem Burghügel und über den Euripos weg nach dem langgestreckten Euböa hin, dessen meist schneebedeckte Gebirgsknoten Dirphes, Olympos und Ocha in stummer Majestät durch die Wolken ragen. Wer etwa mit gewaschenem Herzen und nach gesühnten Freveln die Dämmerung des Themisheiligtums aufatmend verließ, dem mußte das neugeschenkte, frohe Leben bei solchem Anblick doppelt lieblich lächeln.

Zum Schlusse überrascht dich an der attischen Ostküste, nicht weit von der Grenze der Nomi Viotia (Provinz Böotien) ein seltenes Waldbild: das Thal von Oropós. Dort strömt eine starke, gute Quelle noch heute bei den sauber ausgegrabenen Ruinen einer umfangreichen Tempelanlage des Amphiaraos, jenes mit Heilkraft begabten Unterwelthalbgottes,

und um zu ihr zu gelangen, durchwanderst du lange Schluchten, deren Abhänge mit älteren Beständen der graziösen Aleppokiefer, aber auch mit einzelnen Laubbäumen und mit dem stets willkommenen, weil so prächtig färbenden, immergrünen Buschwerk bewachsen sind. In solchen Thälern möchte man öfters an deutsche Mittelgebirge denken, aber der Ton dieser Kiefer ist heller als der der nordischen, und der Wald ist überall lichter und erscheint deshalb gleichsam parkartiger als bei uns. Denn die südlichen Gehölze bilden, schon allein durch ihre Gruppierung in weiteren Abständen, mehr Formen als die unserigen; selbst unsre Buchen, die doch in wohlgeteilten Massen aufstreben, wirken schwer und kompakt gegenüber dem meist leichteren Aufbau der griechischen Bäume. Graue Felsen, und über ihnen der Himmel, schimmern durch den Wald; blickst du vorwärts, so erfreuen dich wohlgestaltete nahe Berghäupter, blickst du zurück, so grüßt das eben erst verlassene Meer. Gieb dich nur hin der freundlichen Natur, und schwerlich bedarfst du noch der Hilfe des Heilgottes.

Chalkis

Nicht weit von Aulis, dem durch die Herzensnot des Agamemnon der Welt bekannten, tritt das Messapiongebirge so kräftig gegen Euböa vor, daß hier die schmalste Stelle der Meerenge Euripos

geschaffen wird. Sie ist nicht breiter als etwa fünfzig Meter, und man hat sie sogar schon im Altertum unter eine Brücke gebracht, wozu freilich künstliche Anschüttung der Ufer beitragen mußte. Hier wechselt die überaus heftige Strömung des Kanals etwa sechsmal am Tage ihre Richtung, und auf sie müssen die Schiffe ihrem Ziele entsprechend warten. Da hier nun auch der bequemste Verkehr zwischen Böotien und der Insel stattfindet, so ergiebt sich klar, daß an einem so belebten Punkte schon von altersher eine Stadt in Blüte gestanden haben muß. Diese Stadt ist denn Chalkis, die sich wohlbefestigt und malerisch auf der euböischen Seite erhebt; vom Hafen, den gleich unterhalb der Brücke eine seeartige, bergumschlossene Erweiterung des Euripos bildet, steigt sie sachte zu leichten Hügeln auf. Hohe Mauern mit trotzigen Türmen, dunklen Thoren und einem tiefen Graben schützen sie gegen das Wasser hin; sie stammen zum größten Teil aus venezianischer, zum Teil auch aus türkischer Zeit und verfallen gemächlich, mehr dem Künstler als dem Soldaten zur Augenweide. Türkisch ist noch manches im Charakter der engen Altstadt: die christlichen Kirchen haben keine Türme, aber die Kuppel einer Moschee beherrscht das Bild; überall fließen Brunnen, überall sind Bäume gepflanzt, Pappeln, Ulmen, Maulbeer- und Olivenbäume, die auf die bazarartigen Ladenreihen ihren Schatten werfen. Doch drängt sich ein buntes Volk nichttürkischer, lebhafterer Art durch

die Gassen, und geöffnete Hausthüren gestatten freimütig einen Blick in Höfe und Höfchen, wo das thätige Alltagsleben der Familien sich harmlos abspielt und unter einer Palme, einer Cypresse oder in der Laube von Jasmin und Rosen die artigsten Jüngferchen ihr Wesen treiben. An Kunstwerken bietet Chalkis kaum einen Stein von schätzbarer Form; dafür wird hier griechischer Cognac in großer Menge und von guter Qualität erzeugt und verschifft. Er ist es auch, der nördlich von der Brücke eine Neustadt mit modernen Häusern und anspruchsvollen Villen hervorgerufen hat, und so wird hier wieder einmal sinnfällig bewiesen, daß das rein Geistige überall endlich triumphiert.

* * *

Du behauptest immer, mein kluger Gottfried, das Beschreiben von Landschaften und dergleichen sei vom Übel: Gedanken und Erlebnisse müsse vortragen, wer ein Ohr gewinnen will. Ich pflege zu beachten, was du mir offenbarst, und habe deshalb lange gezögert, ehe ich mich entschloß, dieses „Mosaik" dir ganz speziell zu widmen. Das thue ich nicht, um deinen Geschmack zu beleidigen, sondern in der Hoffnung, du werdest dann meine Blättchen durch wiederholtes Lesen einer außergewöhnlich eingehenden Aufmerksamkeit würdigen. Gewiß, es ist nichts geringes, ein Dutzend unzusammenhängender Miniaturen zu betrachten, ohne einigen Überdruß

an ihnen zu empfinden; aber als gebildeter Leser benimmst du dich gegenüber deinem Buche, wie ein wohlerzogener Mensch sich in der Gesellschaft aufführt: hat er sich überhaupt dafür entschieden, ihr eine Weile anzugehören, so zeigt er weder, noch empfindet er während der Zeit irgendwelche Langeweile. Vielmehr wirst du, wo Pausen in meiner Unterhaltung eintreten, oder eine verunglückte Wendung monotone Diatriben entfesselt hat, dich selbstthätig erweisen und dich selbständig mit dem Autor oder auch mit dem Stoffe weiterbeschäftigen. Findest du also in meinen Schilderungen nicht inneres Erlebnis und angepfropfte Gedanken genug, um dich zu gewinnen, so bieten sie dir doch vielleicht die Anregung zu eigener, lebendiger Aussprache, sei es über das, was ich vorbrachte oder nicht vorbrachte, sei es über die Art, in der ich es besser vorgebracht hätte. Auch mit solcher Wirkung auf dich wäre ich zufrieden. Denn wer mit Ernst und Eifer redet, will sich einen Freund oder meinetwegen einen Gegner gewinnen; nichts aber betrübt ihn mehr als ein kühler, gleichgiltiger Hörer.

Die Ausgrabungen

Die Umwandlung der alten klassischen Hellas in das wenig klassische byzantinische Griechenland erfolgte langsam aber unaufhaltsam seit dem Ende des vierten Jahrhunderts nach Christus. Schon unter weströmischer Herrschaft, im Jahre 250 unter Kaiser Decius, hatten sich gothische Kriegerscharen fordernd und drohend an den nördlichen und nordöstlichen Grenzen der Provinz gezeigt; plündernd und verwüstend waren sie in den nächsten Jahrhunderten bis in den Peloponnes vorgedrungen, und andere nordische Barbarenstämme ahmten ihr Beispiel bald genug nach. Selbst Theodosius der Große und Justinian wußten ihre Länder

nicht völlig vor ihnen zu schützen, die ganz kraftlosen Byzantiner des späteren Mittelalters aber, die im Schein erstarrten letzten Erben des altrömischen Kaisertitels, gaben sie den immer ungestümeren Eindringlingen, den Bulgaren und Normannen und anderen, vollends preis. Soviel aber auch von allen diesen Nachrichtern einer altersschwach gewordenen Zeit durch Feuer und Schwert vernichtet wurde — gründlicher als sie zerstörte den Rest der antiken Kultur die zunehmende Verarmung des Landes.

Mit ihrer wohl einzig dastehenden Großartigkeit an Kraft und Mitteln hatten die Römer, als sie die Verwaltung Griechenlands übernahmen, die Pflege der dort angelegten Straßen, Wasserleitungen, Industrien, Bildungsstätten, Götterkulte und anderen wesentlichen Einrichtungen fortgesetzt und vermehrt: den neuen aus der Unkultur eingewanderten Besitzern, die weder für die wohleingerichteten Länder selbst, noch überhaupt zu einem wirklich seßhaften Leben voll Werken des Friedens eine hinreichende Neigung und das nötige Verständnis mitbrachten, fehlte es an gutem Willen, Ausdauer und Kapital zur Erhaltung aller dieser Kulturelemente, und die unterdrückten Eingeborenen konnten froh sein, wenn man sie ungestört nur die allernotwendigsten Arbeiten verrichten und sie das einst so fruchtbare Land wenigstens für die Befriedigung der Zwingherrn und der täglichen Notdurft einigermaßen bebauen

ließ. Darüber verdarben aber natürlich die nicht mehr unterhaltenen Kunststraßen und Aquädukte; es stockten Verkehr und Erwerb, die Städte entvölkerten sich, und Ruinen bezeugten allenthalben den unverkennbaren, traurigen Verfall. Auch machte sich die Gleichgiltigkeit, ja Feindseligkeit des nunmehr längst offiziellen Christentums gegen die alten Götter und deren Heiligtümer geltend: falls man nicht vorzog, sie aus reiner Frömmigkeit zu zertrümmern, so verwandelte man mit dürftigem Geschmacke die so wohlgebauten Tempelhallen in charakterlose Kirchen, oder mißbrauchte sie zu profanen Zwecken oder zerstörte sie allmählich, um ihr gutes Material nach Willkür zu verwenden. Was an Marmor gefunden wurde, Statuen oder Werkstücke von Gebäuden, alles wanderte, wenn es nicht, wie es war, verbaut wurde, in den Kalkofen, erzene Bildsäulen, Dreifüße, Weihkessel und andre zierliche Geräte in den Schmelztiegel; und was aus diesen Feuern als Neugeschaffenes hervorging, war nichts weniger als künstlerisch durchgebildet oder auch nur zum Dienste der Schönheit bestimmt. Als schließlich die Türken ins Land kamen und sich mit den Venezianern unter fortwährenden Streitigkeiten in den Besitz teilten, war das Werk gethan, und von der alten Hellas gab außer den Ruinen nur die halb eingeschlafene Geschichte kärgliche Nachricht.

Als Freunde des Altertums dürfen wir es daher

für ein Glück im Unglück ansehen, daß in diesen traurigen Zeiten manche ehemals bewohnte, auch durch den Besitz berühmter Heiligtümer in besonders hohem Grade entwickelte Stätten so sehr verödeten, daß sie allmählich außerhalb der weiterlebenden, in andern Bahnen strömenden Welt zu liegen kamen. In völliger Vergessenheit wurden sie dann wenigstens nicht mehr böswillig von Menschenhand geschändet, sondern, wenn sie verfielen oder auch stehen blieben, von der Natur mit Erde und Buschwerk sachte zugedeckt und umgeben — wobei sie freilich auch ihr, der herben Mutter und Mörderin alles Geschaffenen, einen Zoll zu entrichten hatten. Für andre Baulichkeiten, von denen der Verkehr sich zunächst noch nicht wegwendete, war es ein Glück, wenn die kümmerlichen Ansiedelungen, die sich als mittelalterliche Fortsetzung in ihnen einnisteten, durch neue Kriege rasch eingeäschert, durch Erdbeben ohne Umstände zusammengeworfen, durch Überschwemmungen plötzlich übersandet wurden. Dann bildeten sich Schuttmassen, starke Lehm-, Kies- und Aschenschichten, unter denen, wie unter dem schützenden Humus der Einöde, die noch erhaltenen Grundmauern, Säulentrommeln, Friese, Giebel und Bildsäulen leidlich geborgen lagen. Neben ihnen fanden dann auch die Geräte und Scherben der soeben mit ihnen verdorbenen jüngeren Generation ihren Platz, und deren Leichenhügel hatte nun wieder neuen leichtbauenden Geschlechtern

zu Wohnstätten zu dienen, bis der veränderte Zug der Zeiten auch sie vielleicht einmal ohne Nachfolger und also wie jene andern in der Einsamkeit ließ.

Solche Verwandlungsprozesse hatten sich übrigens auch schon im klassischen Altertume überall abgespielt. Bereits damals hatten sich bei den Städten Scherbenberge und Bauschutt in Menge aufgetürmt, auch damals oft eine Stadt die vorhergehende überbaut, aber dabei war doch ein kapitaler Unterschied zu beobachten gewesen: von Rückschlägen in wesentlich kriegerischen Perioden abgesehen, war von der mykenischen bis gegen die römische Zeit in der Regel eine Steigerung der technischen wie der künstlerischen Leistung eingetreten, während im Mittelalter an den meisten Orten eine entschiedene Abnahme der Kunst, bis zu ihrer fast völligen Aufhebung, stattfand.

In die Erde also oder in die Wüste floh die antike Kunst während des Mittelalters. Während die anmutigen und zarten Werke der Keramik, in unversehrten Gräbern unversehrt erhalten, in so schonungsvoller Verborgenheit fröhlich auf ihre Auferstehung harrten, lagen die Skulpturen trauernd, selten anders als beschädigt, mit der zusammengebrochenen Architektur unter dem Schutte, sofern nicht auf unzugänglichen Höhen und in abgelegenen Thälern, versteckt zwischen Kiefern, Eichen und Gebüsch, kaum den stöbernden Hirten bekannt, ver-

fallende Bauten noch am Tageslichte standen: Tempel, in deren Architraven und Giebeln vielleicht noch Metopenreliefs und Statuen saßen, unvermindert an Hoheit, Leben und Leidenschaft in Haltung und Ausdruck, bedeckt mit Vergoldung und glühenden Farben, die freilich von Jahrhundert zu Jahrhundert immer weiter verblaßten und sich verflüchtigten; Theater, deren Sitzreihen in der Berglehne noch unter dem Rasen erkennbar waren, mit den Trümmern des Bühnengebäudes an der Orchestra; Stadien, Gymnasien, Akademien und Palästren. Seltsamer Zustand! Aber Götter und Menschen hatten eben die alte Kunst verlassen; die Griechen, oder was seit dem Mittelalter sich Grieche nannte, rechneten in der Verfolgung anderer Ziele, bei der Entwickelung ihres jeweilig modernen Staats- und Volkslebens und im Kampfe gegen unerträgliche Bedrückungen, schon längst nicht mehr mit ihr.

Es war dem Idealismus fremder, glücklicherer Nationen vorbehalten, ihr wieder gerecht zu werden. Wissensdurst, der Trieb, die Wahrheit um ihrer selbst willen und zur Förderung des allgemeinen Fortschritts festzustellen, dazu auch der wieder erwachte Kunstsinn, führte schon im fünfzehnten Jahrhundert einzelne Entdecker und Sammler, meist italienischer Herkunft, in das Innere von Griechenland. Allmählich mehrte sich die Zahl solcher Reisenden; immer tiefer drangen sie unter Mühsal und Gefahren in die von mißtrauischen Türken be-

herrschten und mit Räubern gefüllten klassischen Gegenden ein. Dort forschten sie, von den alten Schriftstellern geleitet, nach bestimmten Denkmälern, die noch sichtbar über der Erde waren; sie maßen und zeichneten sie und retteten auch manches schöne handliche Fragment von Marmor oder Erz, manches Kunststück der Kleingießerei durch Entführung vor sicherem Untergange. Die europäischen Kunstsammlungen lernten dadurch altgriechische Originale kennen, allerdings noch ohne sie recht zu verstehen und ohne sie von den römischen Werken richtig zu unterscheiden. Mit der Zeit aber kam man doch viel weiter und that deshalb für die Liebhaberei an der Antike und für die neue Wissenschaft der Archäologie noch wesentlich mehr. Wie man in Italien, dessen Humanisten sich seit den Anfängen der Renaissance mit dem Studium der heimischen Ruinen befaßt hatten, vor nunmehr etwa hundert Jahren den Mut fand, sich an die planmäßige Ausgrabung zweier ganzer Städte zu wagen, so begannen nicht viel später, besonders aber infolge der philhellenischen Bewegung am Anfange unseres Jahrhunderts, die energischen Freilegungen griechischer und kleinasiatischer Bauwerke und Skulpturen. Hierin gingen die Engländer voran; Franzosen und Deutsche, endlich auch die Griechen selbst, folgten ihnen mit gleichem Eifer.

Und zwar besserte sich die Art, in der man solche Ausgrabungen betrieb, mit den wachsenden

Erfolgen. Ehemals führte das gelegentliche Auffinden von Antiquitäten, die den Sammlern und Kennern wertvoll waren, zu absichtlichen Nachforschungen nach ihnen an Orten, wo sich, wie bei den Hünenhügeln, dergleichen Fundstücke vermuten ließen. Wie solche Hügel, so öffnete man auch Grabkammern späterer Zeit, suchte in altem Gemäuer aller Art, und war diese Arbeit mit oder ohne das gewünschte Ergebnis beendigt, so wurden ohne weiteres Interesse an der Lokalität, in die man eingedrungen war, die entstandenen Löcher gewöhnlich wieder zugeschüttet. Man hatte eben nur in der Hoffnung auf Gegenstände von Kunst-, Material- oder Kuriositätswert, auf Waffen, Schmuck, Münzen, Gefäße und andre kleine Gerätschaften gegraben. Das war eine Art von Raubbau am Altertum, in manchen Fällen nicht viel nobler als die noch heute üblichen Beraubungen der Mumienkammern in den Pyramiden durch gewinnsüchtige, künstlerisch ganz unempfindliche Fellachen oder die aus denselben Motiven zu jeder Zeit betriebenen oberflächlichen Grabungen in griechischen Ruinen durch kundige Eingeborene. Von solchem Gebahren wollen die wissenschaftlichen Forscher jetzt nichts mehr wissen. Sie schämen sich eines bloßen Findenwollens von Wertsachen ohne obligate wissenschaftliche Feststellung der betreffenden Lokalitäten, oder vielmehr: bei den wirklich berufenen Ausgrabern hält das Interesse an der aufzudeckenden Archi-

tektur dem Interesse an Skulpturen und an Werken der Kleinkunst vollkommen die Wage.

Es handelt sich also bei den modernen Ausgrabungen, die die Expeditionen und Institute der verschiedenen Nationen in Griechenland und Kleinasien, in Italien, Syrien, Ägypten oder sonstwo anstellen, um das Erlangen einer möglichst vollständigen Kenntnis der ganzen ins Auge gefaßten Anlage. Man will alles erfahren, was der Ort von ihr zu verraten weiß, von dem etwa noch erhaltenen Zustande ihrer letzten Entwickelung an bis hinauf zu den vielleicht überbauten oder in älteren Resten irgendwie vorhandenen früheren Phasen. Vor Beginn der Spezialarbeiten unterrichtet man sich daher über Umfang und Art des Ausgrabungsterrains, das sich häufig schon durch eine unnatürliche Bodenbildung und überwachsene Trümmerhaufen kennzeichnet, mit Hilfe einiger langer, womöglich sich kreuzender Gräben, die über das Vorhandensein von Mauern, Straßenpflaster, Wasserleitungen und dergleichen die erste sichere Auskunft geben. Dann wählt man einen passenden Fleck zum Einsetzen der näheren Forschung, gewöhnlich den vermuteten Ort des wichtigsten Gebäudes, etwa des Haupttempels, dessen Lage wohl meistens etwas erhöht war und der deshalb auch noch unter tiefer Verschüttung allenfall skenntlich ist. Dieser Bau wird nun bloßgelegt und alsbald bei oder unter ihm, ohne ihn in wesentlichen Teilen zu beschädigen, bis auf den

natürlichen Baugrund, das heißt den gewachsenen Felsen oder unberührten Humus, tiefer gegraben, um zu erkennen, ob und was für ältere Grundmauern sich etwa noch unter dem jüngsten, obersten Gebäude befinden. Große Sorgfalt wird dabei auf die Untersuchung der verschiedenen Schuttschichten verwendet und festgestellt, in welcher Reihenfolge Materialtrümmer, Asche, Lehm, Kies und Erde auf einander liegen, denn aus ihnen geht ein Teil der Geschichte des Ortes urkundlich sicher hervor; ferner wird aus demselben Grunde jede fortgeschaffte Schaufel voll Grund auf etwa darin enthaltene Fundstücke von Scherben, Münzen und kleinen Gegenständen durchwühlt und die gesamte nähere Umgebung des Baues nach den oft sehr verstreuten Bauteilen durchforscht.

So schreitet man von Gebäude zu Gebäude und gelangt allmählich dazu, einen Plan von leidlicher Genauigkeit zu erhalten. Da zeichnet sich die Umfassung des heiligen Bezirkes mit ihren Thoren aus; die Prozessionsstraße, von Postamenten für Weihgeschenke, von Bankanlagen und Kapellchen begleitet, ergiebt sich wie von selbst; neben den Haupttempeln erscheinen die Opferaltäre, die Schatzhäuser, die Ruhmeshallen, und so stellen sich nach und nach die sämtlichen vermuteten und unvermuteten zugehörigen Bauten ein. Der Bestand des in allen Bauschichten noch Vorhandenen ist damit vorläufig aufgenommen worden; um ihn

völlig zu sichern, beginnt jetzt sein weiteres Studium, und das ergiebt eine Reihe von Aufschlüssen über technische und historische Fragen, die zunächst noch unentschieden geblieben waren.

Mit Hilfe der gefundenen Teile, nämlich der Steine mit ihren Klammerlöchern, ihren glatten und rauhen Flächen, ihren Falzen, Mörtelspuren und Abnutzungen, ferner der Ziegel, der Terrakotta- und Marmorornamente, der verkohlten Balken, der Lehmmassen u. s. w., auf die man an bestimmten, genau aufgezeichneten Stellen stieß, wird es vielleicht gelingen, ein allenfalls ausreichendes Bild der letzten und unter Umständen auch der ihnen vorangegangenen Bauten nicht nur im Grundriß, sondern sogar im Aufbau zu schaffen. In Verbindung mit litterarischen Nachrichten, die von den entdeckten Inschriften oder aus den alten Schriftstellern stammen, werden auch wichtige chronologische Begrenzungen möglich sein und nach verschiedenen Richtungen hin aufklärend wirken; und außerdem werden noch allerlei archäologische Streitfragen, z. B. die über die Entstehung des dorischen Tempelstils oder die über die Gestalt der ältesten griechischen Theaterbühne, bei solchen Gelegenheiten zur Erledigung kommen, mindestens aber, von neuem angefacht, eine verbesserte Untersuchung herbeiführen. Das ganze Volk der Archäologen wird also durch dergleichen Ausgrabungen in Bewegung gesetzt und für längere Zeit — denn nichts spinnt sich länger fort

als die Diskussion innerhalb der Sonderwissenschaften — in kräftigster, hoffentlich fruchtbringender Arbeit erhalten.

Das Material zu dieser Arbeit, eben das Ausgrabungsfeld selber samt seinen Fundstücken, ist aber nicht den Spezialisten vorbehalten, sondern gleich einem Museum der Öffentlichkeit überliefert, und die nichtarchäologischen Majoritäten, d. h. die oberflächlicher oder tiefer gebildeten Reisenden der verschiedensten Stände, eilen herbei und wollen, durch die Zeitungsberichte und Reisehandbücher auf etwas Merkwürdiges und Bedeutendes vorbereitet, die Sachen sehen und genießen. Da finden denn manche das Ihre, die meisten aber Enttäuschung über Enttäuschung, Ermüdung und Überdruß nach den ersten Besuchen der Ruinen! Als Laien haben sie für selbstverständlich gehalten, daß sie das Hochgepriesene in Form von etwas Gewaltigem oder doch ästhetisch Reizvollem mit Augen erblicken würden, und haben dabei vergessen, daß fast alle diese Trümmer an sich unscheinbar sind und gewöhnlich nur, in gewissem Sinne den für oberflächliche Betrachtung gleichgiltigen Bücherreihen der Bibliotheken entsprechend, als die Aufbewahrer des für Ungelehrte ungenießbaren Materials für wissenschaftliche Folgerungen wichtig werden. Von wissenschaftlichen Dingen strenger Art hat auch das ernsthaftere Publikum kaum mehr als die allgemeinsten Vorstellungen, und in wenigen Fällen findet sich

bei ihm ein eingehendes Interesse für die einzelnen, jede Wissenschaft konstituierenden Spezialfragen; gar manche begreifen deshalb auch nicht, daß dem Gelehrten eigentlich nichts unwesentlich, vielmehr alles vielsagend ist, und daß er die Macht hat, jeden unansehnlichen Stein zum Reden zu bringen. Und statt ihres Irrtums lassen sie dann die Wissenschaft büßen und schelten sie abstrus und kleinlich, wenn sie sie nicht unterhält.

Ist es aber nicht auch arg? Zwölf Stunden Eisenbahn sind wir doch von Athen nach Olympia gefahren, nach Olympia, dem Stolze des deutschen Reiches, der Großthat unseres Ernst Curtius und seines Stabes von Architekten, Ingenieuren und Archäologen, der Fundstätte, wie jeder weiß, der Nike des Paionios und des Praxitelischen Hermes, dessen gipsgegossene Büste unsere gute Stube als Hochzeitsgeschenk verziert oder leider, da die Nachbildung gar zu gemein ist, verunziert; mühselig haben wir uns des Abends spät in einem der kleinen Gasthöfe oder in dem neuen großen, kahlen und unbehaglichen Hotel einquartiert und eilen am andern Morgen, froh erstaunt über die ganz deutsche Landschaft mit dem breiten Flußthal, den waldigen Bergen und schönen grünen Wiesen, an der prachtvollen alleinstehenden Kiefer auf der Anhöhe vorbei, dem Kronoshügel zu, an dessen Fuße die Herrlichkeit sich ausbreiten soll: unsere Erwartung ist wahrhaft feierlich, wir hoffen fast auf

Offenbarungen, und was bietet sich dem Blick? Ein Viereck von einigen Hektaren Landes, auf denen Fundamente, Fundamente und wiederum Fundamente sichtbar sind; Fundamente mit oder ohne Stufen, mit oder ohne die wenige Fuß hohen Reste von Mauern, ohne oder mit den Stümpfen von Säulen, die im besten Falle zwei bis drei Meter hoch sind; Fundamente, umgeben von den herumliegenden übrigen Trommeln der Säulen, von Quadern, Simsstücken, von Altarfragmenten und Statuenbasen.

An manches allerdings kann sich der gute Wille zur Begeisterung hier in Olympia noch klammern. Der Zeustempel, so ziemlich in der Mitte des Ganzen auf einer Aufschüttung stehend, über sechzig Meter lang, fast dreißig breit und mit den drei Stufen seiner Basis immerhin hoch aufsteigend, imponiert doch gewaltig. Seine Säulen, durch ein Erdbeben gestürzt, liegen zum Teil noch so, wie sie gefallen sind, Trommel an Trommel in fast gerader Linie, wie umgekippte Rollen von Thalerstücken; und jede dieser Trommeln hat etwa zwei Meter im Durchmesser! Ein kolossales Bild der Zerstörung, obgleich die meisten Blöcke der Mauern und der Gebälke, die grandiose Massen bilden müßten, überhaupt nicht mehr zur Stelle sind; eine ergreifende Ruine, deren Wucht uns vielleicht doch den Schwung giebt, einen flüchtigen Wiederaufbau des Tempels in der Phantasie zu

versuchen. Wir machen uns daran und betrachten den Estrich der Cella, erkennen ihre Abteilungen, ihre Thüren; wir entsinnen uns der Höhenmaße und stellen uns vor, wie im dämmernden Innern, nur durch die offene, freilich sehr große Thür beleuchtet, das farbige, goldelfenbeinerne Zeusbild des Phidias hervorschimmerte, sitzend und bei seiner achtfachen Lebensgröße doch noch zu mächtig für den Raum; in der einen Hand das Szepter, auf der andern die Nike; die Füße auf einem schön verzierten Schemel ruhend; um das Haupt unaussprechliche Hoheit und Anmut. Bemalte Schranken umschlossen die Statue, kostbare Vorhänge umgaben sie; von Galerien aus, zu denen Wendeltreppen in den schmalen Seitenschiffen der Cella hinaufführten, konnte sie in der Nähe betrachtet werden. Von Ehrenschilden starrten alle Wände; Waffen, Dreifüße, Kunstwerke aller Art füllten als Weihgeschenke jeden verfügbaren Platz im Innern wie außen zwischen den Säulen und auf den Stufen. In den Giebeln der Stirnseiten waren die Marmorgruppen aufgestellt, die die Ausgraber, verhältnismäßig ganz wunderbar erhalten, meist aus den Mauern späterer profaner Bauten, zu denen sie verwendet worden, hervorgeholt und jetzt im Syngrion, dem olympischen Museum, vereinigt haben. Da sehen wir noch heute den Vater der Götter und Menschen aufrecht stehen zwischen Pelops und Oinomaos und den Figuren, die den verhängnis-

vollen Wagenwettlauf rüsten; und im andern Giebel prangt Apollon, zwischen dem Gewühl einer Kentauromachie seine göttliche Ruhe wahrend — Werke der vornehmsten Kunst und vom besten Stil des perikleischen Zeitalters, die uns zum Verständnis des großen Ganzen wesentlich beitragen. Aber schon schwerer wird die Rekonstruktion des älteren, unscheinbareren Heraions; seine allmähliche Umwandlung aus einem Lehmziegelbau mit Holzpfosten in einen dorischen Porostempel ist vielleicht schon zu archäologisch, und das Interessanteste an ihm wird uns, rechts, im dritten Interkolumnium der Cella, die leere Fundstelle des Hermes, dessen wohlige Eleganz voll feinster Naturwahrheit wir in dem ihm ganz allein gewidmeten Raum des Museums schon aufrichtig bewundert und genossen haben. Und nehmen wir uns nicht sehr viel Zeit, sondern fahren, wie ja die meisten thun, in der Betrachtung der Bauten gleich eifrig fort, so werden das runde Philippeion, die halbrunde Prunkanlage an der Wasserkunst des Herodes Attikus, die Reihe der Schatzhäuser, die Echohalle u. s. w. uns mit jedem Schritte gleichgiltiger, bis wir am Leonidaion und am Hause des Nero in halber Verzweiflung jedem Anspruch auf Bildung entsagen und uns wieder nach Athen oder gar nach Hause zurückwünschen.

Ja und hier in Olympia gab es doch noch selbst für uns viel Schönes und Anregendes; aber

nun bei anderen berühmten Ausgrabungen, etwa in Ilion? Es zu erreichen mußt du nach Asien reisen und dann noch sieben Stunden reiten; bist du glücklich angekommen, so siehst du dich am Rande einer fruchtbaren Ebene vor einem dürren Hügel von mäßigem Umfange, der bedeckt ist mit einem Gewirre niedriger Mauern, durchfurcht von sehr tiefen Gräben und umgeben von Schutthalden, auf denen Disteln wuchern. Deutlich vorspringende Formen haben nur wenige, allerdings auch großartige Teile der Befestigung und ein kleines Theater aus römischer Zeit; im übrigen magst du nachlesen, der wievielten Stadt dieser und der wievielten jener Mauerrest angehört, die du, falls du nicht genau vorbereitet bist, von einander nicht unterscheiden kannst, und die dir, wenn du den Mut hast, es dir einzugestehen, beide gleich uninteressant sind. Du darfst das nur ruhig aussprechen und magst hinzufügen, daß deutsche Burg- und Klosterruinen dich ganz anders fesseln und erfreuen.

Natürlich mit der nötigen Bescheidenheit! Denn im Unrecht bist du doch, auch wenn du dir über die Ausgrabungen, die dich enttäuschen, keine anzüglichen Redensarten und kein Achselzucken gestatteſt und das Geld nicht beklagst, das du als Steuerzahler ziemlich unbefragt für sie hast hergeben müssen. Im Unrecht aber bist du deshalb, weil du doch wohl unterlassen hast, dich beizeiten

über die Natur deiner Reiseziele aufzuklären, und weil niemand nach Griechenland gehen sollte, der nicht ernsthaft gesonnen ist, dort gerade das zu lernen, was es ihn lehren kann. Die ehemals heiligen, auch heute noch geweihten Stätten von Hellas sind nicht, wie manche Badestädte, bequeme Tummelplätze für Unbeschäftigte und Erholungsbedürftige; sie fordern Andacht und Arbeit! Willst du die nicht leisten, so meide lieber die dir trockenen Örter, die anderen wahre Quellen geistiger Bereicherung sind.

Ich meine aber, daß jeder Laie, der für die Geschichtswissenschaften und für die bildende Kunst Teilnahme, Hochachtung und Verständnis mitbringt und einige Fachkenntnisse sich angeeignet hat, gerade in das Interesse für die Ausgrabungen mit Macht hineingezogen wird. Denn wirklich erstaunlich in unserer an Idealen angeblich so armen Zeit scheinen die für sie aufgewendete Thatkraft und ihre Erfolge.

In Rom, dessen Finanzen doch wenig glänzend sind, ist es gelungen, fast den ganzen Palatin (um von anderen römischen Scavi zu schweigen) aus seiner grünen Decke von Gärten und Weinbergen herauszuschälen, und das Forum, obgleich es jetzt wieder innerhalb einer verkehrsreichen Großstadt liegt, in seiner beträchtlichen Länge und Breite bis auf das antike Pflaster und teilweise bis auf die Fundamente seiner Gebäude, an einigen Stellen fünfzehn Meter unter der Höhe der heute daran

und darüber hinführenden Straßen, auszugraben. Damit hat man zwar aus früher malerischen und durch die mit Epheu umsponnenen Ruinen und die aus dem Boden herausragenden Säulenkapitelle so romantischen Wildgärten zwei an sich häßliche Situationspläne gemacht, an denen dem Laien höchstens Massen und Maße imponieren, zugleich aber ist dadurch die wissenschaftlich genaue Rekonstruktion eines Teiles der Kaiserpaläste sowie des vornehmsten, schicksalreichsten Platzes von Rom ermöglicht worden, und Schritt für Schritt wird dort dem Freunde des Altertums das Wesen römischer Bauart und der Zug der erhabenen Vergangenheit Roms lebendiger, anschaulicher und eindrucksvoller als sonst irgendwo zuteil. In Athen, der zweiten Hauptstadt der klassischen Welt, hat man ähnliches ausgeführt. Dort wurde die Akropolis bis auf den Felsen hinab geprüft, wurden ihre Befestigungen bis in die Zeit vor den Perserkriegen hinaufverfolgt, die Grundrisse ihrer ältesten Tempel untersucht, und ihre Abhänge, ihre ganze Umgebung mit dem Theater des Dionysos und dem römischen Odeion aufgedeckt. Jetzt geht man sogar daran, einige moderne, freilich unscheinbare Straßenviertel am Fuße des Berges fortzuräumen, um wichtige Teile der alten Stadt zu erforschen.

Rom und Athen sind nun Städte, in denen es sich auch bei schwieriger Arbeit behaglich leben läßt und wo jedes wissenschaftliche oder technische Bedürfnis sofort befriedigt werden kann. Aber vor

nichts darf der Eifer des Ausgrabers zurückschrecken, der sich an eine umfangreiche Freilegung in der Einöde, etwa eines großen Heiligtums oder einer ganzen Stadt, wagen will. Ein solcher Forscher ist ganz auf sich und allenfalls auf die paar Kollegen angewiesen, mit denen er etwa zusammensteht. Vielleicht eine Reihe von Jahren hindurch verbringt er jährlich viele Monate fern von jeder Geselligkeit in dem mehr oder minder armseligen Hause, das ihm eingeräumt oder für ihn errichtet worden ist, und lebt mit konzentriertem Interesse seiner Aufgabe, die recht hohe Anforderungen an seine Ausdauer und Geschicklichkeit stellt. Gilt es doch, mit Hilfe einiger Aufseher eine Schar von fünfzig bis hundert Erdarbeitern in Gang und Ordnung zu halten, sowie die Ergebnisse jeder Stunde genau festzustellen und nachzuprüfen.

Zu jenem ersterwähnten Geschäfte gehören organisatorisches Talent, strategische Geschicklichkeit und eine stramme, durch Bestimmtheit imponierende Persönlichkeit; nur mit solchen Eigenschaften kann man die braunen Gesellen, die das Aufgetragene gewöhnlich träge und ohne viel Verständnis ausführen, bemeistern und zweckgemäß beschäftigen. Vielleicht noch schwieriger ist jedoch der zweite Teil der Aufgabe, die Prüfung und die erste Verwertung der Ergebnisse. Die Leiter der Ausgrabung müssen sich versichern, daß nicht das kleinste Steinchen oder Fragment unbemerkt mit dem Schutte entfernt oder in hehlerischer Absicht beiseite gebracht wird; an jeder Grabestelle

müssen sie die aus ihr stammenden Fundstücke verzeichnen und die Tiefe ihrer Lage notieren. Werden Mauern gefunden, so haben sie zu entscheiden, wie weit sie zu verfolgen, wie weit abzureißen sind, wie man sie stützt oder durch Entlasten vor dem Einbrechen bewahrt. Von den interessanten Teilen werden sie zahlreiche Photogramme aufnehmen, besonders von solchen, die zu Gunsten weiterer Grabungen zerstört werden sollen; Ausdehnungen messen, Skizzen entwerfen, Inschriften durchpausen und abschreiben, Tagebücher und Berichte verfassen, Rechnungen führen u. s. w. werden sie ebenfalls ununterbrochen in dem Verhältnis, wie das Werk fortschreitet. Dazu kommen noch die häufigen und meist lästigen Verhandlungen mit dem Epoptis, dem Aufpasser, den die Regierung des Landes als den Vertreter ihrer Interessen und den Wahrer ihres Anteils an den Funden jeder Expedition beiordnet, und die ebenso unerquicklichen Berührungen mit den Lokalbehörden, die eine unendliche Geduld und gewiegte Diplomatie beanspruchen.

So verleben die Ausgraber, gewöhnlich Archäologen und Architekten von Fach, in arbeitsamem Einerlei und gegen Nässe, Kälte, Hitze, Fieber und andere klimatische Einflüsse kämpfend, ihren Herbst, Winter und Frühling, froh, wenn sie durch die Post mit der Welt in Verbindung bleiben und von Zeit zu Zeit ein europäisches Gesicht sehen; dankbar, wenn es ihnen vergönnt ist, ihre Aufgabe wirklich zu Ende zu führen. Denn verlangt dieses

Leben mancherlei Entsagung, so bringt es doch auch manche Belohnung mit sich. Freilich keine materielle, denn Schätze werden bei solchen Gelegenheiten immer nur ausgegeben und nie eingenommen; aber man braucht nicht empfindsam zu sein, um die Befriedigung mitzufühlen, die die Arbeit an einer idealen Sache an sich, und noch dazu an einer mit so bedeutsamen Einzelerfolgen ausgestatteten, zu bereiten pflegt. Sind nach langer Mühe so herrliche Skulpturen ans Tageslicht gebracht worden wie die in Olympia, so erwärmt die Finder das Bewußtsein, der Welt einen Schatz von erhebender, menschentröstender Schönheit übermittelt zu haben; mußte man wochenlang, mit schmerzenden Augen, einige Hunderte völlig unwichtiger Inschriften entziffern, so belohnt dazwischen einmal eine überraschend bedeutende, die mit einem Worte Rätsel löst und Fragen beantwortet; gräbt man an einem Stadion, das nichts neues verspricht, so enttäuscht den Halbverdrossenen aufs angenehmste der Fund irgend eines Unikums, wie in Epidauros der Fund der marmornen Pfosten, in deren Falze die Ablaufschranken eingesetzt wurden, oder man findet an Theatern, wie an denen zu Eretria, Magnesia und wiederum Epidauros, Anomalien in der Bildung der Orchestra, die den Erforschern der antiken Theaterentwickelung hochwillkommen sind. Nur selten, darf man sagen, verläuft eine größere Ausgrabung völlig ergebnislos; wird sie nur mit Überlegung begonnen und mit Entschlossenheit und hinreichenden Mitteln ausgeführt,

so schafft sie stets wenigstens für einige Fragen die Antwort. Die vorzüglich ausgearbeitete Methode und Technik der archäologischen Realforschung erstreitet sich Erfolg über Erfolg.

Kein Wunder also, daß in den letzten Jahrzehnten so manche Kulturstaaten und Mäcenaten von Kultur geradezu wetteiferten, sie anzuerkennen und ihr weitere Kampagnen zu ermöglichen. Kaum eine Woche vergeht, ohne daß uns die Tagesblätter und wissenschaftlichen Zeitschriften von neuen Entdeckungen und Fortschritten an den verschiedensten Orten berichten. Was wird nicht alles allein auf altgriechischem Boden in Angriff genommen! Schliemann freilich und Humann, die Unermüdlichen, sind ja nicht mehr, aber ihr Vorbild und ihre Anregungen wirken fort und bleiben unvergessen. Die griechische Archäologische Gesellschaft setzt unter vorzüglicher Leitung immer aufs neue den Spaten an; Deutschland unterhält in Athen ein Institut, das unter seinen Sekretären, dem genialen Wilhelm Dörpfeld und dem gelehrten, feinsinnigen Paul Wolters, schon mehr als einen Sieg zu verzeichnen hat; auch Frankreich, Österreich, die Vereinigten Staaten haben dort ihre „Schulen" und verfolgen, wie mit ihnen noch einige andere Nationen, in Griechenland, auf den Inseln und in Kleinasien ihre wissenschaftlichen Ziele.

So wird, wo und wie immer möglich, die in das Dunkel der Erde und in die Wildnis entrückte Antike der ihrer bedürftigen Menschheit wieder zu-

geführt, und mit „stillredenden Zügen“ verkündet sie vor allen ihren hellenischen Enkeln die Geschichte ihrer Ahnen, ihre eigene Geschichte. Aber es scheint, daß die wenigsten dieser Enkel den Sinn der Geschichte richtig begreifen, denn nur zu viele lernen, wie wir wissen, aus ihr mehr Hochmut und Übermut als den strengen Sinn, der die Alten zur Tüchtigkeit und Größe führte. Lieber als ein solches Mißverständnis der Antike ist mir da noch das starke und dumpfe Vorurteil der rohen Hirten über Wert und Wesen der Steinbilder und Marmorblöcke, die sie in ihrer heimatlichen Erde finden, und in denen sie Gold und Zauber vermuten. Wirklich enthalten sie auch einen kostbaren Zauber: bis auf diese Stunde haben doch alle kunstfreundlichen Völker, so oft ihre eigene Schaffenskraft am Versagen war, bei ihnen Hilfe gesucht und die Hilfe bei ihnen gefunden. Denn die Schöpfungen der Antike sind und heißen klassisch deshalb, weil ihr Stil auf Natur, Gesetz und Harmonie beruht, den Grundlagen des menschlichen Glückes zu jeder Zeit.

Das veilchenbekränzte Athen

Jetzt endlich also gelange ich nach Athen! Nicht zu Schiff komme ich an, nicht mit der Eisenbahn, sondern um ungestört und ganz gesammelt zu sein, habe ich einen Wagen gewählt, der mich von Eleusis her über den Paß des Aigaleos zur ersehnten Stadt bringt. Ich habe mich unterwegs verspätet; unversehens ist die Nacht hereingebrochen und beherrscht den Pfad und die Flur, eine mondlose, sternenreiche, milde, attische Nacht. Hinter dem Kloster Daphni, von den letzten Höhen, erschließt sich bei Tage ein weiter Blick über die Ebene von Attika; jetzt zeichnen sich nur schwach die dunkeln Massen von gegenüberliegenden östlichen Bergen gegen den

Himmel ab; zur Rechten ahne ich bloß den einsamen Fels der Akropolis und sehe ihn nicht, aber mit greller Deutlichkeit kündigen mir lange Reihen von Gaslaternen die moderne Hauptstadt an.

Assinä, sagt der Kutscher und zeigt gleichmütig mit dem Peitschenstiel auf den Lichtschimmer.

Athen! Da wär' es denn. Eine köstliche Verwirrung bemächtigt sich meiner. Athen ist mir immer der Inbegriff des Altertums gewesen, wie es mir vorschwebte als eine unrömische Erscheinung von lieblicher Majestät und erhabener Heiterkeit; als ein Weib, der Athena Parthenos ähnlich, doch unbewaffnet und ohne Helm, in edeln Gewändern hochgegürtet, umflossen von spielenden Schleiern; den hellen Blick seiner strahlenden Augen beschattet von dunkeln Locken, und als Zierde des Hauptes den festlichen Veilchenkranz des Pindar. Ein solches Bild im Herzen fahre ich ein in die atheniſchen Straßen; und wenn mich nun statt schweigender Cypressen und statt Palmengärten voll Marmorgöttern in Lorbeerlauben, statt vornehmer Säulenhallen und Tempelplätzen, statt offener, von Fackeln erhellter Terrassen, auf denen ein Agathon seinen Sokrates bewirtet und ein Alkibiades mit flötenden Hetären schwärmt, nichts besseres empfängt als das übelriechende und kleinliche Treiben einer fast europäischen Vorstadt und bald darauf das nicht minder triviale Hotel in trivialer Straße, so empfinde ich mit Lächeln die längst vorhergesehene Enttäuschung, und zugleich,

aber stärker als sie, die bevorstehende Lust, die reizvolle Aufgabe, nunmehr aus der verderbten Wirklichkeit von heute allmählich herauszuscheiden was mir für meine Auffassung des Altertums, die ja an sich weder eigentümlich noch originell ist, die ich aber von innen heraus in mir und für mich begründen will, von Wert und Nutzen sein würde.

Ich hatte mich nicht geirrt. Mit der bewohnten Stadt, auf die die Griechen so überaus stolz sind, mit ihrem internationalem Gebahren und ihren konventionellen Läden und Cafés, war ich bald fertig: um so tiefer genoß ich alles übrige, woran die übel beratenen Streber ihre Hand nicht erproben und weisen konnten.

Das neue Athen ist eine noch künstlichere und noch plötzlichere Gründung als es Neu-Sparta, Neu-Korinth und andere Orte gewesen sind: es wurde in großer Eile nach einem geräumigen Schema aufgebaut und alsbald durchaus in den Vordergrund geschoben. Und während jene Städte den peinlichen Eindruck von Organismen machen, die, in einem übergroßen Gehäuse klappernd, zu keinem rechten Behagen und aus Mangel an Gesundheit zu keiner festen Ordnung gelangen können, leidet Athen an einem entgegengesetzten Übelstande: es ist, als gewaltsam geschaffener Mittelpunkt des Reiches, als Sitz der Regierung, der Intelligenz und des in wenigen Händen angehäuften Kapitals, für griechische Verhältnisse zu rasch gewachsen. Es hat in

wenigen Jahrzehnten sein auf bedeutende Ausdehnung berechnetes Straßennetz fast ganz ausgefüllt; während es noch 1833, bei dem Regierungsantritte König Ottos, nur ein Ruinenbezirk mit einer einzigen bewohnten Gasse am Fuße der Akropolis war und hinter Nauplia, das zuerst zur Hauptstadt ausersehen wurde, weit zurückstand, zählt es heute über 110000 Einwohner; es besitzt einige Dutzend kilometerlange, zum Teil sehr belebte Straßen und Boulevards und unzählige kürzere und schmalere, schönbenannte Gassen, die die rechtwinkligen Häuserviertel bilden. Prachtplätze mit Gartenanlagen wie der der Verfassung, auf den das Königsschloß nachdenklich herabsieht, und der der Eintracht, dessen mahnender Name nur wenig auf das erregt politisierende Publikum seiner Kaffeehäuser wirkt, fehlen nicht, und Kirchen, Theater, Ministerien, Lehranstalten, Ausstellungsgebäude u. dgl. treten in genügender Anzahl hervor. Aber es zeigt sich doch deutlich, daß eine griechische Verwaltung noch nicht recht imstande ist, ein so großes und kompliziertes Gemeinwesen von anti-orientalischem Charakter mit entsprechender Sorgfalt zu führen, und daß die eigenen Mittel des Landes an Geschick, Geschmack und Geld bei weitem nicht ausreichen, um seinen etwas unklug erhobenen Anspruch auf Klassizität in den Bauten und auf Magnifizenz in anderen Unternehmungen mit echtem Anstande zu befriedigen. So läßt, um von anderem zu schweigen, die Pflege

der Straßen, die Sauberkeit der Häuserfluchten, die Zweckmäßigkeit mancher öffentlichen Einrichtung noch ebensoviel zu wünschen übrig, wie z. B. die Sicherheit der Post, deren Betrieb (was allerdings nicht der Stadt-, aber doch der Staatsbehörde zur Last fällt) von einer wahrhaft asiatischen Nachlässigkeit ist, oder die Korrektheit der Steuer- und Zollbehörden, die nur zu oft nach ebenfalls asiatischer Willkür und Unbilligkeit verfahren; und so gleicht auch die neu-athenische Architektur mit ihren flachen, nach dem unglücklichen Vorbilde der ersten philhellenisch-bajuvarischen Bauten die naive und originelle, altgriechische Einfachheit und Grazie geschmacklos nachäffenden Fassaden und mit ihren eintönigen und kleinlichen Motiven im ganzen dem faden Bauhandwerk einer lebhaften Provinzialstadt. Die elenden Bahnhöfe und die in Staub und Trockenheit vergehenden Anlagen verschärfen diesen Eindruck, und mit Mühe retten einige wahrhaft schöne Prachtpaläste, wie die neue Bibliothek, das Nationalmuseum, die Akademie, das Schliemannsche Haus, das Zappion und ein paar vornehme Villen in der Kephisiastraße den Charakter einer Residenz, sogar mit einem Anflug von klassischer Würde.

Und dennoch ist und bleibt diese überhastete Stadt das unsterbliche, preiswürdige Athen, der gesegnete Ort, der den nordischen Wanderer schließlich doch den mächtigsten Hauch des antiken Geistes verspüren läßt.

Schon seine Lage, das ihn umgebende attische Land, kennzeichnet sich durch die wirksamsten, wahrhaft klassischen Züge.

Ich stehe, zwischen Athen und der etwa eine Stunde entfernten Küste des saronischen Golfes, auf dem Hügel, den Philópappos, der thronlose Nachkomme kleinasiatischer Könige, sich zur Grabstätte auserwählt hat. Im Süden breitet sich endlos das Meer, veilchenblau, oder in violettem Purpur, oder blinkend wie Silber; aber ich wende ihm heute den Rücken, schaue auch weder im Osten die felsigen Küsten Attikas entlang, noch nach Westen auf Salamis, Poros und Ägina, hinter deren Zacken und Rücken die Kuppe von Akrokorinth und die Gebirge von Argolis auftauchen. Denn so herrlich das alles daliegt, ich betrachte für diesmal bloß das herrlichere Panorama des Nordens, die von wunderbar schönen Bergen umschlossene Ebene des Ilissos und des Kephisos mit dem Juwel von Attika in ihrer Mitte, der Stadt und der atheniſchen Akropolis.

Welche Fülle edelster Formen offenbart sich hier! Rechts bildet der lange Abhang des Hymettos wie ein kräftiger, einfacher Rahmen den Anfang oder Abschluß des Gemäldes. Er ist von den Rinnsalen winterlicher Gießbäche gefurcht, ist baumlos und nur mit Buschwerk und auf weiten Flächen mit violett blühendem Heidekraut bedeckt; hoch und breit, ohne einen monarchischen Gipfel, streckt er sich dahin,

gegen das Meer mit schöner Beugung abfallend. Im Gegensatz zu seiner massiven Ruhe steht die leichtere Form des völlig individuellen, sozusagen künstlerisch empfundenen und abgewogenen Pentelikon, dessen gelassen vornehme Giebelgestalt sich hinter dem Nordende des Hymettos hervorbewegt; ein langhin ausladendes, gleichschenkliges Dreieck, wie es die Säulenfront der olympischen Götterwohnung krönen könnte; der grandiose Umriß eines Adlers, der mit erhobenem Haupte seine Schwingen vom Morgen bis gen Abend spreitet. Auf den Pentelikon folgen, ohne Anspruch auf Originalität, gleichsam bloß eine harmonisierende Überleitung zwischen den Hauptmotiven dieser Symphonie, die ruhig auf- und niedersteigenden Höhenzüge des Parnes und der Berge von Dekeleia; vor ihnen aber, ihrer Begrenzung im Norden, erscheint die attische Ebene, grau von den Olivenhainen, dem Geschenke Athenas, hier und da gehügelt und zu niedrigen, rundlichen Bergen, den Turko Wuni, sich erhebend. Doch während die schöne Fläche von einem anderen Punkte aus für sich selbst den Zielpunkt besonderer Betrachtung abgäbe, für mich, den Beschauer auf dem Philópappos, ist sie zunächst nur eine Folie. Denn noch diesseits der Türkenberge, mit ihnen und mit der Ebene als Hintergrund, ersteht mir das reizendste Wunder, schnellt sich keck und quick, voll unendlicher Grazie im Aufbau, der zierlich scharfe Lykabettos empor, der liebenswürdigste unter den Bergen der

Erde. Auf seinem spitzen Gipfel trägt er mühelos, wie ein schlankes Landkind den blanken Milcheimer, das weiße Klösterchen des heiligen Georg; im Zickzack führen steile Wege dazu hinan, von dort hinunter; sie gleichen den flatternden Bändern, die im Spiele des Windes von schöner Schulter herabrieseln. Den Fuß des Berges aber berührt bereits die Stadt, ja sie brandet gleichsam an ihm hinauf und breitet sich rechts und links von ihm ringsum weit in die Fläche hinaus. Und wirklich einförmig wie die Fläche des Blachfelds oder eine Wasserfläche ist sie in ihrem Grau, so regelmäßig mit ihren Quartieren und ihren gleich hohen, neuen Häusern, mit den meist turmlosen Kuppelkirchen, die im Gesamtbilde wenig auffallen, mit den Vororten, die sich nach Westen gegen den Badeort Neu-Phaleron und die Hafenstadt Piräevs hin verlieren. Nur drei Motive heben sich aus der Plattheit vollgiltig heraus: links der große, freie Platz, auf dem das sogenannte Theseion steht, der am besten erhaltene aller antiken Tempel; rechts der mächtige Würfel des Königsschlosses mit seinem waldigen Garten und den benachbarten Anlagen bei dem jüngst erneuerten Stadion und dem Hallenbau der Brüder Zappas; in der Mitte aber, einen großen Teil der Stadt mir verdeckend, die hochgelobte Akropolis mit den zu ihren Füßen sie umgebenden Ruinen.

Jäh abfallend nach allen Seiten, nur von Westen her zugänglich, frei und stolz steht der Burg-

berg da, an sich schon stattlich, und ansehnlich selbst neben den im Verein mit ihm wetteifernden, sonst unvergleichlichen attischen Gebirgen. Und doch will er nur ein Träger, nur der Grundstein sein für die Bauten von vollkommener Schönheit, die er auf seiner geräumigen Höhe zu hüten gewürdigt worden ist: durch solche Dienstbarkeit steht er weit glorreicher und erhabener da als die vielberufenen Hügel, die sich leichtgipfelnd seinem westlichen Ausläufer schließen: der Areopag, die Pnyx und der Hügel der Nymphen. Ruinen, deren Adel über jeden Verfall triumphiert, deren Reste noch in jedem Stein von Kunst und Können zeugen werden, leuchten auf ihm in dem nämlichen lichten, goldigen Braun wie er selber, in der köstlichen Altersfarbe des Marmors; es ist, als wären sie aus ihm hervorgewachsen und wären wie er Naturgebilde des attischen Landes, das die Fürsorge seiner getreuen Schutzgöttin so sichtlich bevorzugt hat.

Das Parthenon, das Erechtheion, die Propyläen, der kleine Niketempel! Tausendmal sind sie beschrieben und abgebildet worden, man meint, wie vom mykenischen Löwenthor, sie auswendig zu kennen, ehe man sie sah, und dennoch — wie ich sie leibhaftig anschaute, glaubte ich sie erst zu entdecken. Nicht für die Welt, der ich nichts Neues über sie zu sagen wüßte, sondern für niemand als für mich selbst.

Wenn ich hergekommen war, einen sinnlichen

Eindruck von antiker Art und Kunst in voller Stärke, unter ihrem eigenen Himmel, auf ihrem heimatlichen Boden, aus ihrem autochthonen Stoffe zu empfangen: für die Baukunst empfing ich ihn hier — und um wieviel echter, als nahebei von den riesenhaften, nur durch ihre Länge wirkenden Säulen des hadrianischen Zeustempels und den ebenfalls verspäteten Bauten des Herodes und des Eumenes. Es mag ja sein, daß es ein ungeheures Vorurteil für die perikleische Zeit war, das mich durchzitterte, als ich die Schwelle des ersten Thores überschritt und vor mir oberhalb der Treppe die breiten Propyläen mit ihren vorspringenden Seitenflügeln, und rechts über mir, kühn auf seinem Vorsprung wie eine Gemse auf ihrer Klippe, das Niketempelchen erblickte und in ihrer Wirkung empfand; aber wenn es ein Vorurteil war, so glich es durchaus jenem andern, dem ich erlag, als ich das endlich, endlich geöffnete, unverändert erhaltene Sterbezimmer Goethes betrat. Hier die irdisch beschränkte Sphäre, die körperhafte Umgebung meines größten geistigen Wohlthäters; dort auf der Akropolis das zurückgelassene, zertrümmerte Siegel einer Zeit, die, der unsrigen eigentlich so fremd wie nur denkbar, mir dennoch in wesentlichen ihrer Zeichen die erleuchtetste Erfinderin und Trägerin von Gesetzen scheint, nach denen die Menschheit, wenigstens auf Erden, selig sein oder werden kann, wenn sie das Ästhetische ins Moralische überträgt. Und solche vielfach an-

gefochtenen und vielfach auch anfechtbaren Vorurteile haben ihre gute Geltung; sie werden für die, in deren Gemütern sie walten, zu heilsamen Überzeugungen.

Aber mitteilen an andre, auf vielleicht antipodisch geartete Menschen übertragen, lassen sie sich allerdings nicht. Kaum daß sich ein Gleichgesinnter durch die Bereicherung seiner Gedanken mit dem von einem Zweiten hervorgebrachten und geordneten Material in seiner Meinung über solche Dinge wirklich bestärkt fühlt: es handelt sich hier eben um innere Erlebnisse, um Anschauungen, die sich nur auf Grund persönlicher Eindrücke bilden, und um Schlußfolgerungen, deren Prämissen aus dem Gemeingut des Wissens von jedem Individuum in besonderer Weise herausgruppiert und in spezielle Formen gekleidet worden sind — also um lauter Imponderabilien, deren tiefstes Wesen sich auch nur von dem tiefsten Herzenskündiger, und selbst von diesem bloß jedem Einzelnen unter vier Augen erklären ließe.

Und antwortest du mir nun, Empfindsamer, für den ich dieses sage, ich solle doch munter und ohne längere Verblümungen zu erzählen beginnen, was ich denn schließlich da oben sah, und was mir daran so sehr gefiel, so weiche ich aus und verweise ich dich in erster Linie auf das eigene Sehen und in zweiter auf deine wohlgeordnete Bibliothek oder, bist du darnach, auf das Konversationslexikon.

Aber ich füge hinzu, daß du lange studieren kannst, bis du die ganze Kunst in diesen Bauwerken und ihre Entwicklung aus rohen Vorgängern ermessen und begreifen wirst, daß jedoch gleich der erste Anblick der in lauterstem und weichstem Gleichgewicht schwebenden Giebelseite des Parthenons und des zierlich verbauten, weiblich geschmückten Erechtheions daneben mich völlig davon überzeugte, was ich früher doch bloß dunkel geahnt, wenngleich oft genug gehört und gelesen hatte: es komme die Kunstgerechtigkeit wahrhaftig nicht allein aus dem Gesetz, das heißt aus einer starren Richtigkeit der Leistung.

Vielmehr entspricht dem Gesetz in seiner ganzen Schärfe nur die Wissenschaft. Wie das Gesetz unerbittlich bestimmt, weil es auf Notwendigkeit beruht und Notwendiges ausdrückt, so beruht die Wissenschaft auf der Wahrheit und ist unerbittlich in ihrem Bestreben, das Verborgene zu entdecken, das Geheimnisvolle zu enträtseln, das Richtige festzustellen. Die Kunst aber gleicht der Gnade! Die Gnade steht neben dem Gesetz, und auch sie bedient sich des Arms der Gerechtigkeit. Denn ist zunächst das Gesetz zur Geltung und Anerkennung gelangt, so greift sie ihrerseits in den Schatz der göttlichen Liebe und sieht die menschliche Schwäche an und lindert die Härten: nicht anders begegnet dem Menschen die Kunst. Sie erhebt ihn weit über die Grenzen des Verstandes und der Wissenschaft und

beseligt seine Empfindung durch den Abglanz ewiger Schönheit und Harmonie. Das bewirkt sie nicht bloß mit dem Stift, dem Zirkel und dem Richtscheit im Sinne einer knappen, strengen Wirklichkeit, sondern in dem weiteren Ausbau ihrer Gesetze durch ein freies, über das nüchtern Vernunftgemäße und Hinreichende hinausgreifendes Walten, dessen phantastisches Wesen die Wissenschaft nie ergründen wird, das aber, gleich der Liebesfülle der Gnade, nur göttlichen Ursprungs sein kann. Dieses Walten der Kunst auf Grund von Statik und Mechanik, aber doch über sie hinaus, ging mir am reinsten auf gegenüber jenen vom reinsten, d. h. dem gesundesten und klarsten Geiste getragenen Bauten des Perikles — und damit genug von der Akropolis.

Und auf daß die gehobene Stimmung nicht platt zu Boden stürze, wandte ich mich von den Ruinen, ehe ich mich wieder mit Menschen abgab, in innerer Einsamkeit dem Urquell alles Schönen, der Sonne, zu.

Sie strahlte schon im Westen, über dem dunkelgrünen Kithäron, und schoß ohne Unterlaß ein Lichtspiel von magischer Kraft und Mannichfaltigkeit über die Landschaft. Der Tag war trübe und schwül gewesen, und noch sah ich aus den Bergschluchten die grauen Nebel hervorschweben, sich ballen und verteilen, hinabsinken und wieder aufsteigen. Aber allmählich wandelten sich die feinen, kühlen Töne, und schon begannen die Wolken sich

mit glühendem Gold und mit Rosa zu umsäumen: da erhob sich ein Wind und ein Sturm, und von Osten her schuf ein Gewitter, großartig und voll Willkür, neue Gebirge am Firmament, die vom Wehen gepackt zerrissen und in die Schwärze der berstenden Gewölke jagten. Die Berge von Attika wurden lebendig! Ein jeder von ihnen empfand jeden Wechsel des Lichtes; er trat vor, er veränderte sein Relief; er warf im plötzlichen Durchblick der Sonne seinen Schatten lang hinter sich und verlor ihn wieder; er zeigte seine Farben vermehrt und gesteigert, verblaßte dann ganz oder verschwand gar hinter niedersausenden Regenschleiern — alles, um bald darauf, als der Himmel, so rasch, als er sich empört, wieder in Fröhlichkeit lächelte, voll Ruhe dazuliegen wie ein Denkmal, das uns fern von den Augen steht, aber in der durchsichtigen Luft jede Einzelheit seiner Bildung unverhüllt darbietet. Ein Schauspiel, das mir bei der Harmonie dieser Berggestalten die Natur als ein Kunstwerk im höchsten Sinne erscheinen ließ.

Wenn auf der griechischen See die feingestimmte Einförmigkeit der zierlichen Inselgebilde mir oftmals die griechische Lyrik lebendig machte mit ihrem Schweben zwischen Melancholie und göttlicher Heiterkeit; wenn ich bei den zahllosen Buchten der Küsten, bei den Gefahren der Vorgebirge und den sicheren Häfen mit der seetüchtigen und handelsklugen Bevölkerung wohl gern des Dulders

Odysseus dachte und sein Schicksal begriff als ein vorbildliches für alle Hellenen, wie es sich im nationalsten ihrer Epen ausspricht: in Athen, im Anblick der attischen, höchstbeseelten Landschaft, überwältigte mich die Großartigkeit des griechischen Dramas. Sein Stil und seine Harmonie, die charaktervolle Schärfe des Tragischen wie des Komischen ist auf diesem Boden, dort unten am Fuße der Akropolis im Marmortheater des Dionysos, nicht nur erblüht, sondern sie gleicht als sein Sprößling auch nur ihm und seinen Bergen an Kraft und Adel.

Die jonischen Tanten

Athen war mein Rhodos, und unter den Tänzern auf dem Schlappseile der Archäologie mußte ich Laie neben Fachleuten aus der ganzen Welt gar übel bestehen, wenn ich meine Künste in der Kunstkenntnis unbedachtsam zeigte. Jedes Urteil, jedes Wort, das ich in Verbindung mit einem Splitterchen aus dem Altertume wagte, durfte sich auf Widerspruch gefaßt machen; selbst ein so unschuldiger Satz wie der, den ich soeben gebildet, hätte mir eine Rüge zugezogen, nicht ganz mit Unrecht übrigens, da Rhodos sich wohl seiner Tänzer, schwerlich aber gerade der Seilspringer zu rühmen pflegte. Schon meine frei ästhetisierende Abschätzung

der antiken Architektur hatte Befremden und Mißfallen erregt, denn dergleichen Gedanken zu äußern ist nicht Sitte, auch wenn man sie hegt; daß ich die sachlichen Einzelfragen meist achtlos beiseite ließ, nachdem ich eine allgemeine Übersicht über sie gewonnen, konnte von Helden der Einzelforschung nicht wohl gebilligt werden, und noch weniger ließ man gelten, daß ich den feinsten Reiz der Architektur nicht im strengen System, sondern eigentlich erst in dessen geistreicher Milderung und Überschreitung, z. B. nicht in der Säule als einfach stützendem Gliede, sondern in der sichtlich tragenden, gegen die Last sich aufstemmenden Säule, fand und an ihrer Anschauung mich befriedigte — ein Genuß, den in der Theorie ein jeder kennt, und den nur wenige wirklich mit ihren Sinnen auskosten. Aber am schwersten verzieh man meine offenbare Vorliebe für die „jonischen Tanten."

War es nicht auch wunderlich von mir, aus der langen Reihe von Meisterwerken der Skulptur eben diese ungewöhnlichen Figuren zu Gegenständen besonderer Verehrung zu wählen? In einem Saale des Akropolis-Museums, das alle im Bezirk des Burgfelsens gefundenen Kunstwerke aufnimmt, stehen sie ringsum, durch Glaskästen geschützt, von weitem den ägyptischen Mumien nicht unähnlich. Es sind etwa ein Dutzend leidlich erhaltene, kleinere und größere, meist aber unter Lebensgröße genommene Statuen von Frauen oder Mädchen in ruhiger

Stellung, aufrecht, die Beine geschlossen, oder das linke ein wenig vorgerückt, die Arme herabhängend, die Hände, wo sie etwa erhalten sind, mit einem gezierten Fassen des Kleides beschäftigt, Kopf und Blick gradeaus gerichtet. Sie sind völlig und mit großer Sorgfalt angezogen; Ober- und Untergewand, ihrem Stoffe nach charakterisiert, liegen in feinen, etwas scharfen Falten und zeigen noch deutliche Spuren einer Bemalung mit mannigfaltigen Mustern in lebhaften Farben. Sehr kunstreich sind die Haare geordnet: über der Stirn sind sie gescheitelt oder auch nur gewellt und unter Diademe, Kränze oder Bänder gebracht, während lange Locken in regelmäßigen Strähnen über den Rücken und über die Schultern und den halbentblößten Busen hinabfallen. Auch sie sind noch deutlich gefärbt, ebenso die Augenbrauen, Augensterne, Wimpern und Lippen. Man fand alle diese Figuren im Schutte der von den Persern im Jahre 480 zerstörten Akropolis, der zur Aufebnung des Erdreichs benutzt wurde, als man die Tempel wiederherstellte, und in den Mauern der eben damals erneuerten Befestigung; sie werden für die Bilder von Priesterinnen gehalten oder für Weihgeschenke, die die etwa durch ein Gelübde geschuldete Hingabe einer Tochter an die Götter, als deren Priesterin, ersetzen sollten. Und weil sie den ausgesprochenen Stil alt-kleinasiatischer, jonischer Kunst zeigen und eine eigentümlich steife Würde beobachten, hat sich die

oben angewendete, etwas burschikose Bezeichnung für sie bei den deutschen Archäologen in Athen eingebürgert, natürlich nicht für feierliche Gelegenheiten. Aus mehr als einem Grunde betrachtet jeder Gelehrte sie mit Interesse; daß sie mir aber so ausnehmend gefielen, während nicht weit von ihnen Kunstwerke des reinsten, reifsten Stiles stehen, hatte einen Grund, dem ich selbst nur allmählich auf die Spur kam.

In den drei Museen Athens, nämlich außer dem auf der Akropolis in dem Kentrikón, dem Zentralmuseum, das auch Nationalmuseum heißt und die besten Fundstücke aus ganz Griechenland vereinigt, und in der Sammlung der griechischen Archäologischen Gesellschaft hat man die Entwickelung der griechischen Plastik, der Vasenmalerei und Kleinkunst von den ältesten Zeiten bis zur spätesten, der hellenistisch-römisch-christlichen, in ununterbrochener Folge vor sich. Ergänzen kann man sich dieses Bild noch durch die Skulpturen im Syngrion zu Olympia und durch die im ganzen minderbedeutenden Kunstwerke in den kleinen Lokalmuseen, wie denen von Eleusis, Theben, Sparta, Mykonos und den provisorischen auf den Ausgrabungsstätten. Nachdem ich alle diese Dinge angeschaut — hier hatte ich ja endlich die griechischen Originale, die unverfälschte Antike auf dem Gebiete der Auffassung und Wiedergabe der menschlichen Gestalt —, da fand ich folgendes, das mir über meinen Geschmack Auskunft gab.

Die bereits klassisch-manierierten, konventionellen und für höhere Ansprüche nur noch wenig beseelten Götter- und Heldenfiguren aus dem letzten heidnischen und den ersten christlichen Jahrhunderten blieben mir, vom geschichtlichen Interesse abgesehen, vollkommen gleichgiltig. Das Schema ihrer regelmäßigen Schönheit, ihre geschickt gelegten Gewänder, ihre Modellierung und die technische Behandlung des Marmors schienen mir nicht viel reizvoller als die Eigenschaften der zahllosen, mehr oder weniger handwerksmäßigen Skulpturen, die auf Grund der griechischen Vorbilder und Anregungen neben verhältnismäßig wenigen vorzüglichen Werken in Italien und den westlichen Provinzen entstanden und allenthalben zu sehen sind, und die der Antike so oft den Vorwurf starrer Leblosigkeit und glatter „Idealität" zuziehen. Dagegen blieb ich gern vor den Porträtköpfen aus dieser Zeit stehen. Sie zeigen ein durchaus persönliches Wesen, das die Künstler, im Vollbesitze der technischen Mittel und vielleicht durch den Gegenstand kräftiger angeregt als durch die kaum mehr verstandenen Göttertypen, mit allen Feinheiten auszudrücken wußten. Junge Mädchen von weltlich pikantem oder auch von schwärmerisch melancholischem Aussehen, die Haare locker, fast wie man sie heute trägt, hinaufgebunden oder niederflatternd, bärtige oder bartlose Männer mit nervösen, geistvollen Zügen, weltenfern von der ruhigen Majestät perikleischer Büsten, muten ganz

modern an. Sie bringen uns, wie mit einem Wort, eine Epoche nah, die der unsrigen nicht unähnlich ist, eine Gesellschaft, die sich nicht ohne Berechtigung fin de siècle fühlte und im Übergang zwischen zwei Religionen, zwei entgegengesetzten Weltaltern gleichsam ad interim lebte; und ich kann nicht leugnen, daß ich mich bei ihrer Betrachtung fast mehr in Spekulationen über sie als redende Zeugen für die nach Ablauf von Jahrhunderten unfehlbar eintretende Wiederkehr der nämlichen geistigen Zustände und Leiden verlor, als in die künstlerische Wiedergabe ihrer Charaktere als solche mich vertiefte.

Eine ebenso menschliche Empfindsamkeit beherrschte mich gegenüber allen guten und schlechten, frühen und späten Grabreliefs, an denen Attika so reich ist, und die in allen Abstufungen der Größe, der Feinheit und der Motive immer denselben Gedanken, nämlich die Darstellung des Verstorbenen in der Blüte und im Behagen seiner Erscheinung, doch gedeckt durch einen zarten Schleier der Traurigkeit, behandeln. Selbst die roheren dieser frommen Kunstwerke ergreifen durch die schlichte Wahrhaftigkeit ihrer Erzählung; und wenn es bei den Virtuosen der Kunstbetrachtung neuerdings für ganz unerlaubt gilt, sich von dem gegenständlichen Inhalt eines Kunstwerkes beschäftigen zu lassen, so erkläre ich mich unbedenklich für frei von einer so affektierten Einseitigkeit. Ich entzücke mich gewiß gern an

der unter Umständen wirklich künstlerischen Auffassung und Adelung irgend eines Heuschobers oder einer Schnupftabaksdose; aber ich lasse mich durch kein Achselzucken abschrecken, im Künstler auch den Dichter zu suchen und zu schätzen, der Formen und Farben nicht nur zu einer dekorativen Symphonie, sondern mit selbständiger Schaffenskraft zum naturwahren Körper eines der Belebung werten Gedanken zu verwenden weiß. Bei jenen Grabreliefs aber wirkt der Gegenstand so kräftig, daß man über ihn sogar vergißt, wie oft sie unselbständig angefertigt und herkömmlichen Mustern nachgebildet sind. Das liegt dann eben an der Unsterblichkeit des Motivs, an dem sicheren Griff in das stets wesengleich bleibende Herzensleben der Menschheit, vor allem in das Familienleben. Den verstorbenen Mann zeigt der Grabstein oft in seiner Rüstung als streitbaren Diener des Gemeinwesens oder in würdevollen Gewändern als den Besucher der Volksversammlung und der Gerichte, aber öfter vielleicht im Kreise der Seinigen, wie er zu einem Ausgang bereit von den Lieben wohl täglich Abschied nahm, ruhig, lächelnd, und doch einen Hauch von Kummer auf der Stirn, der dem Gedanken des Beschauers: „er kehrt nicht wieder!“ entspricht. Oder wie er ein Mahl feiert, auf dem Polster ruhend, die Trankspende vollziehend; zu seinen Füßen sitzt auf einem Sessel die Gattin, die Kinder stehen umher, der Diener wartet auf; unter dem

Tiſch liegt der treue Hund, und vielleicht blickt durch das Fenſter das Leibroß herein: der dieſe Familie in Ernſt und Behagen zuſammenhielt, trinkt nie einen Tropfen mehr! Dexileos, der ſchöne Jüngling, hat hoch zu Roß einen Feind überrannt und ſticht ihn nieder: ſo ſahen wir ihn im Prangen ſeiner Tapferkeit, aber in der Schlacht gegen Korinth mußte er fallen! Artemidoros bekämpft gewandt den wilden Eber; Demokleides ſitzt träumend auf dem Bug ſeines Schiffes; Teleſias, kaum dem Knabenalter entwachſen, hält ſein liebes Eichhorn auf der Hand, und der kleine Geſpiele blickt zu ihm auf; ein anderer kommt aus dem Bad, aus der Ringbahn, wieder einer lehnt ſchwermütig am Stabe, von dem Pädagogen getröſtet. Mit ihrem Spielzeug ſtehen zarte Mädchen zwiſchen den Angehörigen: „lebewohl, Eukoline, lebewohl, liebe Siſynno,“ ſagt der Grabſtein. Und die Mutter des Hauſes thront würdevoll im Lehnſtuhl; ſie reicht anderen Frauen oder dem Gatten die Hand, ſie wählt aus dem Schmuckkäſtchen das Geeignete, ſie läßt ſich von der Magd die Sandalen binden, am Gewande neſteln, ſie beugt ſich zu ihrem Töchterchen, zieht den Schleier über das Haupt, erhebt ſich vom Seſſel und wendet ſich mit ſtillem Blicke aus dem trauten Kreiſe — alles dem Gegenſtande nach genrehaft, das heißt dem Gebahren aller Ihresgleichen entſprechend, und doch durch den Ernſt, der die Darſtellung trägt, über das Alltägliche erhaben, und

oft, bei den besseren Grabsteinen, übergossen von dem feinsten Zauber des Persönlichen.

Es wäre Sünde, wollte man bei dergleichen Werken am Stilistischen und am Technischen haften bleiben und das psychologische Element übergehen; und wenn das zu thun heutzutage manchen als richtig gilt, so werden künftige Jahre gar nicht verstehen, daß man sich einmal gegen solche Übertreibungen der Sachlichkeit hat wenden müssen. Schließt die Freude an der Herzensbildung und an der geschmackvollen Phantasie eines Künstlers doch keineswegs aus, daß man auch der Geschicklichkeit seiner Hand und seiner historischen Bedeutung innerhalb einer Stilentwickelung alle Gerechtigkeit widerfahren läßt; und nicht ohne Befriedigung stellte ich fest, daß meine Augen geübt und dankbar genug sind, um auch bei Skulpturen ohne irgendwelchen ergreifenden Inhalt, bei irgendwelchen Fragmenten ohne Kopf und Arme, wenn sie nur formal schön erscheinen, sofort aufzumerken und allenfalls vor Freuden überzugehen. Was gelten mir ausruhende, Sandalen lösende, Rinder zum Altar führende Siegesgöttinnen? Und doch kehrte ich zu denen von der Brüstung des Niketempels, verstümmelt wie sie sind, mit immer neuer Begeisterung zurück. Eine solche Zartheit wie die ihrer flatternden Gewänder, eine solche Grazie wie die ihrer kraftvoll und sicher bewegten Glieder, eine solche Gesundheit, Frische und naive Sinnlichkeit der

ganzen Auffassung sind mir kaum je zuvor begegnet! Diese Niken, und nicht minder die etwa zwanzig Tafeln des Panathenäenzuges vom Parthenon, die Lord Elgin nicht nach London gerettet hat, diese ruhig dasitzenden Götter und die ehrfürchtig heranziehenden Athener voll Leben und Schönheit im strengsten Reliefstil, sie alle gaben mir eigentlich die Antwort, die ich auf meine Fragen nach der Skulptur zu holen nach Griechenland gekommen war. Nachdem ich sie, die ich in Gipsabgüssen längst kannte, im edelrostigen Marmor selbst gesehen, schien mein sehnsüchtiges Trachten wie mit einmal gestillt. Ich wußte nunmehr aus Erfahrung, aus der Überzeugung, die allein eine unfragliche Sicherheit und Lebendigkeit der Gedanken verleiht, daß in der That die griechischen Bildhauer in gewissem Sinne noch von niemand erreicht worden sind; und ich sagte mir: wenn es auch ohne Zweifel eine Verirrung ist, die klassischen Griechen der eigenen Natur zuwider nachzuahmen, so wird doch das Heil der Bildhauerei zu allen Zeiten darauf beruhen, daß man durch Selbsterziehung in ihrem Sinne, nämlich durch unbeirrtes Streben nach einem ebenso unverfälschten Naturgefühl und einer ebenso harmonischen Stilisierung, zu Leistungen gelangt, deren Wesen bei aller Verschiedenheit an Form und Inhalt dem Wesen der ihrigen entspricht und eine gleiche künstlerische Machtvollkommenheit, eine das Ideale ebenso klar erkennende Auffassung aufweist.

Ich hätte nun, nachdem ich vor der Antike in ihrer vollendeten Gestalt meine aus Büchern und Museen geschöpften Vermutungen über sie so bestätigt und sie durch den eindringenden Genuß zu Überzeugungen umgewertet hatte, meine Reise beendigen und nach Hause zurückkehren können; allein mich lockte noch manches andre, und außerdem hatte eine unerwartete Liebe mich zu fesseln begonnen, eben jene zu den jonischen Tanten, die mich lebhaft beschäftigte.

Minder sorgfältig auf sie als auf die Meisterwerke aus den Kreisen der Phidias, Polyklet und Praxiteles vorbereitet, fand ich ihre Erscheinung und die anderer archaischer Skulpturen vollkommen neu und überraschend; und dabei wurde ich nicht ohne Verwunderung inne, daß ihnen gegenüber, trotz ihrer Härten, meine Empfindsamkeit wiederum zu spielen anhob. Diesmal hatte der Gegenstand der Kunstwerke keinen Einfluß auf sie; weder die Priesterinnen an sich konnten mich ergreifen, noch regten mich die Centaurenkämpfe und Herkulesmühen oder die Bruchstücke von Reiterfiguren, Jünglingen und fischschwänzigen Ungeheuern als solche irgendwie auf. Eine Verwechselung ästhetischer Freude mit der empfindsamen lag auch nicht vor, denn ich wußte beide deutlich genug von einander zu sondern und war mir bei den archaischen Werken über die bereits ersichtliche Vorzüglichkeit der Skulptur, die in der nächsten, nicht viel späteren Periode zu den höchsten

Zielen gelangen sollte, in aller Ruhe klar. Was mich aber erpackte und geradezu erschütterte, das war die Beobachtung des in ihnen so sichtbaren heißen Ringens, das die alten Künstler mit sich selbst ausfochten, ehe sie die echte Beseelung ihrer Werke erreichten; der Anblick der schrittweis sich vollziehenden Entdeckung des Menschen, die dann zur Fähigkeit führte, im Steine auszudrücken, was jeder Charakter an Zügen und jede Lebensstunde an Bewegung in sich birgt.

In den ältesten Perioden griechischer Kunst, die uns Vasen und Gräberfunde illustrieren, herrscht bekanntlich das Ornament vor; man nennt es das geometrische und verdunkelt wahrscheinlich mit dieser Bezeichnung seine zu vermutende Entstehung nicht aus der Mathematik, sondern aus der stilisierenden Wiedergabe auffallender Erscheinungen in der Natur, z. B. der Grundformen von Pflanzen und Tieren oder von Mustern, wie die der Schlangenhaut. Sobald Darstellungen lebender Wesen auftreten, zeigen die der Tiere bei aller dekorativen Phantastik, die ihnen noch anhaftet, infolge guter Naturbeobachtung doch schon viele richtige, lebensfähige Züge, während die menschlichen Figuren noch schemenhaft und unsicher bleiben. Ein gutes Beispiel dafür sind außer den gemalten Vasen mit ihren höchst lebendigen Motiven die bekannten Goldbecher aus Vaphio, die von erstaunlicher Energie der Beobachtung und der Wiedergabe wilder und gezähmter Stiere zeugen

und dabei die Gestalten der Menschen zwischen ihnen ganz haltlos erscheinen lassen: das Tier war eben schon entdeckt, der Mensch, als das dem Künstler näher liegende, noch nicht. Er wurde es kaum in der mykenischen Periode — die goldenen Totenmasken mit ihren hippokratischen Zügen beweisen nicht das Gegenteil —, aber im siebenten und sechsten Jahrhundert begann das Bestreben nach seiner Belebung sich kräftiger zu regen. Es äußerte sich darin, daß die menschlichen Körper richtiger und zweckmäßiger bewegt, in den einzelnen Teilen und bald auch in den Verhältnissen naturgetreuer gebildet wurden, und daß endlich auf den langnasigen und glotzäugigen Fratzen ein Gesichtsausdruck erschien. Dieser Ausdruck war freilich noch ein stammelnder Notbehelf: er war für alle Gelegenheiten der gleiche und bestand in einem Lächeln. Das ist das bekannte starre Lächeln, mit dem die Ägineten der berühmten Giebelgruppe kämpfen und siegen, klagen und sterben.

Ich weiß nicht, ob Griechen dieses Lächeln erfanden, oder ob es, wie wohl die meisten der ältesten feinen Goldsachen, aus dem fortgeschrittenen südlichen Orient, aus Syrien und Phönikien, bei ihnen eingeführt worden ist. Thatsache bleibt, daß sie es vollkommen beherrschten, wie sie sich auch die orientalischen Motive der Goldschmiedesachen und anderer Gegenstände des Kunsthandwerks durch schlechtes und bald gutes Nacharbeiten zu eigen machten, und

daß sie es, bei ihrer hohen Begabung, nicht lange in seiner einförmigen Starrheit ließen.

Zunächst im kleinasiatischen Jonien und auf den zugehörigen Inseln entwickelten sie verfeinerte Typen; denn während man in Attika noch aus rohem Porosstein allerlei wuchtige Löwen- und Ungeheuerkämpfe heraushieb und grell bemalte und sich an ihrer Herzhaftigkeit erfreute, meißelte der Jonier bereits in Marmor und, ehe er zu wirklicher Naturerkenntnis durchgedrungen war, schon nach festausgebildetem, von der Einförmigkeit der unentwickelten, rohen Kunst durchaus zu unterscheidendem Schema. Er war also schon recht manieriert und schuf so mit Findigkeit ganz feine Statuen, die er sorgsam und geschmackvoll bemalte und nicht mit derbem, sondern mit einem seltsam raffinierten Leben versah. Solche Statuen sind eben die „Tanten," die sich allmählich mit andern Blüten der älteren jonischen Kultur auch nach Attika verpflanzten.

Ihr Lächeln hatte es mir angethan, obgleich etwas Ungesundes daran haftet. Im Lächeln der Ägineten und der Mannsköpfe an den Pythonleibern erscheint Biederkeit und Treuherzigkeit, weil es mit gesunder Naivität auf eine junge, zur Natur gewendete, aufstrebende Kunst gesetzt ist: das Lächeln der jonischen Frauen dagegen zittert unheimlich über Gesichtern, deren Typus sichtlich nicht den Anfang, sondern das Ende einer nicht mehr lebensfähigen oder doch ums Leben kämpfenden Kunst darstellt. Die

Künstler dieser Figuren gingen nämlich ganz auf in eleganter Ausbildung der Äußerlichkeiten, der Gewänder, der Haare, des Putzes; darüber hatten sie von jeher versäumt, an die Lebenswahrheit und die Pracht des Körpers selbst zu denken, sie übersahen das Schönste in der Natur, und nur bei den Gesichtern besannen sie sich auf die Ansprüche, die ihr Werk für seine wirkliche Vollendung doch wohl schon an sie stellen durfte. Da suchten sie denn das Schema zu durchbrechen und die vor ihrer Erkenntnis noch neckisch herumflatternde Seele, der sie den Körper versagten, wenigstens in den Gesichtszügen festzubannen. Zwar konnten sie bei diesen die schräg gestellten, geschlitzten Augen und das Lächeln an sich, als Ausdruck für alle Ausdrücke, durchaus noch nicht missen, aber sie zwängten einige individuellere Züge von Modellen, von wirklichen abzubildenden Personen in das Schema hinein. Darin liegt nun das Ungesunde: sie fesselten damit gleichsam etwas Lebendiges an eine Leiche. Zugleich aber liegt darin auch etwas unendlich Rührendes: der Widerstand dieses Lebendigen gegen seine Vergewaltigung. Er äußert sich in den seltsamen Zuckungen der maskenhaften Gesichter, in den Funken von Geist zwischen toten Steinflächen, und ist zugleich nichts anderes als das Emporstreben einer neuen, der realistischen Kunst auch auf jonischem Boden, im jonischen Stile. Für diesen selbst war es nun freilich zu spät, er ging zu Grunde und wurde von dem kräftigen,

dorischen Stile abgelöst, der dem lächelnden, spitzen, schlitzäugigen Gesicht das viereckige, starkknochige, durch die volle Unterlippe verdrossene Antlitz, und dem Puppenrumpf mit der schmalen Taille den Athletenkörper entgegensetzte, also Motive, die schon an den olympischen Skulpturen erscheinen, und die dann, auf endlich ergriffenem, gründlichem Naturstudium beruhend, den glücklichen Übergang zu den Gebilden der Blütezeit bedeuteten.

Gewiß also durften die Archäologen, die natürlich die abgeklärten Kunstwerke des klassisch-goldenen Zeitalters am höchsten priesen, über meinen Geschmack an den Jonierinnen die Köpfe schütteln. Ich selbst gebe ja zu, daß meinen Augen und meinem sittlichen Gefühle die in nie getrübter Einfalt und Jugendfrische prangenden Formen und Gedanken der großen Periode um das Jahr 400 wohlgefälliger und wohlthuender sind als die gemischten Archaismen. Aber jeder Mensch hat seine Zweideutigkeit und neben der Geschmacksrichtung, die er in sich erzogen hat, seine unversehens auftauchenden, ganz illegitimen Neigungen, die unter irgend einer Rippe seines alten Adams wie Schmarotzerpflanzen Wurzel gefaßt haben. Und so muß ich bekennen, daß das Schauspiel eines Werdens und Vergehens, daß ein noch unentschiedener Kampf, der drängende Wetteifer neuer Ideen, das sei es auch verworrene Emporringen der Geister, ja selbst der verwickelte, komplizierte Organismus der Überreife mich oft empfänglicher finden und mir das Gemüt

oft inniger bewegen als der Anblick des Erreichten und Vollendeten, für dessen Genuß mit ungeteiltem, ganzem Wesen, nämlich nicht nur mit den Augen und der Vernunft, sondern nebst diesen auch mit dem tiefsten, natürlichsten Herzen, mir nur seltene, rein begeisterte Stunden die nötige Seelenweite gewähren. „Die Schönheit," schreibt Schiller, „ist für ein glückliches Geschlecht; aber ein unglückliches soll man erhaben zu rühren suchen." Die vollkommene Schönheit bringt unbegrenztes Wonnegefühl und gesättigtes Wohlbehagen hervor — welches Geschlecht, welcher Mensch wäre glücklich genug, um diese ihre Gaben länger als auf Augenblicke festhalten und genießen zu können? Und da wir denn gemeiniglich zu den minder glücklichen gehören, so streben wir mit Recht nach der erhabenen Rührung, die uns im Angesicht der noch nicht übers Schicksal sieghaften Erscheinungen, unseres eigenen Abbildes, überkommt — wobei wir freilich nicht ablassen dürfen, der Aufnahme der höchsten Schönheit einmal auf die Dauer fähig werden zu wollen.

Dies alles scheint mir im Grunde selbstverständlich, und verwunderlich bleibt zunächst nur, daß die Griechen in der Periode ihrer herrlichsten Kunstleistungen, im Vollbesitz der erleuchtetsten Einsicht und des besterzogenen Geschmacks, moralisch und politisch im ganzen so mittelmäßig waren wie nur je. Eine Lösung dieses Rätsels enthält die Beobachtung, daß die Erzeugung echter Kunstwerke gleichsam

in einer abgesonderten Sphäre vor sich geht, im wesentlichen unabhängig von dem Getriebe ihrer Umgebung, aber gefördert durch die Bethätigung der erlesensten Kräfte und Einsichten; und daß ein solches Kunstwerk, auch nachdem seine Erzeuger mit ihrer Sinnen- und Geisteswelt verschwunden und vergessen sind, durch die Summe der allgemein menschlichen, immer giltigen Ideen, die es enthält, für alle Zeiten gewissermaßen eine dogmatische Formel ist, an der ein jeder seinen Frieden findet, der sich wahrhaft in sie hineinlebt.

„Ich sehe dich, es wird der Schmerz gelindert,
Ich fasse dich, das Streben wird gemindert,
Des Geistes Flutstrom ebbet nach und nach."

Auf Samothrake

Wie überall in Griechenland, so scheint, nach den vorhandenen Bauten und Kunstwerken zu urteilen, auch in Athen die neue Zeit fast unmittelbar ans Altertum geknüpft. Erinnerten nicht hier und da die Brunneneinfassungen mit arabischer Schrift und die Wappenschilder mit dem Löwen von San Marco, fränkische Burgruinen und Kirchen mit byzantinischen Mosaiken und Wandbildern an schwere Schicksale der Zwischenzeit, man könnte getrost vom achtzehnten Jahrhundert an bis rückwärts zum vierten das Land geschichtslos oder unbewohnt wähnen — ein Mißverständnis, das durch die Kulturzustände der Hellenen zu Anfang unseres Jahrhunderts nicht

leicht zu widerlegen wäre. Und treten in Athen schon die Bauten und Skulpturen Hadrians vor den echt griechischen Kunstwerken tief in den Schatten, so können, inmitten der sonnigen und im Glanze ihrer Heidenwelt auch heute noch heiteren Stadt, die engen und mönchisch finstren Kapellen aus byzantinischer Zeit und selbst nicht die malerische Kapnikaräa-kirche jemand anderen als einen Spezialisten der kirchlichen Baukunst zu längeren Besuchen verlocken. Ich erlaube mir sonst schwerlich, etwas Bedeutendes, das mir am Wege liegt, außer Acht zu lassen, in Athen jedoch fand ich Sinn und Augen bloß für das wirklich nationale Altertum; und nachdem ich zu diesem eine Stellung genommen, mich an ihm gefreut, erbaut und geklärt hatte, schenkte ich dem übrigen nur flüchtige Augenblicke und verließ, dankerfüllt gegen die olympischen Götter, den attischen Boden. Mein Ziel war die Westküste von Kleinasien, das reichgesegnete Jonien, dessen hellenische Kultur noch älter gewesen ist als die im europäischen Griechenland; zunächst aber wendete ich mich zu einigen Inseln und steuerte nordwärts.

Noch einmal, gestrenger Freund Gottfried, rede ich jetzt dich an. Auf meine Widmung des „Mosaik" hast du mir mit einem deiner Billets geantwortet, das durchdrungen von männlicher Bosheit — sie ist freilich nie so schmerzhaft wie die weibliche — meine Gabe zerpflückt. Dein Dank ist eine herbe Kritik meiner Skizzen, gewiß jedem Autor noch der erwünschteste,

wenn er ein verständiges Lob nicht erwerben konnte. Du tadelst an meiner Darstellung, daß ich in der Absicht, verwirrende Einzelheiten zu sparen, zwar kurz, aber in der Kürze nicht kraftvoll genug geschildert habe; mir fehle die echte Plastik der Anschauung, die für jedes Landschaftsbild neue Gesichtspunkte, originelle Worte und Wendungen zur vollkommen treffenden Wiedergabe seiner Eigenheiten mir in die Feder gegeben hätte; eine gewisse Einförmigkeit mache sich daher geltend trotz der scheinbar reichhaltigen Auswahl der Motive, und immer noch vermisse man das persönliche Erlebnis, den leicht zu leistenden, oft ganz ergötzlichen Ersatz für jenen Mangel an künstlerischer Ausgestaltung der Welt in ihren außermenschlichen Beziehungen. Zum Schlusse bemerkst du mit Überlegenheit, ich würde mir und dir einige Mühe gespart haben, hätte ich, statt zu verarbeiten, mein Reisetagebuch einfach abgeschrieben.

So wehrlos ich nun gegen deine Fechterstreiche bin — denn kann ich wissen, wie dem andern lautet, was ich zunächst mir allein ersinne, und was durchdrungen von meinem ganzen Wesen sich inwendig klingend in mir zusammenfügte? —, so vermute ich doch, daß du, Mann des Verstandes, in Angelegenheiten einer Kunst, die die Schriftstellerei immer bleibt, auch wenn man sie nicht von Berufs wegen ausübt, mehr Theoretiker als Praktiker bist. Um dich zu widerlegen, schreibe ich nunmehr einen be-

liebig herausgegriffenen Abschnitt meines Tagebuches aus; merk auf, ob er dir mit seinem zwanglosen Impressionismus mehr zusagt als jene sorgsam destillierten, kohobierten, amalgamierten, stilisierten Kunstprodukte, die dich vielleicht über die Mühsal ihrer Entstehung täuschen, nicht aber zur genaueren Untersuchung ihres Inhaltes reizen konnten. Und um dir dein Kunstrichtertum, das sich auf das verbotene Gebiet von Ratschlägen verirrt hat, zu vergelten, widme ich dir auch dieses Mosaikstiftchen: Samothrake.

Den 12. Mai 1896. Bei windigem, hellem Wetter Fortsetzung der Seefahrt. Früh morgens vorbei am Athos, der aber ganz in Wolken steckt und seine friedlich zelotischen Mönchsklöster, die kein Weib, nicht einmal ein weibliches Tier betreten darf, mit ihren Kirchen und schlummernden Bibliotheken dem Blicke entzieht. Erst spät abends, nachdem wir Samothrake wieder verlassen, sollte sein höchstes Vorgebirge erscheinen, ganz fern in der goldigen Glut des Westens, in Klarheit und mit der entzückenden Eleganz des nadelspitzen Gipfels. Das leichte, aber anhaltende Schwanken des Schiffes machte manche von der Gesellschaft (es war eine Gruppe zufällig zusammengeschlossener Deutschen) zu Seekranken, die dann beim Frühstück von den Gesundgebliebenen verhöhnt wurden. Gegen Mittag lag Samothrake vor uns, mit seinen hohen Bergen von gewaltiger Kegelform, aber die Gipfel wie beim Athos in

niedrigen Wolken verborgen; dem Kapitän schien bei dem lebhaften Seegang die Landung bedenklich, doch gelang sie, mit griechischer Umständlichkeit, an einem geschützten Punkte noch ganz leidlich.

In den Booten kamen wir ans Land; ein türkischer Soldat (Samothrake gehört seit 1457 zum Osmanenreiche) beobachtete unsere Ankunft, fragte nach den Pässen und erklärte für notwendig, uns in den Ort, den einzigen bedeutenderen auf der Insel, zu begleiten, wo sein Offizier uns abfertigen werde. Während dieser Verhandlung kamen einige Maultiertreiber mit Reittieren eiligst herbei, um einen Verdienst einzuheimsen. Strammer Marsch im Maultiertempo, für die Fußgänger, zu denen ich gehörte, lästig. Zunächst nach der kleinen Fischeransiedelung Kamaris, an einer flachen Bucht zwischen Dünen; Holzhütten, nordischen Heuscheunen ähnlich, standen auf dem Sande; fremdartig schönes Volk, halb griechisch, halb türkisch gekleidet, schlanke, sehnige Kerle von lässigen Bewegungen, starrten uns an — fast nie kommen Fremde auf diese abgelegene Insel. Hinter den Hütten ein prächtiger Garten, eine Wiese, bewachsen mit alten Feigenbäumen; zwischen deren grauen, glatten, verbogenen Stämmen liegt auf dem Rasen ein großer bunter Teppich, und auf diesem sitzt mit untergeschlagenen Beinen ein rauchender, weißbärtiger Türke in Turban und Kaftan, genau wie auf den Kaufmannsschildern unserer altmodischen Städtchen.

Ohne Aufenthalt weiter in die kahlen Berge; nur Buschwerk; alpine Grundformen und Felsbildungen. Nach einer Stunde erreichten wir das Dorf, Chorion oder Kastro genannt — beide Namen gleich bezeichnend für seine Würde als einziges im Lande. Es steigt steil in einer Schlucht empor, Haus über Haus; die meisten Häuser haben flache Lehmdächer, nur wenige sind mit Ziegeln gedeckt. Eine große griechische Kirche und das Fehlen einer Moschee bezeugen die Naturwidrigkeit der türkischen Herrschaft auf der Insel. Viel gutes Wasser rinnt in Bächen und aus Brunnen die Gassen hinab. Der Eindruck des Ganzen ist ziemlich ärmlich, doch haben einige Häuser Glasfenster, Läden und sogar Vorhänge. Wir rasteten vor einem Wirtshause unter blühenden Oleanderlauben, während Herr D., unser erwähltes Oberhaupt, mit dem Polizeioffizier die nötigen Formalitäten abwickelte. Man setzte uns türkischen Kaffee vor, der sehr gut war; bei dem Bezahlen stellte sich jedoch heraus, daß keiner von uns sich mit türkischem Gelde versehen hatte, und griechisches wurde hier nicht mehr genommen. Schließlich half uns die menschliche Thorheit: der Wirt ließ sich deutsche Nickelmünzen gefallen, weil sie ihm neu waren und ihm imponierten. Inzwischen hatte eine arge Musik, schnarrend und quiekend, unsere Ohren gequält; sie kam von dem nahen Platze und wurde vor einem stattlichen Hause zur Feier der Hochzeit eines reichen Türken ausgeführt.

Nachdem der Offizier, in Begleitung eines Tschausch, den Besuch unseres Obmannes mit aller Höflichkeit unter unseren Oleandern erwidert hatte, begaben wir uns aus Neugier vor das Hochzeitshaus. Alsbald trat ein junger Mann aus der Thür und bat uns alle, wir möchten doch das Fest mit unserer Anwesenheit beehren. Natürlich nahmen wir die freundlich vorgetragene Einladung an und folgten dem Jüngling in den Hausflur, wo ein alter Neger und eine Negerin die Honneurs machten. Die Aufgabe des Mohren war, die männlichen Besucher am Betreten des Frauengemaches zu verhindern, in dem, umgeben von Verwandten und Freundinnen, die junge Frau während der drei Tage dauernden Feier saß; die Mohrin, eine fette, braun glänzende Person in weißen und rosa Schleiern, bot unter drolligen Verbeugungen jedem einzelnen von uns einen Kaffee an, den sie nicht ablehnen ließ. Über die schmutzige Treppe führte man uns darauf in das Zimmer des jungen Ehemannes, der, in europäischer Tracht, mit seinem blonden Schnurrbart und blauen Augen, ohne den Fez und ohne eine gewisse orientalische Weichlichkeit der Erscheinung für einen Deutschen hätte gelten können. Er stand unter der Thür, um die Glückwünsche zu empfangen, die wir mit großer Liebenswürdigkeit in unserer ihm unverständlichen Sprache an ihn richteten; er erwiderte sie ebenso charmant in dem uns unverständlichen Türkisch. Wir zogen einzeln unter Händedruck an

ihm vorbei und sahen uns dann im Zimmer um. Das geräumige Brautbett war in einer Ecke aufgeschlagen, bedeckt mit einer violetten, goldgestickten Sammetdecke und geschmückt mit blauen und weißen Musselinbinden; alle Wände, ja selbst der Plafond waren mit den Brautgeschenken und der Ausstattung des Paares behängt. Wir fanden darunter eine Menge gestickter Handtücher und Taschentücher, feine türkische Pantoffeln und französische Stiefelchen, einen wunderschönen Fuchspelz mit Überzug von aprikosenfarbiger Seide; etwa zwanzig europäische, zum Teil kostbare Gesellschaftstoiletten neben türkischen Frauenkleidern in Menge; Herrenhemden, Stehkragen, Shlipse. Als Prunkstücke aber standen auf einem besonderen Tisch zwei abscheulich gemeine deutsche Lampen von Cuivre poli und einiges Glasgerät, wie wir es auf den Jahrmärkten im Ausschuß kaufen könnten, wenn wir wollten. Unserem Anstaunen und geflissentlichen Loben dieser Schätze machte die Erscheinung einer ältlichen, dürren Griechin ein Ende; häßlich und beweglich, in europäischem, hellem Kattunkleide, eine rote Levkoje und einen Schweif von Silberlametta im spärlichen, etwa nach der Mode von 1860 frisierten Haar schoß sie zwischen uns und bahnte einer angenehmen Verschleierten den Weg, die einige Gläser Wasser und eine Schüssel Kompot auf einem Brette dahertrug. Wir mußten uns jetzt auf niedrige Divans setzen und jeder einen Löffel von dem Kompot, darauf einen Schluck Wasser

nehmen. Nach dieser Bewirtung erhoben wir uns wieder, bedankten und beglückwünschten noch einmal den Wirt und entfernten uns, vom grinsenden Mohrenpaar bis an die Thür geleitet.

Auf dem Platze hatte sich indessen das Volk versammelt, um uns zu begaffen; die Männer fast häufiger blond als schwarz und meist in der Tracht der Inselgriechen. Auf allen Dächern hockten, wie in Ägypten die Geier oder in Indien die Affen, unsaubere Weiber und Kinder, die uns nachblickten, als wir den Ort verließen.

Wir marschierten jetzt an steilen Bergen auf halber Höhe dahin, durch buschige, schöne Schluchten zum Heiligtume der Kabiren, von denen niemand mehr wußte als Goethe, vgl. Faust, II. Teil, in der Klassischen Walpurgisnacht. Die Österreicher haben hier gegraben (nachdem die Franzosen durch den Fund der „Nike von Samothrake" die Sahne abgeschöpft) und ein höchst malerisches, in den Einzelheiten freilich ziemlich unbedeutendes Trümmerfeld geschaffen. Doch zieht sich eine prachtvolle antike Stadtmauer den Abhang zum Meer hinab, und hinter ihr stehen drei sehr schöne fränkische Festungstürme. Wir folgten der Schlucht, über der sie sich erheben, und gerieten in das Thal eines munteren Baches, der unter dem Schatten der größten und ehrwürdigsten Platanen, die ich je gesehen, sich bald ins Meer ergoß — eine Stelle, den Süden atmend wie ein Gesang aus dem Homer.

Die Sonne sank, die See wurde wieder unruhig; unter der einbrechenden Dämmerung eilten wir den sandigen Strand entlang nach Kamaris und zu unseren Kähnen zurück.

Um acht Uhr hungrig aufs Schiff gekommen, bald und todmüde zu Bett. —

Hier hast du, Gottfried, das Erlebnis eines Tages; es ist kein Roman, kein Drama und keine Anekdote. Ja, erwiderst du, dann durftest du es auch nicht beschreiben! Nein, schließe ich, bei aller Einfachheit war es mir wert erlebt zu werden, und — wenn ich es recht bedenke, sein voller Nachhall mag doch wohl mit einem Akkord von Weltfreudigkeit dein offenes Ohr erfüllt haben.

Die Türken

Die Griechen von heute suchen und finden die sicherste Stütze ihres Nationalgefühls in dem angenommenen festen Zusammenhange zwischen ihnen selbst und den unsterblichen Trägern des Altertums. Es ist also nur natürlich, daß sie sich, wenn sie nicht roh und entartet sind, als glühende Verehrer der heiligen Hellas und als pietätvolle, obgleich nicht immer fähige Schützer der antiken Tradition und der antiken Überreste geberden. Als ich nun nach Kleinasien kam, das doch kaum weniger denn das europäische Griechenland eine Hüterin antiker Ruinen und Kunstschätze ist, fragte ich mich gleich, in wessen Händen diese Erbschaft dort eigentlich gehalten werde. Ohne

Zweifel in denen der Türken; denn ist auch das ganze Land mit Griechen und mit Armeniern, von anderen Stämmen zu schweigen, dicht durchsetzt, so sind doch die Türken nicht nur die politischen Herren des Reiches, sondern auch als Bearbeiter und Besitzer der Scholle durchaus in der Mehrzahl. Ich unterließ also nicht, mir ein Bild des türkischen Volkscharakters zu machen, und war erstaunt, es dem Charakterbild der Hellenen fast in jedem Zuge entgegengesetzt zu sehen.

Wenn ich die Griechen mit Kindern verglich, die unerzogen aufstreben, so machte mir das Türkentum, wenigstens in den dem Westen zugewendeten Städten, in denen ich es kennen lernte, den Eindruck eines überreifen Greises, dem die Verwandten schon bei Lebzeiten das Vermögen gefährden und damit die Kraft unterbinden.

Die Nachbarn der Türkei bedrängen sie doch sichtlich in allen ihren Stellungen, und in Europa wird daher ihre allmählich ganz unzeitgemäß gewordene Herrschaft gewiß nur gerade so lange bestehen, als es dem europäischen Konzert in die Harmonie paßt. Die echten, unvermischten Osmanen sind eben ein Volk, das sich vor der abendländischen Kultur, wo diese heranwächst, bald scheu und still zurückzieht. Sie ist ihm unverständlich durch das Neue, das sie ungebeten einführt; auch verdächtig ist sie ihm als eine verbotene Erweiterung der Gedankenkreise, da von ihren Herrlich-

keiten nichts im Koran steht. Und schließlich: wie unsympathisch berührt die für modernes Treiben stets erforderliche Behendigkeit das tief wurzelnde Phlegma des Orientalen! Wozu Eisenbahnen? fragt der Türke, ich kam ohne sie auch zum Ziele und blieb dabei Herr meiner Zeit; dem Menschen beliebt es oft zu säumen, der Dampfwagen aber säumt nicht. Und wozu Fabriken mit ihrem hastigen Fleiß? Auch ohne Unrast giebt Allah dem Gläubigen, was er ihm gönnt. Wozu überhaupt die Vermischung mit Ungläubigen, die preußischen Paschas oben und die preußischen Unteroffiziere unten; wozu die Reisen ins Ausland, die Bücher daher, und die aus ihnen quellenden Gedanken? Gott war uns auch ehedem barmherzig; aber der Padischah war mächtiger, als er noch nicht die Ratschläge der verfluchten Hundesöhne anhörte.

Und in der That wird das geistige Leben des Türken durch seine ganze Gesittung und Gesinnung in engen Fesseln erhalten. Die Bildung der Mehrzahl im Volke ist eine ungemein niedrige: sie besteht fast lediglich im Auswendiglernen von Koransprüchen. Wer ihrer viele kann und außerdem noch zu lesen und gar zu schreiben versteht, ist schon ein Softa, ein Student, und tritt bei noch etwas erweiterten Kenntnissen als Hodja, als Gelehrter, in einen besonderen Stand. Aber auch der Hodja kommt kaum über die Beherrschung des Korans und der mit ihm verknüpften Wissenschaft hinaus —

eine Materie, die freilich ein ganzes Menschenleben zu füllen ausreicht, denn aus dem Koran wird der gesamte Lebensinhalt der Moslim entwickelt und geregelt.

Diese Weisheit Mahommeds und seiner Ausleger gilt nun seit zwölf Jahrhunderten ohne wesentliche Veränderung; da sie unfehlbar ist, war sie von jeher auch unduldsam und erkannte nichts neben sich an, woraus sie sich hätte bereichern können. Durch eine mächtige Hierarchie gehütet und übermittelt, bestimmt sie also noch heute im Sinne des siebenten Jahrhunderts alle Beschäftigungen, Überzeugungen und Gedanken des Gläubigen, und zwar mit einer Genauigkeit, die die christliche Religion nur in den strengsten Ordensregeln kennt. Da sie allein das zulässige Wissen enthält und darbietet, hebt sie die selbständige Entwickelung einer forschenden, befreienden Philosophie auf; indem sie mit flacher Empfindung die Tugend gegen einen Lohn, und zwar für ein Paradies voll nur grobsinnlicher Genüsse, anbefiehlt, erniedrigt sie die Moral; auch streicht sie die Frau aus der geistigen Gemeinschaft des Mannes und beschränkt dadurch das tiefere Familiengefühl auf die Liebe zu den heranwachsenden Söhnen. Handel und Wandel, vorzüglich auch gegenüber dem Ungläubigen und nicht zu dessen Gunsten, stellt sie unter eine große Anzahl von Geboten und Verboten; endlich ordnet sie dann noch die guten Werke, die Fasten, die fünf täglichen

Waschungen und andere rituelle Gebräuche an und setzt sogar den Wortlaut und die Bewegungen bei allen Gebeten fest.

Es liegt auf der Hand, daß eine solche Religion jedem Fortschritt den Weg vertritt und weniger den thätigen Geist als hauptsächlich die Tugenden des Gehorsams, der Gelassenheit, der Wohlthätigkeit und der Sauberkeit fördert. Doch ist alles dies im Grunde sehr bequem und dem Leibe zuträglich, und man wird in keinem Bekenntnis soviel von Grund aus Orthodoxe finden als im Islam. Auch entsprechen jene Bestimmungen, zwar aus dem Geiste der Araber geboren, durchaus dem Charakter der Türken: ein Muselman, wenn anders er nicht als eine Ausnahme aufgeklärt ist, giebt sich in der That mit dem im Koran Gebotenen zufrieden und glaubt genau, was ihm die Überlieferung zu glauben gestattet. Das trennt ihn aber für immer von der europäischen Gesellschaft und Kultur.

Was man heute „Reform-“ oder „Jungtürken“ nennt, sind verhältnismäßig nicht zahlreiche Emanzipierte, eben jene ausnahmsweise Erleuchteten, die, für weitere Horizonte und Gesichtspunkte zugänglich, mit dem Glauben und den Sitten ihrer Väter gebrochen und dadurch den gesunden Zusammenhang mit dem Volke verloren haben. Und was gewinnen sie dafür? Selten etwas andres, als eine ziemlich fragwürdige Stellung innerhalb der

verderbten, halb armenischen und griechischen Beamtenwelt oder des levantinischen Handelsstandes, der meist aus halbeuropäischen Mischlingen besteht. Das Vorhandensein von solchen, oft revolutionär gesinnten Reformtürken erklärt sich aber leicht aus dem immerhin mächtig wirkenden europäischen Einfluß besonders in Konstantinopel, und es ist auch unentbehrlich, weil die offizielle Türkei sich nicht auf die Dauer von den westlichen Staaten absondern konnte und durch geeignete, geschmeidige Organe auf deren Wesen eingehen muß. Sie ist ja auch längst im Punkte von Reformen zu einer gewissen Nachgiebigkeit gegen die Großmächte gezwungen worden, die sie im Namen der Zivilisation (hoffentlich ohne Heuchelei) und zur Sicherung ihrer eigenen Interessen zu allerlei Verbesserungen unorientalischer Art zu nötigen pflegen. Solche Reformen werden freilich im besten Falle die Hilfsquellen des Landes verstärken, das Leben türkischer Christen schützen und allenfalls in der Verwaltung, besonders wenn diese in fremde Hände übergeht, einige Ordnung schaffen; die echten Moslim aber, also den Kern des türkischen Volkes, werden sie immer nur stören, belästigen, ärgern und am Ende über den Bosporus und ins tiefe Innere Vorderasiens hinüberdrängen, ohne sie im mindesten zu bessern und zu bekehren.

Eine solche Stimmung gegen die am ganzen System des Islams rüttelnden Reformen kann ich

den altgläubigen Turbanträgern und Mekkapilgern wahrlich nicht verübeln. Ich gönne dem fest auf sich Beruhenden, in sich völlig Abgeschlossenen und Befriedigten die Ruhe, auch wenn seine Grundlagen mir unvollkommen oder gar verwerflich scheinen, und würde meinerseits dem großen, uns innerlich fremden, bei seiner uralt ererbten Kultur ganz glücklichen Türkenvolke den Stillstand lassen, den es seiner Natur und seiner Religion seit so langem verdankt. Unsere westlichen Ruhmestitel und Errungenschaften sind mit so vielen sozialen Schäden behaftet und werden oft mit soviel Eigennutz und Unverstand verbreitet, daß wir wohl billig Bedenken tragen sollten, die Türken für verblendet zu halten, wenn sie von solchen Wohlthaten nichts genießen mögen. Überhaupt scheinen sie mir, ohne Vorurteil betrachtet und von gewissen Schwächen abgesehen, ein keineswegs unsympathisches Volk.

Die Grundzüge ihres Nationalcharakters sind Mäßigkeit, Anspruchslosigkeit, Ergebenheit und Milde, also Eigenschaften, die durch den Islam wo nicht begründet, doch jedenfalls neben den erwähnten Tugenden gehegt werden. Nur gelegentlich werden sie verdunkelt; im Kampfe und besonders wenn der religiöse Fanatismus aufgestachelt ist, entladet sich eine allgemeine Wut und eine Brutalität, wie sie den Orientalen in noch viel höherem Maße innewohnt als den sittsamen Söhnen des Westens. Sonst aber sucht der Türke in Frieden

seinen Weg zu gehen. Er schätzt vor allem das Behagen, das Gleichgewicht in sich und zu der Welt. Dabei ist er von Natur keineswegs träge, sondern ein ausdauernder, unter Umständen sehr eifriger Arbeiter; falls ihn jedoch nicht Habsucht oder Schulden plagen, so beschafft er gerade nur soviel als er mit den Seinigen zu bescheidenem Unterhalte bedarf. Ein Teller Reis, eine Gurke, ein Stückchen Hammelfleisch genügen ihm, wenn nur Kaffee und Tabak nicht fehlen; auf den Schmuck seines Hauses verwendet er nicht viel; und wenn er wenig verdient, so braucht seine Frau sich nicht übermäßig zu putzen. Für die Zukunft, für das Gemeinwohl zu sorgen fällt ihm so leicht nicht ein. Hat doch jeder seine Arme zunächst für sich, und Allah ist groß und gut! Der Weise lebt gemächlich, sobald sein Hunger gestillt und die Blösse gedeckt ist. Nicht unwillkommen sind ihm daher, auch zwischen der Arbeit, die beträchtlichen Pausen für die rituellen Waschungen und die Gebete; unentbehrlich ist ihm die Siesta in den heißen Stunden des Tages. Und wenn es sich irgendwie thun läßt, setzt er sich vor ein Kaffeehaus zu stiller Unterhaltung. Dieser Zustand, das ersehnte Kêf, ist ihm der idealste. Im Schatten breitästiger Linden oder Platanen neben einer Moschee, oder unter den Cypressen eines Friedhofes mit schöner Aussicht, umfächelt von reiner, kühler Luft, wie atmet es sich so köstlich! Die Quelle, der Springbrunnen

rauscht nahebei so lieblich, und anmutiger Vogelgesang ertönt von allen Zweigen: da läßt sich nur ein Narr, ein Franke, von Sorgen, Geschäft und Gesprächen stören! Der Muselman starrt ernsthaft in die blaue Luft oder beobachtet nachdenklich das Aufundniedertauchen der Rose im regelmäßig gurgelnden Wasser seines Nargileh, und nimmt dazwischen einen Schluck Kaffee oder Scherbet. Ebenso schweigsam oder in eine Schachpartie vertieft kauern Nachbarn und Freunde auf Strohmatten rings umher, und die Versammlung löst sich gewiß erst auf, wenn der Muezzin zum Gebete ruft. Ein ähnliches Kêf bietet die Ruhe nach dem fast täglichen warmen Bade: hat man sich dort hinreichend dünsten, kneten, reiben, seifen und spülen lassen, so folgen die erwünschten Stunden der faulsten Beschaulichkeit.

Wir halten solche Gewohnheiten für unmännlich, aber sie tragen doch wenigstens zur Entwickelung einer entschiedenen Gutmütigkeit bei. Wie man selbst so behaglich lebt, läßt man auch andere allenfalls leben. Mit herzlicher Bereitwilligkeit erfüllt daher der Türke das Gebot des Wohlthuns an Kranke und Bedürftige: er giebt dem Bittenden gern und viel. Er hält darauf, sich schmerzlos und ohne Aufregung zu fühlen: daher behandelt er seine Diener und Sklaven menschlich und seine Freunde mit großer Höflichkeit und vielen Rücksichten. Seine Haustiere plagt er nie, er tötet

auch nicht, was ihm von Gewürm und Ungeziefer in den Weg kommt. Er verabscheut das Vergnügen der Jagd, und gefangenen Vögeln schenkt er die Freiheit. Kinder liebt er sehr und freut sich an ihrer Heiterkeit und ihren naiven Scherzen, wie er denn ein Verehrer der Natur in jeglicher Form ist.

Außer seinen Vergnügungen, seinem Geschäfte, das er in altväterischer Beschränktheit treibt, seinen religiösen Übungen, denen er sich voll Inbrunst hingiebt, und seiner Furcht vor gewaltthätigen und bakschischsüchtigen Beamten bekümmert sich der echte Türke um weniges in der Welt. Die Ungläubigen meidet er mit Kühle, wenn er ihrer nicht bedarf; in schlimmer Laune speit er vor oder hinter ihnen aus, aber in der Regel zeigt er sich gegen sie gleichgiltig und duldsam. Die Teilnahme an den modernen Wissenschaften, an politischen Bewegungen im Sinne einer systematischen Entwickelung des Staatslebens ist ihm natürlich unbekannt, und er läßt die Regierung des Sultans, seines absoluten Oberhauptes, mit allen ihren Schwächen und Mißbräuchen ruhig über sich ergehen; sie ist ihm Schicksal und ihr sich zu entziehen fällt ihm selten von selbst ein. Führt ihn der Zufall oder eine Anwandlung von Ehrgeiz unter die Beamten, so wird er ohne große Gewissenhaftigkeit die Vorteile seiner Stellung ausnutzen, aber von der Gelegenheit zu energischerer Thätigkeit wenig Nutzen ziehen: war er ein Alt-

türke, so bleibt er auch im modernsten Amte der patriarchalische, schwerfällige, in das Bestehende ergebene, dem Fortschritt abholde und innerlich nicht tief entwickelte Vorderasiat.

Kein Wunder · also, daß alle einträglichen Unternehmungen im Reiche den betriebsamen Armeniern, Griechen, Levantinern und Ausländern zufallen, und daß diese und die Reformtürken, die sich auf den höheren, nach fremden Mustern eingerichteten Fachschulen und im Auslande gebildet haben, allmählich die wirkenden Kräfte im Staate werden. Aber niemand wüßte zu sagen, wohin sie eigentlich das lecke Schifflein steuern, und Segensreiches haben sie bis jetzt noch nicht viel geschaffen.

Der Unterschied zwischen dem unvermischten und dem modernisierten Türkentume zeigt sich sehr deutlich an den Stadtvierteln, in denen das eine oder das andere sich angesiedelt hat. In manchen Orten, besonders in Konstantinopel und in größeren Handelsstädten wie Smyrna und Saloniki, verdrängen ganz europäische Quartiere die türkischen in die Vorstädte hinaus; in anderen jedoch, z. B. in Manissa, dem alten Magnesia am Sipylos, oder in Brussa, der ersten Residenz der osmanischen Sultane am Fuße des mysischen Olymps, tritt uns trotz der auch hier vorhandenen griechischen, armenischen und jüdischen, aber bescheidenen Viertel der Charakter echt alttürkischen Wesens rein entgegen. Beide Städte erfreuen sich einer landschaftlich

wunderbar schönen Lage, schon durch diese auf den Natursinn der Türken hinweisend, obgleich sie antike Gründungen sind. Denn sie steigen, Manissa aus der Ebene des Hermos, Brussa aus der des Odryses, von Gärten umgeben und von mächtigen Bäumen ganz durchsetzt, die Hügel sanfter Vorberge hinan und weiter hinauf an aussichtsreichen Abhängen empor und bilden auf diese Weise ihre ursprüngliche Anordnung mit Geschmack und Verständnis weiter aus. Über dem Gewirr von aneinandergeschobenen, unregelmäßigen Schindel- und Ziegeldächern erheben sich dabei zahlreich die großen bleigrauen Kuppeln der Moscheen, flankiert von hohen und spitzen Minarets und oft begleitet von den reihenweise sich anschließenden Kuppelchen der zugehörigen Schulen und Klöster: sie verleihen dem Stadtbilde ein Profil von Mannigfaltigkeit und Eigenart. Und was der äußere Eindruck an Malerischem verspricht, finden wir im Innern der Stadt gehalten, ins einzelne übersetzt und gesteigert. Allerdings herrscht auf den Plätzen und Gassen eine ärgerliche Unsauberkeit, aber wir sind ja im Orient und wissen außerdem, daß bei Tage die reinlichen Türken mit ihren Überschuhen die Fährlichkeiten sehr geschickt zu überwinden pflegen, während des Nachts die Tausende von wilden Hunden die Verminderung des Unrates besorgen; wir beachten also das Widrige nicht und blieben nun am liebsten bei jedem Schritte stehen, um die

überraschenden, stets neuen, mit Macht auffallenden Straßenbilder in uns aufzunehmen.

Vielleicht sind wir zunächst in eins der einsamen Gäßchen in den Vorstädten geraten. Hier ist es ganz still; wir gehen lange zwischen hohen verwahrlosten Gartenmauern dahin, über die Granatbüsche und die Gipfel von Feigenbäumen, Oliven und Cypressen aufragen, ganze Ströme von Schlingrosen herabfallen. Von Zeit zu Zeit ein verwittertes hölzernes Thor, ein hölzernes Häuschen am Wege, die Fenster zwar dicht verblendet mit hölzernen Gittern, aber alles freundlich angestrichen, gelb, braun, rosa, blau, ein lustiger Anblick, der durch das Verwischte und Verblichene der Farben zum Gemütlichen gedämpft wird. Vor den halb offenen Thüren spielen Kinder, die uns ländlich-neugierig anstarren, schüchtern, wenn sie einzeln, dreist und vorlaut, wenn sie in der Mehrzahl sind. Frauen, in den dominoartigen Überwurf gehüllt und den Kopf bis auf die Augen in weißen Schleiern verborgen, eilen scheu an uns vorbei, auf der Schattenseite sich haltend, und verschwinden in irgend einem Durchgang oder in einer Pforte, die sich auf ihr hastiges Klopfen geräuschlos öffnet und ebenso schließt. An einen Pfosten gebunden wiehert ein sorgfältig aufgezäumtes, gut gehaltenes Pferd — neben dem Esel das häufigste Verkehrsmittel in diesen Städten — nach seinem irgendwo säumenden Herrn. Nicht viel weiter läßt ein kunstvolles Eisen-

gitter den Blick in einen heiligen Garten frei: hier stehen Grabkapellen von Sultanen oder anderen Großen ihrer Zeit unter majestätischen, ernsten Bäumen in einer duftigen Wildnis von dunkelgrünen Myrten und von Rosen, gebadet in funkelndem Sonnenlicht und umrauscht von Springbrunnen, die den Gläubigen tränken sollen.

Jetzt biegen wir um eine letzte Ecke, und die erste Gasse des Bazars empfängt uns. Nichts im Orient ist dem europäischen Neuling merkwürdiger als solch ein Bazar. Er beansprucht für sich ein ganzes Stadtviertel und besteht aus einem System von überwölbten oder mit hölzernen Dächern bedeckten Straßen, die mit kleinen Plätzen und mit offenen, nur von Weinlauben oder, je nach dem Wetter, von Sonnensegeln überspannten Gängen abwechseln. Alle diese Galerien und Gassen werden von ununterbrochenen Reihen von Kaufläden gebildet, die ihre Auslagen auf niedrigen Tribünen oder Tischen vor sich ausbreiten und in ihrem offenen, meist thür- und fensterlosen Innern die übrigen Schätze oder die die Waren anfertigenden Handwerker sehen lassen; sie werden während der Gebetszeiten und natürlich auch nachts geschlossen und sorgsam bewacht. An jenen kleinen Plätzen aber liegen die Eingänge zu den Châns, den oft sehr ausgedehnten Packhöfen und Niederlagen der Ballen, die von den Karawanen aus dem Inneren des Landes herbeigeführt werden; neben ihnen

finden sich Ställe für die ankommenden Kamele, Quartiere für das Personal, und für die Gebete gewöhnlich auch eine kleine Moschee, um den benachbarten Kaufleuten den Weg zu den entfernten Stadtmoscheen zu ersparen. Vor einer solchen Djami fehlt dann nie der Brunnen für die sich Waschenden und für die Durstenden, und ebensowenig wird man dort ein Kaffeehaus vermissen, vor dem jeder, der über zehn Para verfügt, sich unter den unentbehrlichen alten Bäumen an Limonade aus Schnee und Fruchtsaft oder an einer Wasserpfeife erquicken kann.

Und einer solchen Erholung bedürfen wir leicht, denn die Wanderung durch die Labyrinthe des Bazars pflegt ebenso anstrengend zu sein, als sie ergötzlich und den malerischen Sinn erregend ist. Überall umgiebt uns Gedränge, zwar nicht lärmend und tobend, aber doch fühlbar; von einem Wagen wird es nur selten, oft dagegen durch Reiter und durch beladene Lasttiere vermehrt. Ein eigentümlicher Anblick, wenn in dem Halbdunkel, das in diesen Hallen fast überall herrscht, plötzlich ein Zug von Dromedaren auftaucht: einen Führer auf flinkem, schellenbehangenem Maulesel an der Spitze durchschneiden sie, weit und elastisch ausschreitend, die Menschenmenge und lassen ihre blasierten Blicke gleichgiltig über deren Köpfe wegschweifen, phantastisch aufgeputzt, monströs in ihrer Häßlichkeit und bei alledem höchst selbstbewußt und ehrbar. Kaum sind

sie vorbei, so stellt sich uns der Schlepper eines Geschäftes in den Weg: er hält uns irgend einen auffallend schönen Gegenstand, einen kleinen Teppich, einen Dolch, ein Schmuckstück vor die Augen und fordert uns zudringlich auf, im Laden seines Auftraggebers einen Handel anzuknüpfen. Die Läden sind nach ihrer Gattung straßenweise geordnet, sodaß die Juweliere, die Messerschmiede, die Klempner, die Droguisten, die Drechsler, die Schreiner, die Fezarbeiter, die Teppichmacher, die Seiden-, Stoff- und Quincailleriehändler, die Antiquare und die Trödler immer zusammenhausen. Man stelle sich vor, welch ein Wetteifer dadurch geschaffen wird! Ich handle an einem Laden: sofort erlauscht die ganze Gasse meine Wünsche und eilt mit entsprechenden Waren herbei, um mich womöglich dem ersten Kaufmann abspenstig zu machen. Wer gewitzt ist, kann diesen Umstand benutzen und den geforderten Preis bis auf ein Sechstel und noch tiefer hinunterdrücken — ein Verfahren, das von den schmerzlichsten Redensarten der Kaufleute begleitet wird, aber sie doch nie schädigt. Die meisten der Bazarhändler sind übrigens Griechen, Juden und Armenier; die Türken befinden sich in der Minderzahl und geben sich im ganzen selten mit einem der minder einfachen Handelszweige, wie dem Bankwesen, dem Import ausländischer Waren oder dem Trödel ab. Sie verkaufen gewöhnlich Naturprodukte und selbstverfertigte Sachen, also

Früchte, Getreide für den Hausbedarf, Kräuter und Erzeugnisse des schlichten Handwerks. Auch bewahren sie stets eine gewisse Zurückhaltung, lassen die Käufer ungeschleppt herantreten und behandeln sie mit großer Ruhe und mit gemessener, wenn auch ausgesuchter Höflichkeit. Das beste Mittel, ihr Vertrauen zu erwerben und sie desto blutiger übers Ohr zu hauen. Niemand wird ihnen dergleichen verdenken, denn im Orient wird eben jeder, der sich betrügen läßt, von jedem betrogen.

Endlich entwinden wir uns dem Bazar mit den narkotischen Düften seiner Gewürzlager, mit dem Schimmer seiner Stickereien und Seidenstoffe, mit dem Glanz seiner Waffen und Messinggeräte — und geraten in eine der Hauptstraßen der Stadt. Sie ist breit, aber zumeist auch nur von Holzhäusern, unregelmäßig angeordneten und ungleich hohen, gebildet, von Häusern, deren Fenster ganz oder halb verblendet sind, und die deshalb außerordentlich tot wirken müßten, unterbrächen nicht Erker und mancherlei winklige Motive ihre Fassaden. Auch wird die Straße von Bäumen beschattet, die eben nirgends fehlen, wo Türken sich behaglich fühlen wollen, und unter dem von der Sonne durchdrungenen Laubdach erscheint das lebhafte Volksgewühl doppelt malerisch. Garköche, die große Fleischstücke und gebackene Fische, gedämpfte Artischocken oder Kuchen frisch vom Feuer weg anbieten, Geldwechsler, Barbiere, Rosenkranzhändler, Gärtner und

wer noch sonst schlagen hier ihre Stände auf und vermehren das Gedränge, indem sie den Verkehr stauen. Hier wird man die Buntheit der alttürkischen Kleidung recht gewahr: im Gegensatz zu den Insel- und Küstengriechen, die im allgemeinen ruhige und dunkle Farben und einen schablonenhaften, streng nationalen Schnitt wählen, unterwerfen sich die Türken der Form nur im allgemeinsten und ziehen die hellsten Farben, die streifigsten und blumigsten Muster allen übrigen vor. Stoffe, wie wir sie vor einigen Jahrzehnten zu billigen Vorhängen und Möbelbezügen verwendeten, gedruckte Kattune, Zitz und dergleichen werden hier für die schlafrockähnlichen Kaftans, für die kurzen, weitärmeligen Jacken, die faltigen, aber unterhalb des Knies eng anschließenden Hosen, die Gürtel und die Turbanbinden geschätzt, und ich muß gestehen, daß die originellen und kühnen Zusammenstellungen von vergißmeinnichtblau, rosa, schwefelgelb, saftgrün, hellbraun mich nie beleidigt haben. Für seinen Geschmack beansprucht der Türke, so eingezwängt und beschränkt er sonst lebt, eine vollkommene Freiheit, und bei seiner feinen Begabung für Farben und Ornamentik mißbraucht er sie nicht. Dafür ist ihm aber auch die in der Beamtenwelt eingeführte europäische Tracht und vor allem die ebenfalls europäische Uniformierung des Heeres durchaus verhaßt. Von der Tyrannei der dunkeln Farben abgesehen stimmt sie auch durchaus nicht zu dem

orientalischen Typus, der bei jungen, heldenhaften Gestalten eine gewisse flotte Phantastik der Kleidung und bei gesetzteren Leuten die Behaglichkeit des Schlafrocks fordert, zu der denn auch der wohlgepflegte, lange Vollbart paßt. Ein solcher Vollbart ist überhaupt jedem unentbehrlich, der die Periode des verwegenen Schnurrbartes hinter sich hat; ein Mollah ist ohne ihn gar nicht denkbar, da er den Ausdruck der Würde und der Seelenruhe steigert. Seine Verunglimpfung durch einen Widersacher ist die am tiefsten empfundene Beleidigung, und andererseits soll es ja keinen höheren Schwur geben als den beim Barte des Propheten.

Ein Volk, das eine Aristokratie des Geistes so wenig kennt wie eine des Blutes, bei dem die Unbildung ganz allgemein ist, bei dem es nur in wenigen Familien eine Art von Tradition giebt, und wo vor dem Sultan auch der höchste Beamte wie ein Sklave rechtlos dasteht, ein solches Volk hat natürlich weder Interesse noch Sinn für Geschichte, am wenigsten für die fremdartige der ihm fremden Völker. Geschichte ist die Entwickelung der Menschheit nach den sie leitenden Ideen; wo diese Ideen so wenig geklärt sind wie in der Türkei, deren Geschicke im einzelnen oft bloß von Widersinn und Zufall gelenkt zu werden scheinen, da wird man schwerlich Respekt vor der Geschichte und ganz gewiß nicht vor dem Träger der klarsten Ideen, vor dem Altertume finden. Die Antike ist dem Türken höchst

gleichgiltig in ihrer Bedeutung für die Vergangenheit Europas: er stammt ja aus Asien und hat von dort mitgebracht, was allein ihm frommt, den arabischen Koran, der von den Thaten der Familie Mohammeds enthält, was ihm wissenswert ist, und von Gedanken soviel, als er etwa zur Ausfüllung seines Lebens bedarf; der antiken Kunst aber ist er sogar feind, weil sie die ihm verbotene und unheimliche Darstellung belebter Wesen als Hauptaufgabe der Skulptur betrieb und in der Architektur Gebäude schuf, die den falschen Göttern geweiht waren und von dem festgesetzten Schema der Moschee sich unterscheiden. Es ist also ganz selbstverständlich, daß die Türken antike Kunstwerke zerstörten, wo sie ihnen begegneten und es ihnen paßte; aber ich bezweifele, ob sie dadurch mehr vernichtet haben, als etwa die Griechen in Griechenland selbst, oder als die Bilderstürmer in den Niederlanden und anderswo auf ihrem Sündenregister verantworten müssen. Denn auch in Kleinasien ist die Antike an vielen Orten tief unter die Erde gegangen und in jahrhundertelanger Einsamkeit vergessen worden; und es mag wohl sein, daß der offizielle Schutz, den die türkische Regierung ihr seit einigen Jahrzehnten angedeihen läßt, sie eigentlich erst recht zu gefährden begonnen hat, da er das Mißtrauen und die Habgier des Volkes weckt.

Offenbar aber hat die Antike, in allen Teilen Kleinasiens wurzelnd, einen älteren Besitztitel auf

das Land als die trotz aller beschränkten Bravheit ihrer Nachfolgerschaft immerhin unwerten Türken. Und so wurde ich dort nirgends den Eindruck los, es werde der ehemals im Geiste blühende Boden den geistlosen Eindringlingen einmal wieder entrissen werden, und die Tage ihrer Herrschaft über diese Gegenden seien schon gezählt.

Altjonische Städte

Nicht oft in meinem an Selbstbeobachtung nicht armen Leben habe ich mich so gründlich als Dilettanten ertappt, wie auf der Fortsetzung dieser meiner griechischen Reise nach Kleinasien hinein; und obgleich ich den Lebensdilettantismus an sich nicht schelten darf (vielmehr verteidige ich ihn überall — und mag ihn insgeheim nicht immer leiden, weil er mir selbst zu tief im Blute steckt), so gab er mir für meinen Fall doch einiges zu denken auf.

Zur Ergänzung meiner Kenntnisse und Anschauungen über die Antike hatte ich, wohlvorbereitet, eine Reihe von Monaten verwenden wollen, und

hatte diesem Zwecke zulieb meine andern Arbeiten, die Pflichten des Amtes und alle übrigen gewohnten Beziehungen des Lebens unterbrochen und geopfert. Schon in Griechenland teilte sich aber meine Aufmerksamkeit sehr ungleich zwischen der zudringenden, fesselnden Gegenwart und einer Vergangenheit, die sich nicht ohne Zurückhaltung finden ließ und daher verhältnismäßig wenige Stunden ganz für sich eroberte. Wollte ich Ruinen studieren, so gingen meine Augen in die Landschaft durch, nachdem ich das erste wissenschaftliche Interesse befriedigt hatte; stand ich vor Statuen, so entfernten sich die Gedanken von dem durch die Litteratur ihnen vorgezeichneten Wege und woben an allerlei privaten, eben dilettantischen, mich aber doch bestrickenden und erfüllenden Ideen. Immerhin stellte sich in Griechenland ein gewisser Zusammenhang zwischen meinen ursprünglichen Absichten und der täglichen Leistung noch überall her, und die bunte Gegenwart wurde vom großartigen Geiste der Vergangenheit am Ende gewöhnlich doch noch überwältigt. Als ich aber unter die Türken kam, in eine Welt, die selbst von der halbasiatisch-hellenischen noch sehr verschieden und in jeder Beziehung widereuropäisch ist, da war es mit dem wissenschaftlichen Sinne ganz vorbei, und die staunende Weltfreude und das schwelgende Auge behielten unter den neuen Wundern allein die Oberhand. Wie eine Vision also, nicht wie etwas durchgearbeitetes, liegen die altjonischen Städte hinter

mir, die ich damals noch durchstreifte; und weil diese Vision mir gar so schön erschien, will ich versuchen, auch sie in Worte zu fassen — und sollte das auch wiederum nichts anderes ergeben als einige Landschaftsbilder. Indessen werde ich nur weniges von dem, das ich sah, hier wiedererwecken, und so diene es denn zur Ergänzung des von griechischen Orten Erzählten.

Zum erstenmal auf die Erde unserer arischen Urheimat — wenn es erlaubt ist, ihren Begriff von Zentralasien bis auf diese Küsten zu übertragen — setzte ich meinen Fuß am Strande der Besikabai, wo ich landete, um einen Ausflug nach Bunarbaschi und nach Ilion anzutreten. Der Eindruck der Gegend dort war der einer großen Weiträumigkeit; die lange und breite Ebene des Skamander, teils versumpft, teils kultiviert, auch von Macchien bedeckt und mit Laubpflanzungen bestanden, giebt mit den flachen Hügelreihen, die sie durchziehen, und mit dem Idagebirge als fernem Hintergrunde viel umfassendere, aber nicht eben bedeutendere Horizonte als die meisten der mir bekannten Ebenen Griechenlands, in denen sich bei der ausdrucksvolleren Bodenbildung gewöhnlich ein besondres Motiv energisch und vordringend zur Geltung bringt. Denselben Eindruck der Weiträumigkeit hatte ich auch in anderen kleinasiatischen Gegenden, z. B. bei Brussa, und nicht minder in den Thälern des Hermos, des Kaystros und des Mäander.

Im Thale des Hermos freilich fehlt es nicht an einem besonderen Motiv. Dort nämlich liegt Sardes, die ehemalige Hauptstadt von Lydien, heute ein elendes Dörfchen bei weitverstreuten Ruinen, und die Landschaft ringsum haftet mir am festesten von allen in der Erinnerung. Man gelangt nach Sardes mit der Eisenbahn, die von Smyrna in den Osten geht, zunächst aber den kolossalen, schluchtenreichen Gebirgsstock Sipylos west-nördlich umfährt. An einer Felswand dieses Sipylos will man das Steinbild des untröstlichsten Mutterschmerzes, der Niobe mit nie versiegenden Thränen, erkennen, und nicht weit davon krönen die Reste der Tantalusburg einen Felsengipfel, während die Stadt des frevelhaften Mäonierkönigs im nahen Saloësee verschlungen liegt. Aus diesem Gebiete tragisch-heroischer Sage kommen wir in das des reichen, sich glücklich wähnenden Krösos, das sich durch Bergketten von seltsamster Gestaltung ankündigt. Die wilden und waldigen höheren Gebirge südlich vom Hermos entlang laufen mäßig hohe Lehmberge, lebhaft braun in der Farbe, durchsetzt mit horizontalen Lagen von Kieselsteinen und nur spärlich, an wenigen Flächen, bewachsen. Diese Berge wurden wahrscheinlich von häufigen Erdbeben erschüttert, gespalten und zum Teil zusammengeworfen; in ihre Risse drang der Regen ein und vergrößerte diese mit der Zeit durch kräftiges Spülen zu Schluchten. So entstanden an der Wetterseite fast senkrecht aufsteigende Wände

von bedeutender Höhe, die oft vom Firste des Berges bis hinab zu den Vorbergen reichen und vor- und zurücktretend sich gliedern, je nachdem einzelne ihrer Teile vor der Verwitterung geschützt oder ihr besonders ausgesetzt waren. Haarscharfe Grate, phantastische Zackenzüge bilden daher die Umrisse, und von dem Berge ganz abgelöste Lehmkegel, bald Nadeln, bald Türmen, bald Termitenbauten ähnlich, stehen wie Vorposten vor den Wänden; hier und da hat selbst nur ein flach liegender breiter Stein oder ein gut wurzelnder, dichtästiger Baum seinen kleinen Bereich geschützt, sodaß ringsum alles dem Wasser zum Opfer fiel, und er allein auf dem Boden, den er deckt, in der ursprünglichen Höhe seines Standortes, wie das Kapitell auf einer Säule, thront. Gegen die Ebene hin haben diese Berge allmählich ein Vorland gebildet, und zwar durch die abschüssigen, gefurchten, sehr krausen Deltas der Lehmbäche, die sich bei Unwettern hinabergießen: so erwachsen, scheinbar, ihre wunderlichen Gestalten aus ebenso wunderlichen Wurzeln.

Aber dies alles bliebe eben nur wunderlich, verbände sich nicht ein neues, nicht weniger außerordentliches Motiv mit ihm zu einem einzigartigen Ganzen. Jenseits nämlich des Hermos, der gelb und strudelnd durch die Felder und die Tamariskengestrüppe seiner Ebene fließt, zwischen ihm und dem sumpfigen Gygessee, und um diesen herum, breitet sich auf leicht erhöhtem Rücken die Totenstadt von Sardes aus.

Was bedeuten die Reste der sardischen Hochburg, die Ruinen der Stadtmauer, des Theaters, des angeblichen Gymnasiums, was selbst die Säulen des Kybeletempels und der geheimnisvolle, lange gewölbte Gang des Krösos gegen diesen Hünenfriedhof? Als hätten sie mit den Lehmkegeln ihrer Berge wetteifern wollen, so häuften verschollene Geschlechter ihren Königen und Helden hier Hügel bei Hügel — ich zählte ihrer gegen siebzig große, und es mögen der kleineren mehrere Hunderte sein; Hügel, deren höchste wohl dreißig Meter hoch sind, und die, ob auch heute zum Teil verfallen, geöffnet und zerwühlt, mit monumentaler Beredsamkeit von der Größe der lydischen Vergangenheit erzählen. Eine ungeheure Einförmigkeit beherrscht diese weltverlassene Öde, diese kunstlosen und eigentlich nur durch ihre bedeutungsvolle Menge aufregenden Denkmale. Sah ich drüben an den Bergwänden den Elementen bei ihrem zerstörenden und schaffenden Wirken ins Auge, mit jenem stillen Schauder, dem der Mensch im Angesichte der enthüllten Natur ja immer erliegt, so hatte mir hier die Geschichte ein Zeugnis ihres Waltens hinterlassen, und zwar mit einer Energie, die mir wie eine Elementargewalt die Seele bewegte. Der Verstand pflegt oder lernt die Entwicklung langer Perioden, den notwendig erfolgenden Wechsel der Zeiten, leidenschaftslos zu verstehen, und ich bezweifle überhaupt, daß die Schicksale der lydischen

Herrscher, ihr Emporkommen und ihr Niedergang, die Anekdote von Krösos und Solon eingeschlossen, noch irgendwen aus der Fassung bringen: aber der sinnfällige Anblick, vielmehr der auf diese kaum übersehbare Nekropole mit grausamer Ironie zusammengedrängte Eindruck ihrer einstigen Macht, ihrer Dauer und schließlich ihrer Vergessenheit, der steigert denn doch die Empfänglichkeit und übersetzt das längst schon gleichgiltige Schicksal des Alyattes oder des Krösos in das nicht mehr gleichgiltige der Menschheit und des Menschen.

O Widerspruch! Die Beobachtung von wohlgezählten zwölf, mit halbflüggen Jungen gefüllten Schwalbennestern unter dem Dach des Bakkali von Sart und ihres Geschwätzes voll unauslöschlicher Heiterkeit und Lebenskraft vertrieb mir gar bald die erhabene Melancholie, und ich freute mich jetzt eifriger über die gefräßigen Geschöpfchen, als ich vorher an der Lösung des Welträtsels mich geplagt hatte. Das geringfügigste Leben bedeutet am Ende mehr als der unfruchtbare Tod, und bei meiner Flasche Sisibê — so nennt man hier das englische Gingerbeer —, umgeben von griechischen Erntearbeitern, die wegen ihrer vierzigtägigen Fasten bei einem Abendessen von Bohnen und Kaffee aushielten, versetzte ich mich in stillvergnügte Gedanken an meinen Garten zu Wolfsberg, wo das Zwitschern und Locken, das Sprießen und Blühen eben jetzt im schönsten Gange sein mußte, und wo noch keine Ahnung vom

Herbst und vom Tode die freudige Welt durchwehte.

„Ayasulúk." So türkisch ist der Name des alten Ephesos geworden, und türkisch ist denn auch die ganze Stätte in der Ebene des Kaystros. Vom großen Tempel der ephesischen Diana, dem Artemision, sieht man in Schilf und Dornen verborgen nur einige Fundamente, Basen und Marmorblöcke; und von der späteren Stadt, die die Österreicher seit kurzem mit Eifer ausgraben, verlieren sich die Spuren bis auf einige kolossale Gebäude, die fast unheimlich hervorragen, in weiten sumpfigen Wiesen und an den Abhängen der Berge, wo erst bei näherem Zuschauen die klug geführte Stadtmauer und das mit kostbarem Marmor geschmückte Theater und anderes doch imposant genug ins Auge fallen. Auch eine Wasserleitung aus römischer Zeit, die mit zahllosen hohen Pfeilern — die Bogen sind fast ohne Ausnahme eingestürzt — von ferne herankommt, zeugt noch für die Bedeutung des Ortes im Altertum, sonst aber triumphiert der Halbmond über dasselbe und über die eifrige Christengemeinde, an der Sankt Paulus jahrelang wirkte, und der er auch seine Epistel schrieb. Das kleine Türkendorf hat sich zwischen den letzten Pfeilern des Aquäduktes angesiedelt. Es ist der Rest einer schon längst wie die Stadt des Altertums verschwundenen, mittelalterlichen Türkenstadt, die durch ihre hochgelegene Festung geschützt wurde. Ich bestieg den Burgberg

und gelangte durch das zerfallende Thor zwischen wehrhaften Türmen in weite Höfe, die von Trümmern erfüllt und meist noch von tüchtigen Mauern umzogen sind. Eine köstliche Wildnis, in der über gewaltigen Blöcken von umgestürztem Ziegelmauerwerk und über Haufen von antiken, hierher verschleppten Bausteinen Strauchwerk und Blumen wuchern! Hier haben das Feuer und vor allem die Erdbeben gehaust; auch die Moschee der Festung haben sie vernichtet, und nur das Grab eines Heiligen ist vor der Zerstörung bewahrt geblieben oder nach ihr wiederhergestellt worden. Unter einer schönen Karrube liegt in einem Kreise von Steinen der Schaft einer antiken Säule als Denkmal, und unzählige Wollfäden flattern als Votivzeichen frommer Pilger am Stamm des Baumes und an seinen unteren Zweigen in die Lüfte. Die Aussicht von dort umfaßt die herrliche Ebene, mit ihren kraftstrotzenden Feigenbaumpflanzungen und gut gehaltenen Feldern im oberen Teile und nach unten gegen das Meer zu, wo der alte künstliche Hafen von Ephesos längst versumpft und überwachsen ist, mit ihren endlosen Wiesen, auf denen Herden von Rindern und Kamelen weiden. Von hier mag man auch die Größe der ehemaligen Türkenstadt ermessen: die Ruinen ihrer Moscheen liegen weit um das heutige Dorf herum. Die größte von ihnen ist aber die Selimieh, ein Werk, dessen Maße und prachtvolle Ausführung selbst in Konstantinopel auffallen müßten.

Sie ist zwar hauptsächlich aus den Steinen des Artemisions errichtet und prangt mit Riesensäulen von Granit, die nicht die Hände von Gläubigen zurechtgehauen haben, aber ihre Anlage mit dem großen Vorhof, mit dem Minaret an der einen Front, mit den beiden flachen Kuppeln über dem Mittelraume und den kühnen Bogen ihres Trägersystems ist so rein orientalisch, wie es die orientalische Baukunst überhaupt sein kann, und ebenso echt sind die Reste schöner Majolikabekleidung, die man noch in den Zwickeln der Vierungen bemerkt. Eine großartige Ruine also, neben der die kleinen Moscheen wie geräumige Backöfen aussehen, bei denen man einen mit Ziegelsteinmustern phantastisch verzierten hohen Schornstein errichtet hätte. Aber wie malerisch ist solch eine Djámisi in ihrem verfallenen Zustande! Auf allen Vorsprüngen ihrer Mauern, auf den Gesimsen und in den Fensterhöhlen wurzeln üppiges Gras und kleine Gesträuche; Störche, die auf jedem der Wasserleitungspfeiler nisten und unaufhörlich klappern, haben ihre Nester auch auf ihnen angebracht, wo es irgend möglich war. Alte Platanen oder Karruben stehen dicht neben der Djami, vom überlaufenden Wasser des Wasch- und Trinkbrunnens reichlich getränkt. In ihrem Schatten versammeln sich mittags die von der Arbeit heimgekehrten Kamele, eng zusammengedrückt, den Kopf nach dem Stamme gekehrt, um der Sonne möglichst auszuweichen; am Abend schwatzen

unter ihnen müßige Männer, und verschleierte türkische und unverschleierte, finster blickende jüruckische Weiber, die ihre Krüge zu füllen kamen, erwarten ihre Reihe. Nicht weit davon liegen ärmliche Wirtschaften mit Veranden von Lorbeerzweigen, unter denen sich ein geschäftiges Treiben mit Schmoren und Backen bis tief in die Dunkelheit hinein vollzieht; und abermals ein paar Schritte weiter, gegen den Bahnhof zu, erblickt man das vollständig europäische Gasthaus des Janni Karpusa, eines Smyrnioten, dessen Falstaffgestalt seinen Namen (Wassermelone) verhängnisvoll rechtfertigt.

Dieser Karpusa erhält sich von den Fremden, die häufig von Smyrna herüberkommen, um zwischen zwei Zügen das alte Ephesos mit Führern zu besuchen. Wieviele von ihnen mögen es gefunden haben? Denn um aus dem vorhandenen Spärlichen ein anschauliches Ganzes zurechtzustellen, dazu bedarf es gerade hier, bei der unübersichtlichen, zersplitternden Weiträumigkeit des Gefildes und bei dem Vorwiegen des malerischen Türkentumes, einer Phantasie, wie ich sie den wenigsten Reisenden zutraue. Besser vielleicht beschränkt man sich, auch bei längerem Verweilen, auf den Genuß der reizvollen Gegenwart und wird reichlich auch durch sie belohnt.

Wie märchenhaft antik steht mir dagegen Magnesia in der Erinnerung, Magnesia in der Ebene des Mäander, die dieser launische, vielgewundene Strom bald auf diesem, bald auf jenem Wege durch-

eilt, um seine verlassenen Betten alsbald mit Oleandergebüschen erfüllt zu sehen! Auch hier lag ein vielgerühmtes Artemision, dessen Haupttempel, das Prachtwerk des Hermogenes, die Deutschen unter Humann in seinen Fundamenten und mit dem Chaos seines noch übrigen Materials an Quadern, Simsstücken, Säulentrommeln und jonischen Prachtkapitellen freigelegt haben. Dieser gründlichst zerstörte Koloß war mir indessen, ästhetisch betrachtet, ein edler Trümmerhaufen wie andere mehr, z. B. wie der Zeustempel von Olympia, und die Achtung, die ich ihm zollte, galt vornehmlich der musterhaft durchgeführten Ausgrabung: der Besuch der nicht vollendeten, sondern leider aufgegebenen Ausgrabung der städtischen Agora jedoch blieb mir wiederum als einer jener Eindrücke, von denen man zehrt, so lange sich der schweifende Geist an Bildern vergnügt.

Eine Julimittagssonne brannte auf die baumlose Fläche nieder, als ich mit drei gelehrteren Reisegenossen vom Artemision her, an den jonischen Propyläen vorüber, der genannten Agora zustrebte. Wie zu Ephesos sind allerlei massive Ruinen, Teile der Stadtmauer, ein Theater u. s. w., über die Ebene und an den nächsten Hügeln verteilt und ziehen von weitem den Blick auf ihre schwerfälligen, dunklen Unformen. Nicht ihnen aber galt unser erstes Suchen, sondern mühselig durch das von unbequemen Gräben durchschnittene Terrain, zwischen

übermannshohen Disteln von prachtvollem Bau uns hinquälend, marschierten wir nach einem vorläufig noch unsichtbaren Ziele. Aber da lag es ganz plötzlich zu unseren Füßen: wir standen unversehens auf dem Rande der tiefen Aushebung, die in dem massenhaft angewachsenen Humus nötig gewesen war, um die Sohle der alten Stadt, das Pflaster ihres Marktplatzes, zu erreichen, und blickten hinab auf das unerwartete Architekturidyll.

Zunächst zeigten sich noch die halbhohen Mauern einiger regelmäßiger, geräumiger Gebäude von vorzüglichem Quaderwerk. Ihre Außenseite entlang lief ein Säulengang, von dessen dorischen Säulen sich die untersten Trommeln in der richtigen Lage erhalten hatten. Dieser Gang führte zu einem kleinen Platz, auf dem sich ein Quellhaus oder ein ähnliches Gebäude noch deutlich erkennbar befand. Der Gang wie der Platz waren um einige Stufen über die Straße und den Markt erhöht gewesen; jetzt aber war das Grundwasser gestiegen und hatte zwischen allen diesen Bauten einen Weiher gebildet. Wo Wasser ist, da entsteht Leben: so konnte sich hier eine Vegetation von ganz südlicher Üppigkeit entfalten, und während hohes Schilf und andere Wasserpflanzen aus der Tiefe aufwuchsen, krochen Schlinggewächse, von der warmen Feuchtigkeit ins Übermütige getrieben, wie Schlangen zwischen den Quaderfugen hervor und über die Stufen in die Höhe, die herumliegenden Säulen und Blöcke mit

ihrem saftigen Grün beziehend. Und nicht genug mit diesem schweigenden Grünen und Blühen über dem feinbehauenen Marmor: es lebte auch in dem Wasser selbst. Schildkröten, kleine Fische, durchsichtige Krebschen und was weiß ich sonst waren die stummen, doch nicht ganz geräuschlosen Bewohner der verzauberten Hallen; ihr Plätschern unterbrach mitunter die sonderbare Stille. Von dem Platze aber gingen noch andere Straßenzüge mit Säulengängen aus; man hatte diese nicht mehr völlig ausgraben können, und so sahen wir in den an ihnen entlang gezogenen Gräben die Säulenreihen aus den Erdwänden gerade erst mit ihren Außenseiten hervorblicken, bis das Ende des Grabens ihrer Flucht ein Ende machte. Die Phantasie, durch dieses Verschwinden in die Erde aufs lebhafteste angeregt, mochte nun das alles fortsetzen, verlängern und ausbauen, wie es ihr beliebte: hier war ihr die Möglichkeit dazu, die in Ephesos fehlte, aufs schönste gewährt. Und während die Genossen disputierten, maßen und photographierten, saß ich in mich zurückgezogen auf einer gestürzten Säule und betrachtete über mir den tiefblauen Himmel, dann oben am hohen Rande der Ausgrabung die silbergrauen, starrenden Disteln und rings um mich her in der offenen Gruft die versunkene Stadt, bis ihr verborgenes Leben mir auf einmal unheimlich wurde und das Altertum mich nur noch gespenstisch umfing.

Das war eine Lust wie die der Romantiker,

dieses vorwitzige Hinübersinnen in das Reich des Unwirklichen. Mir hätte ich sie, bei meinem Mangel an eigentlich schöpferischer Phantasie, nie zugetraut. Und es war auch nur

„ein unverhofft geborner
und, kaum gegrüßt, verlorner
unwiederholter Augenblick;"

denn auf vergnügten Ritten, die ich in den folgenden Tagen mit Jussuf, dem prächtigen Tscherkessen, von Priene aus nach Milet und Didymoi und kreuz und quer durch die nächsten Berge ausführte, erlebte ich, ohne zu träumen, bei vollkommen wachen Sinnen, am steten bunten Wechsel mich ergötzend, alle die kleinen, keineswegs phantastischen Abenteuer, die zahmen Reisenden dort begegnen können.

Konstantinopel

Ein eigenes Buch, das ich zu schreiben nicht gesonnen bin, würde sich füllen, wenn ich erzählen sollte, was alles in Stambul mir des Merkens würdig und meinen Augen erfreulich schien. Stambul gilt aber für eine der schönsten Städte auf Erden, und als Residenz der Sultane seit bald einem halben Jahrtausend ist es gleichsam der Inbegriff des türkischen Orients, enthält es in jeder Beziehung dessen Quintessenz: da stockt eben meine bescheidene Feder, und ich gestehe, daß ein Aufenthalt von zwei, drei Wochen selbst mir schnellfertigem Dilettanten bei weitem nicht genügte, um die vielen schwankenden Einzelbilder, die sich mir

dort aufdrängten, zu befestigen und zu einem übersichtlichen, klaren Gesamtbilde zu vereinigen. Nur von dem ersten Eindruck und dann von den großen Moscheen will ich etwas berichten; an und in ihnen ist verwendet, was türkische bildende Kunst heißt, und mit ihnen vor allem habe ich mich in jener kurzen Zeit befaßt. Schon bei meiner Ankunft in Konstantinopel nahmen sie mich herausfordernd in Beschlag.

Ich hatte Smyrna mit dem Dampfschiff verlassen und fuhr die kleinasiatische Küste entlang den Dardanellen zu. Nicht ohne Trennungsschmerz sah ich die jonische Inselwelt auf Nimmerwiedersehen hinter mir versinken; und als bei Jenischehr und Kumkalessi, in der Nähe von Troja, die hünenhaften Grabhügel sichtbar wurden, die den Namen des Achill, des Patroklos, des Aias tragen, und als Tenedos sich zeigte, das flache Eiland, das der Flotte der Griechen damals als Stützpunkt diente, da empfand ich noch unsanfter, von wie vornehmen Gestaden ich mich abwandte, um dem Jason gleich nach den rohen Symplegaden und ins düstre Kolchis zu schiffen. Ich begann im stillen die Summe meiner Reise zu ziehen und festzustellen, inwiefern sie mich gefördert habe; ich untersuchte meinen gräzisierten Seelenzustand, wie ein Gewissenhafter vor und nach dem Gebrauch einer Traubenkur seinen Körper wiegen läßt. Und ich fand, daß ich zwar nicht an Moral, doch an Lebenstechnik und Kennt-

nissen zugenommen habe; vor allem aber sah ich wie einen rocher de bronce einen vermutlich nicht einmal neuen Grundsatz in mir befestigt, nämlich folgenden: die echtgriechische Antike hat sich nur dadurch die Welt und die Zeitlichkeit erobert, daß sie dem über Zeit und Raum erhabenen Sittlichkeitsideal des Menschen, dem Besitz eines wahrhaft gesunden, in sich sittlich ausgeglichenen Geistes bei gesundem, vollendet ausgebildetem Leibe, von allen Künsten am nächsten gekommen ist. Nachdem ich mir hierüber klar geworden, ließ ich mir getrost von den Sternen der einbrechenden Nacht in die Koje leuchten: ich fühlte mich befriedigt und bedachte, daß ich den nächsten Morgen um drei Uhr aufstehen müsse, wenn ich das so oft gerühmte Schauspiel der Annäherung an Konstantinopel genießen wollte.

Als ich zur richtigen Stunde auf das noch verlassene Deck stieg, befand sich die „Samos," nach Osten gewendet, schon weit im Marmarameer, auf der Höhe der zunächst unsichtbaren Prinzeninseln. Der Horizont ringsum lag noch in Nacht verborgen und in finsterem Nebel, nur über uns im Zenith wurde der klare Himmel immer blasser; der letzte Stern verlöschte, und das erste Morgengrauen, fahl und kalt, hob an sich zu regen. Da empfing auch das Meer von ihm ein Erdämmern von Licht, und alsbald begann es zu spiegeln, so still lag es da, und die nächtliche Farbe, sein totes Bleigrau, belebte

sich zu blankem, glattschimmerndem Silber; als aber die Wolken über ihm und die feinen, ziehenden Nebel auf seiner Fläche sich nun sachte färbten und entzündeten, da schwamm es duftig in den weichsten Perlmuttertönen. Kein Windhauch regte sich, kaum merklich glitt der Dampfer mit vorsichtiger Fahrt in den Zauber hinein, und ich lehnte einsam am Fockmast, das Unerhörte schweigend zu ergreifen.

Dunkle Schiffe, die wir überholten, oder die an unserem Kurse ankerten, schwebten geisterhaft über dem Gewässer. Wer vermochte zu unterscheiden, wo die See endigte, und wo die Lüfte sich von ihr trennten? Mit jedem Atemzuge aber schwoll an das lautlose Wallen und Weben im Osten und einen Mittelpunkt gewann das Unbestimmte sichtlich: das war die Sonne, die denn endlich in stummer Größe, blutrot, noch glanzlos, hinter Anatolien heraufstieg. Sie kam, um in den Wolken gleich wieder zu verschwinden; jedoch sehr siegreich, leuchtend gelb, durchaus strahlend, trat sie nach wenigen Augenblicken abermals hervor, und nunmehr eroberte sie die Herrschaft. Purpurflocken und goldige Gluten umgaben sie als eine Glorie so, wie der Allgesang der Orgel die hocherhobene Monstranz mit ungeheurem Getöse begleitet; und sofort erschien meinem Auge der Himmel, wo er unbewölkt war, zartblau, und auch das Meer, in allen Farben erhöht, nun doppelt ätherisch. Und weiter, immer weiter glitt das Schiff der Sonne entgegen; es

war jetzt, als führen wir ein in geöffnete Pforten des Paradieses, aus denen überirdischer Glanz unermeßlich hervorquillt. Allmählich aber enthüllte sich doch die Erde. Ich konnte zur Linken eine flache Küste erkennen, zur Rechten in weiter Ferne die Spitzen der Prinzeninseln, wie sie grad eben aus dem Nebel aufragten; Stambul aber, das mir gegenüber liegen mußte, und das asiatische Ufer zeigten sich immer noch nicht: sie wurden von der noch niedrig stehenden Sonne völlig verschlungen.

Schon wähnte ich mich getäuscht und um den ersehnten Anblick bis in den Hafen hinein betrogen — da plötzlich: vor mir, hoch oben wo ich die Gipfel der Wolkengebirge vermutete, im Übergang zur Himmelsbläue auf silbergrauem Dufte schwimmend, in kühnem Zuge leicht gezeichnet, weitgespannt, flach, offenbarten sich zwei Kuppeln dicht neben einander! Ihre goldenen Halbmonde blitzen auf im ersten Sonnenstrahl, der zu ihnen durchdringt, und schlanke Minarets umgeben sie wie Osterkerzen den Altar. Dort also ist die Höhe von Stambul, und das ist die Achmedieh, das die Aja Sófia! Eine Fata Morgana! denn abgelöst vom Erdboden, wie das Feenland von den Morgenwolken getragen, erstehen dort oben von Augenblick zu Augenblick immer neue Minarets, immer neue Kuppeln in langer Reihe, und violette, rötliche Nebel verdecken noch alle die Wände und Nebenbauten dieser Moscheen, decken auch das Gewimmel

von Häusern, das weiter unterhalb den steilen Abhang von Kum-Kapu zum Meere hinabsteigt. Mit einer Prachtentfaltung von so orientalischer Phantastik durfte sich nur die Königin des Ostens ankündigen, und diese Königin ist das unvergleichliche Stambul!

Ich suchte zwar eigentlich in Stambul das alte Byzanz, oder vielmehr die Stadt Konstantins, die erhabene Märtyrerin, die zuerst als Nebenbuhlerin Westroms glücklich dasteht und glorreich die christliche Kaiserkrone von Ostrom trägt, die aber in folgenden Zeiten, von Reichtum verblendet, schmähliche Schicksale hochmütig überdauert, um endlich nach brutaler Überwältigung sogar den Glauben zu wechseln und mit fremdem Glanze gegürtet, die Geißel nunmehr gegen das Christentum schwingen zu müssen, bis ihr Arm erlahmt. Von alledem hoffte ich in ihrem Antlitz nicht schwachen Spuren, sondern tiefgegrabenen, inschriftgleichen Zügen zu begegnen. Ich fand wohl solche Züge, aber leider meist bemalt mit einer Schminke, die manches Wesentliche tilgte, mit derselben Schminke, die gleichgiltigen Städten ohne Vergangenheit zu einem gewissen Ansehen verhelfen mag, eine solche Stadt jedoch wahrhaft beleidigt. Ich meine die konventionelle Eleganz der modernen Bauten, die sich an die Stelle der alten ehrwürdigen Monumente zu setzen sucht.

Zwar ist Konstantinopel noch lange nicht völlig

erneuert worden, denn noch stehen aus dem Mittelalter und selbst aus dem Altertum gewaltige Gebäude, und das Bazarviertel sowie sämtliche äußere Quartiere, mit Ausnahme der nordöstlichen am Bosporus, in denen die Sultane seit Abd-ul-Aziz ihre Kasernen und europäisch eleganten Paläste angelegt haben, bewahren ihren alten Charakter. Da finden sich wie in den Landstädten die krummen, ungepflasterten, bergauf, bergab laufenden Gassen mit den malerisch unregelmäßigen Holzhäusern, die auch dann, wenn sie mehrere Stockwerke hoch sind, durch ihre Erker leicht und originell erscheinen; da finden sich die schattigen Plätze bei den kleinen Djamis, da wiederholt sich das Treiben der Handwerker, der Kaufleute, der Lastträger und der Müßiggänger, das alttürkische Leben, das ruhig und anspruchslos weder Vergangenheit noch Zukunft kennt und von der Gegenwart kaum eine Ahnung hat. Sonst aber ist gerade Konstantinopel in manchen Beziehungen der ausgesprochenste Typus einer neutürkischen Stadt. Es kann ja auch nicht anders sein! Ein Haus am Markt oder an der begangensten Straße, das mehrere Jahrhunderte nach einander bewohnt und daher immer von neuem repariert, verändert und neueingerichtet worden ist, zeigt sich zuletzt nur noch in seinen Grundformen und Grundmauern ursprünglich; so mußte Byzanz auch nach seiner Eroberung durch die Osmanen, als eine der Hauptstätten der Weltgeschichte, von Jahr-

hundert zu Jahrhundert nicht sowohl sich vergrößern als vielmehr gegen allen alttürkischen Gebrauch ganz neue und eigentlich feindliche Elemente in sich aufnehmen. Schon zu Zeiten der griechischen Kaiser hatte seine vorteilhafte Lage am Bosporus, der einzigen schiffbaren Verbindung des Euxinusgebietes mit der südwestlichen Kulturwelt, eine starke Bebauung des Platzes und nicht nur auf dem anderen Ufer der Meerenge, sondern auch am Goldenen Horne selbst eine Art von Gegenstadt hervorgerufen: gerade gegenüber dem ursprünglich benutzten Höhenzuge, auf dem die erste Stadt und neben den alten Herrscherpalästen die Hagia Sofia Justinians thronte, setzten sich am linken Ufer des Goldenen Horns, der langgestreckten buchtartig erweiterten Mündung des Flusses Kiathané in den Bosporus, die Genuesen fest und bildeten die beiden Hauptquartiere auf jenem Ufer, Galata und Pera, ins Europäische um. Dabei ist es auch während der ganzen Türkenzeit und also bis auf den heutigen Tag geblieben; besonders Pera, wo die westländischen Botschaften und Konsulate, die europäischen Geschäfte und fast alle Gasthöfe liegen, ist eine richtige Frankenstadt mit vier- bis fünfstöckigen Steinhäusern, französischen Straßennamen, Gaslaternen, vielsprachigen Ladenschildern, bunten Plakaten an Litfaßsäulen, Pferdebahnen und einer unterirdischen Drahtseilbahn. Galata, unansehnlicher und unsauberer als Pera, wird ebenfalls

nicht von Türken, sondern hauptsächlich von Griechen und Armeniern bewohnt, die sich ganz europäische Häuser zu bauen pflegen; aber selbst die türkischen Quartiere von Stambul, die sich dort an die große neue Brücke über das Goldene Horn anschließen, erscheinen in Bauart und Ausstattung bereits recht international.

Und wie das Goldene Horn, ein vorzüglicher Hafen, von Dampfern aller Gattungen und aller Völker wimmelt und dadurch der einheimischen großen Barken und Segelschiffe bald beraubt sein wird, so herrschen in den Straßen aller dieser Viertel die europäische Tracht, nur durch den Fez ein wenig orientalisiert, und die europäische Hast, der sich hier im Mittelpunkte des Verkehrs und des Beamtentums sogar die Türken nicht entziehen können. Sie büßen darüber ihr Eigenstes ein! Denn jede Großstadt nivelliert und schematisiert unbarmherzig alles, was in ihr aufwächst, und bewegt ihr Getriebe nicht in volkstümlichen, sondern in anderswo erprobten und für die gesteigerten Bedürfnisse des Verkehrs und der Masse allenthalben als notwendig befundenen, vollkommen ausgetretenen Bahnen. Und hat sich solch ein weltbürgerliches Gemeinwesen aus einer Ortschaft entwickelt, die wie Konstantinopel durch Lage und Geschichte zu einer Zusammensetzung aus ganz besonders eigenartigen, charaktervollen Elementen gelangt war, so sind ihm bei seiner Verwandlung aus dem alten in den

neuen Zustand gerade diese Elemente, die bedeutenden und persönlichen, zuerst von allem abgestreift worden. Einrichtungen und Denkmäler von ihrer eigenen Art hatten in Willkür, jedenfalls in Ungebundenheit eifernde Kräfte als den Ausdruck ihres Wollens an dem Orte geschaffen, den sie ehemals nach Belieben beherrschten: die Großstadt erkennt das Belieben Einzelner nur selten an, und leider gelingt es ihr in den meisten Fällen, die Monumentalbauten, die sie vorfand oder die noch in ihr entstehen, gerade wie die alten originellen Quartiere unter Schöpfungen zu ersticken, die eigentlich nur dem flachsten Bedürfnis einer unpersönlichen Menge auf praktische Weise entsprechen. Bis auf einzelne Prachtplätze und Prachtstücke sehen sich die Straßen aller Großstädte zum Verwechseln ähnlich.

In den modernen Teilen Konstantinopels spürt man also fast nichts mehr von seiner früheren Lokalfarbe. Und dennoch: als unser Dampfschiff um die Spitze von Top-Kapu-Serai aus dem Bosporus ins Goldene Horn lenkte und der Nebel zerstob und vor meinen staunenden Augen die Sultansmoscheen sich in sicherer, bestimmter Gegenwart aus ungeheuern Massen aufbauten, um endlich im vollen Sonnenschein zu prangen, da sagte ich mir ohne Zögern, daß die ganze Stadt, wie sie da liegt, selbst die fränkische auf der Seite von Pera und Galata, von dem Eindruck dieser

majestätischen Zeugen einer ruhmreichen Vergangenheit durchaus beherrscht wird.

Auch bei genauerem Zusehen bleibt der Respekt vor den Moscheen bestehen, obgleich die Unfruchtbarkeit der Türken auf dem Gebiete des geistigen und künstlerischen Schaffens sich selbst an ihnen nicht verleugnet. Andere islamitische Orientalen, die Araber nämlich, verbreiteten den Gedanken Mohammeds mit dämonischer Energie über die halbe Welt und schufen dabei doch blühende Reiche, sobald sie nur auf fruchtbarem Boden zu Frieden und Seßhaftigkeit gelangten: auch zeigten sie sich in hohem Grade für einzelne, vom Islam zugelassene Wissenschaften und, was die bildende Kunst betrifft, wenigstens einseitig für das Kunstgewerbe und für die Architektur begabt, obgleich sie bei dieser unter dem merklichen Einflusse der Inder, Perser und Christen blieben — die Osmanen aber, denen überall, wo sie auftreten, der Fluch unbildsamer Barbarei anhaftet, haben es nie zu etwas Besserem gebracht, als daß sie die Völker, die sie auf Freibeuterzügen mit tapferer Hand bezwungen hatten, allenfalls einige Jahrhunderte lang geknechtet hielten, ohne ihnen den Stempel ihres eigenen Geistes aufzudrücken oder eine Kunst auf sie zu übertragen. Wären sie, außer Kriegern, nicht auch immer tüchtige Arbeiter, vor allem gute Bauern und sorgsame Pfleger des Wasservorrates im Lande gewesen, so hätte ihre Herrschaft in Gegenden, die

sie wieder räumen mußten, nie andere Spuren hinterlassen als eine verwahrloste Volksbildung und eine heruntergekommene Verwaltung; und sogar in Konstantinopel, das sie zu ihrer Hauptstadt machten und als solche natürlich besonders pflegten, konnten sie nicht erreichen, daß für die nationalsten aller Staats- und Sultansbauten, die Moscheen, eine nationale, wirklich türkische Form gefunden wurde. Bei ihrem beschränkten Kunstsinn überragen sie in der Baukunst selbst die Araber an Einförmigkeit und Unselbständigkeit der Grundmotive. Nachdem sie nämlich während der Jahrhunderte ihres langsamen Vorrückens gen Westen sich an den arabisch-persischen Typus der Moschee, als eines viereckigen, flachgedeckten oder von einer, wenn nicht von mehreren Kuppeln überwölbten Gebethauses mit Minarets, angeschlossen hatten, gingen sie nach der Eroberung von Byzanz sofort zu der ausgesprochensten Abhängigkeit von einer einzelnen, bestimmten christlichen Kirche über. Indem sie die Hagia Sofia zur Moschee machten statt sie zu zerstören, erhoben sie sie zu einem Vorbilde, und in allen irgend anspruchsvolleren Moscheen der nunmehr Stambul genannten Stadt und weit über sie hinaus in ihrem ganzen Machtbereiche wiederholten sie seitdem das geniale System von Kuppeln und Halbkuppeln, zu dem Anthemios von Tralles und Isidor von Milet, im Ehrgeize, Salomons Tempel zu übertreffen, den schon zu altrömischen Zeiten entwickelten Zentralbau gesteigert hatten.

Aber in dieser Hingabe an das eine Vorbild erkennt man nicht nur einen Mangel an Fähigkeiten, sondern auf der anderen Seite doch auch eine eigentümliche, keineswegs würdelose Gesinnung. Die mit der Hagia Sofia an Größe und technischer Vollendung recht gut vergleichbaren späteren Moscheen sind eben trotz allem bewundernswerte Leistungen, und auch an ihnen tritt deutlich hervor, was mir den ganzen Orient so fremd und zugleich so bestaunenswert, so anziehend und doch so abweisend erscheinen ließ: die unbeirrte, seelenruhige Selbstbeschränkung der Orientalen mit ihren engbegrenzten Bedürfnissen und Zielen. Weit entfernt von dem Ehrgeiz, aus eigener Phantasie die dankbarsten Probleme zu bearbeiten, fügten sich die Baumeister Stambuls, ihre Bauherren und ihr Publikum in vorhandene Formen und wußten diese mit Sorgfalt, einiger Freiheit und vielem Erfolg zu benutzen. Dazu setzten sie, voll erhabener Unerschrockenheit, unter Umständen die allergewaltigsten Mittel in Bewegung und wagten unbekümmert das Kühnste, wenn es galt, die Macht und den Stolz des Bauherrn zu zeigen und Alláh und den Propheten durch Pracht und Größe zu ehren. Und wenn sie sich zu höherem Ruhme des Islam der christlichen Hagia Sofia anschlossen, statt bei dem in Asien ausgebildeten, echter islamitischen Schema zu bleiben, so bewiesen sie damit ein künstlerisches Verständnis, das gerade ihnen doppelt hoch anzu-

rechnen ist. Während die aufgeklärten Franzosen der großen Revolution sich zur Zeit ihres kurzlebigen Atheismus so sehr gegen die Kunst verhärtet hatten, daß sie Bauten wie die Dome von Speyer und von Straßburg, die ihren neuen Grundsätzen widersprachen, nur aus Mangel an Ausdauer unzerstört ließen, fanden vor Jahrhunderten die Osmanen, die nicht minder fanatische Christenhasser und nicht minder blutige Vernichter der bestehenden Verhältnisse, aber zugleich nur rohe Abkömmlinge eines asiatischen Volkes waren, mehr Freiheit des Urteils in ihren Köpfen und mehr Empfänglichkeit für die Kunst in ihren Herzen als jene Verbreiter einer angeblich höchsten Kultur! Sie lernten von den Überwundenen wie einst die Römer von den Griechen und verehrten ohne Bedenken das imponierende Haus des Christengottes als das Zelt Alláhs; oder vielmehr, sie betrachteten, da Alláh nicht als in der Moschee weilend gedacht wird, eine Kirche und deren System als würdige Gebetstätte für die Moslim. Die Hagia Sofia, deren Namen sie nicht einmal änderten, hatte es ihnen angethan; und wahrlich, der Zauber, den sie ausübte, kam nicht aus einem verruchten, zweideutigen Liebestranke, sondern aus einem Trunk vom echten, kräftigen Borne der Kunst.

Der Wunderbau des Justinian, im großen Stile er zuerst, hat die Aufgabe gelöst, eine kreisrunde Kuppel von beträchtlicher Spannung (etwa dreißig Meter im lichten Durchmesser) auf nur vier

freistehende Pfeiler zu lagern. Diese vier Pfeiler wurden in den Ecken eines Quadrates errichtet, dessen Seitenlänge dem Durchmesser der Kuppel entspricht; sie wurden über den Seiten dieses Quadrates durch vier halbkreisförmige Bogen unter einander verbunden. Die Scheitelpunkte dieser Bogen bestimmten nun die Lage eines Ringes, auf dem die Kuppel sich erheben konnte, der Ring selbst aber wurde gebildet durch Aufmauerung von vier sphärischen Dreiecken, nämlich den Zwickeln zwischen den je zwei Bogen über jedem Pfeilerkapitell. Die nach oben liegenden Dreieckseiten stoßen mit ihren Endpunkten aneinander und bilden zusammen einen geschlossenen Kreis, eben jenen Ring, der die Kuppel trägt. Zwickel und Bogen übertrugen jetzt die Last der Kuppel auf die vier Pfeiler. Um diese aber möglichst schlank halten zu können, entlastete der Baumeister sie, das heißt, er leitete einen Teil des Kuppeldruckes von ihnen ab. Das that er an der Ost- und an der Westseite des Grundquadrates durch die Anordnung je einer Halbkuppel, die sich von außen gegen den betreffenden Vierungsbogen legt und so den seitlichen Schub der Hauptkuppel mit ihm zusammen aufnimmt; die Halbkuppel ihrerseits ruht auf einer halbkreisförmigen Mauer, die übrigens noch durch drei Nischen mit halbkuppeligen Schlüssen weiter ausgebildet wurde. An der Nord- und der Südseite des Grundquadrates erreichte man denselben Zweck, die Ablenkung des Kuppeldruckes,

durch ein anderes Mittel, nämlich durch die Anlage gewaltiger Strebebogen und Strebepfeiler, die in die nach byzantinischer Sitte zweigeschossigen Seitenschiffe einbezogen wurden. Auf diese Weise ward ein Kirchenschiff erzielt, das an luftiger Weiträumigkeit nicht seines gleichen hatte. Bei dem Eintritt in die Kirche durch die mittlere Nische der westlichen Halbkuppel dringt der Blick, von keinem Einbau behindert, bis zur Altarstelle in der entsprechenden Nische der östlichen Apsis; mit derselben Freiheit aber kann er, auch schon beim Eintritt, bis zur vollen Höhe der Hauptkuppel hinauf fliegen — ein stolzer Aufschwung! — und gleitet dann, in der flachen Spannung der Kuppel nicht verfangen und durch das Fehlen eines senkrechten, sie tragenden Cylinders erst recht unbehindert, ohne Widerstand sachte hinab und ebenfalls wie von selbst in die östliche Halbkuppel. Das ist bei der Lichtfülle, die durch die zahlreichen kleinen Fenster in den Kuppeln und Wänden einströmt, und bei der durch Goldmosaiken und tieffarbigen Marmor hervorgebrachten Polychromie eine Augenlust, ein künstlerischer Eindruck von geradezu unbeschreiblicher Wirkung. Die dunkleren Seitenschiffe, die Vorhallen und Vorhöfe, sowie andere mit feinem Verständnis angeordnete Nebenräume steigern noch auf mannigfaltige Weise den Reichtum dieser Kirche an malerisch-architektonischen Motiven.

Schwerlich war es die angebliche Ähnlichkeit

ihrer Wölbungen mit dem Innern eines Zeltes oder mit dem eines ausgehöhlten halben Kürbisses oder einer Wassermelone, das den türkischen Eroberern an diesem christlichen Kuppelbau imponierte, wie einige Forscher gemeint haben. Die Gewöhnung ans Zelt steckte den längst nicht mehr nomadisierenden Türken kaum noch so tief im Blute, und der Gedanke, die Kuppeln hätten wegen einer Ähnlichkeit mit geschätzten Früchten bei ihnen Gnade gefunden, ist doch etwas zu pedantisch und albern. Viel glaubhafter scheint die Annahme, daß man an dem System der Hagia Sofia und anderer byzantinischer Kirchen, wie Hagia Irene und Hagii Sergios ke Bakchos, nichts fand, das dem Wesen des Islam widersprochen hätte, und daß dabei die Hagia Sofia insbesondere durch ihren Farbenzauber und vorzüglich durch ihre überraschend wirksamen Halbkuppeln einen überzeugenden und gewinnenden Eindruck machte. Der Türke schätzt ja nichts höher als den Aufenthalt unter hochstämmigen, schattenden Bäumen, wo frische, kühlende Luft ihn umspielt; was Wunder, daß er in seinem Gebetshause, in dem er sich fünfmal des Tages längeren Andachten hingiebt, eine ähnliche Annehmlichkeit genießen wollte.

Nach der Eroberung durch die Türken wurde die Sophienkirche, wie billig, zunächst ihrer unermeßlichen Schätze an Gold und Juwelen, an kostbaren Geräten und Teppichen beraubt, und alle christlichen Zeichen, die Kreuze, die Altäre und

Kanzeln, auch die dem Muselman verbotenen Darstellungen lebender Wesen in den Mosaiken wurden beseitigt. Dafür richtete man die Apsis des Hauptaltars als Mihrab, als Gebetnische ein, in der, etwas aus der Hauptachse gerückt, ein kostbarer Aufbau, wiederum in Form einer Nische, den betenden Gläubigen die Richtung angiebt, in der Mekka liegt; man erbaute statt der Kanzel einen Rednerthron mit steiler, hoher Treppe, fügte einige Sängertribünen und eine Loge für den Sultan hinzu, hing an allen Bogen und Gewölben Kronleuchter mit Tausenden von Lämpchen und mit Amuleten gegen böse Geister und an den Pfeilern große Schilde mit den Namen der Propheten auf, breitete Matten und Teppiche aus, vergaß auch nicht, für die Professoren des Islam, die hier zu lehren einzogen, große Wollsäcke als Sitze und Pulte für ihre Bücher anzuordnen — und hatte so aus dem Inneren der Kirche das einer Moschee gemacht. Dem Äußeren wurden an den vier Ecken die Minarets für den Gebetrufer angefügt, und das auf der Hauptkuppel ragende Kreuz wurde natürlich durch den Halbmond ersetzt. Allmählich entstanden dann noch in den Vorhöfen und an den Seiten Schulen, Bibliotheken, Derwischzellen, Gast- und Krankenzimmer, Garküchen und Bäder; alles dies wurde mit fließendem Wasser reichlich versorgt, und so war denn ein Musterkomplex für den Gottesdienst des Islam geschaffen.

Damit meine ich nicht, die Ulemas und Mollahs

Sultan Mohammed des Eroberers hätten hier im eigentlichen Sinn ein Vorbild zur Nachahmung für künftige Moscheenerbauer aufstellen wollen. Thatsächlich aber wirkte die Aja Sófia, wie sie jetzt hieß, als ein solches, und zwar hauptsächlich durch ihr Kuppelsystem. Sultan Mohammed selbst wollte sie nicht umgehen, als er schon 1463 wie im Wetteifer mit der Aja die nach ihm benannte Moschee erbaute. Er verzichtete dabei auf den Ruhm, sein Vorbild an Größe zu übertreffen oder auch nur zu erreichen; aber er, oder sein Baumeister (übrigens ein Christ, der aber doch in Einklang mit ihm handeln mußte), bewies sein gutes Verständnis des vorbildlichen Baues dadurch, daß er das von ihm entlehnte Kuppelsystem noch einfacher gestaltete und durch Anfügung von Halbkuppeln auch an der Nord- und an der Südseite der Hauptkuppel, wo die Aja Sófia Strebebogen hat, den Grundgedanken des Ganzen mit größerer Folgerichtigkeit durchführte. Gegenüber der vielfach ins Malerische hinüberspielenden und durch Einzelheiten wirkenden Pracht der Hofkirche Justinians erscheint die herbe Einfachheit, die kühle Klarheit der Moschee als das natürliche Geschmacksbekenntnis eines kriegerischen, in Energie gewaltigen Herrschers von strenger Gemütsart. Die Spitzbogenarkaden seines Vorhofes schmückte allerdings auch Mohammed mit den herrlichsten Granit- und Marmorsäulen, die er, wie alle seine Nachfolger, den byzantinischen Bauwerken

raubte (und diese ihrerseits hatten sich gewöhnlich an der Antike bereichert), und seine Minarets erhob er zu ganz außerordentlicher Höhe und Zierlichkeit, sodaß man annehmen darf, er habe doch nicht ausschließlich das Erhabene in der Baukunst geschätzt.

Bajesid der Zweite, Mohammeds Sohn, kehrte bei der nach ihm benannten Moschee zu den zwei Halbkuppeln der Hagia Sofia, der östlichen und der westlichen, zurück, suchte aber durch Verlegung der Minarets an die Enden zweier langer, flügelartiger Anbauten eine breite Fassade mit neuer Wirkung zu erzielen. Seine Bauthätigkeit erstreckte sich bis ins sechzehnte Jahrhundert, in dessen Mitte Suleiman der Prächtige sich Sinans bediente, des bedeutendsten aller osmanischen Architekten.

Es scheint, daß Sinan die Reihe seiner Hauptwerke mit der Moschee Schahsadé begann, die er zu Ehren der jung verstorbenen Prinzen Mohammed und Gihangir nach dem Muster der Mohammediéh zu erbauen hatte. Aber während man bei dieser die dem System der Sophienkirche hinzugefügten Halbkuppeln im Norden und Süden nicht weiter ausgebildet hatte, versah er sie, der östlichen und der westlichen Halbkuppel entsprechend, mit je drei Nischen, sodaß er in seiner Moschee zwei sich kreuzende, gleich lange und überhaupt übereinstimmende Schiffe erhielt, von denen jedes zwar nicht die Maße, aber die Vorzüge der Aja Sófia besaß. So erreichte er eine überaus anmutige

Leichtigkeit des Raumes, die er übrigens durch eine fast übertriebene Lichtfülle — er ordnete 214 Fenster an — noch zu steigern wußte. Leider aber hatte er die vier Hauptpfeiler, die Träger der mittleren Kuppel, ziemlich plump und in einer weichlichen, schwülstigen Ausbildung errichtet. Diesen Fehler vermied er jedoch in der großartigen, in jeder Beziehung gelungenen Namensmoschee seines Bauherrn.

Die Suleimanié liegt als ein kolossales Quadrat zwischen ihrem Vorhofe und einem an der entgegengesetzten Seite angeschlossenen Totengarten, in dem das Mausoleum des Sultans und seiner Lieblingsgemahlin, der berühmten Churrém Sultán, steht. Das Innere der Moschee besteht aus drei Schiffen. Die beiden Seitenschiffe werden von je einer Reihe kleiner Kuppeln verschiedenen Durchmessers bedeckt; das Mittelschiff aber zerfällt in drei Abteilungen, die der Mittelschiffanlage der Aja Sófia entsprechen, nur daß sie an den Halbkuppeln statt dreier bloß je zwei Nischen zeigen. Das kostbarste Material vereinigt sich hier mit den edelsten Verhältnissen. Gewaltige Säulen von rotem Granit tragen die aus schwarzem und weißem Marmor geschichteten Spitzbogen, die die Seitenschiffe vom Mittelschiffe trennen; Glasfenster von tiefster Farbenglut leuchten vorzüglich an der nach Mekka gerichteten Wand gegenüber dem Haupteingange, und riesengroße Inschriften von der Hand des geschicktesten Schriftmalers jener Zeit ziehen sich, reich an elastischen

Schnörkeln und scharf ausfahrenden Schlußstücken, mit phantastischem Schwunge über den Thüren, in Friesen und in den Zwickeln der Kuppel hin. Mit persischen Fayenceplatten von entzückenden Farben und Mustern, die den Eindruck von Teppichen hervorbringen, ist die Mekkaseite der Moschee an den Wänden, bis zur Höhe des Kuppelansatzes hinauf, belegt; sie wetteifern mit dem Reichtum der wirklichen Teppiche, die einem unermeßlichen Blumenbeete ähnlich den Marmorboden überall bedecken. Die ganze übrige Ausstattung des Raumes, bis auf die eingelegten Thüren und die Gitter der untersten Fenster hinab, ist mit der äußersten Sorgfalt und mit vornehmer Freigebigkeit durchgeführt.

Stärker als in der immerhin nur oberflächlich osmanischen Sophienkirche empfindet man in dieser Moschee den Orient. Und zwar, weil er — ein seltenes Beispiel — hier zeigt, daß er nicht nur im Farbenspiel und in der Genauigkeit des Kunsthandwerks ein Höchstes leisten kann, sondern auch die Technik schwierigster Konstruktionen unter Umständen völlig beherrscht: die Kuppel der Suleimanié ist um fünf Meter höher als die um sechs Meter breitere Kuppel ihres Vorbildes, der Aja Sófia. Ja noch mehr hat die orientalische Baukunst gelernt und hier angewendet: die Bildung der Hauptpfeiler sowie der Gesimse, die oben den Abschluß der Wände bilden, ist in der Suleimanié nicht orientalisch, auch nicht byzantinisierend, sondern auf euro-

päische Weise organisch! Die Pfeiler nämlich in ihrer strammen Form, eckig abgesetzt nach Maßgabe der von ihnen getragenen Bogen- und Zwickelteile, in schlichten, hochgezogenen Flächen aufsteigend, gekrönt mit einem einfachen, aus Plinthen und Kymatien gebildeten Gesimse und in einem zweiten Stockwerk durch diesem Gesimse ähnliche Konsolen abgeschlossen, die eine Galerie tragen — diese Pfeiler erinnern zweifellos an die italienischen Pfeiler derselben Zeit, also der Hochrenaissance, die Sinan gekannt und verstanden haben muß; und in dem nämlichen Sinne wirken die erwähnten Gesimse an den Wänden. Vielleicht war Sinan, wenn er nicht selbst Europa bereist hat, von italienischen Bauverständigen beraten: jedenfalls fand der ernste, logische Charakter jenes Pfeiler- und Gesimsmotivs seinen Beifall, und er eignete es sich an. Da die christlichen Architekten eben damals das im Grunde orientalisch gewordene Problem der alles beherrschenden Hauptkuppel mit Vorliebe, ja mit Leidenschaft behandeln, so findet sich hier gleichsam ein Austausch von Kunstformen, der darauf hinweist, daß Orient und Occident sich trotz aller Trennungen in einzelnen Punkten doch demselben Zeitgeiste beugen können.

Nicht immer freilich durfte Sinan sich dem westlichen Geschmacke hingeben: im Riesenbau der Selimiéh zu Adrianopel, angeblich seinem Meisterstücke, wandte er wieder Rundpfeiler an, und seine wunderbar poetische Djami Pialé Paschá, die unter dem

Abhange des Okmeidán in einem Haine herrlicher Cypressen und Platanen verborgen liegt, entbehrt sogar der Mittelkuppel und greift mit ihrem System von sechs kleinen, gleichmäßig hohen Kuppeln und einem einzigen Minaret in der Mitte der Front auf asiatische Vorbilder zurück.

Überhaupt muß den Türken das Üppige und Schwellende in der Architektur am Ende mehr zugesagt haben als die aus der Antike abgeleitete italienische Klassizität, die Sinan einzuführen versucht hatte. Sultan Achmed, am Anfang des siebzehnten Jahrhunderts, verlangte für seine Moschee, die sich in echt barocker Größensucht mit sechs Minarets in den Rang der Moschee von Mekka stellen wollte, nach weichlichen indischen Motiven; und während der Blüte des Barock und Rokoko in Europa zeigt sich deutlich, daß die rundlichen Formen dieser Stile den Türken, denen sie natürlich angeboten wurden, ebenso gefielen wie die indischen. Moscheen wie die Nuri Osmanièh, und übrigens auch eine Menge von Profanbauten, wie z. B. das Thor der „Hohen Pforte" und das weitausladende Dach des Achmedbrunnens, sind daher mit ganz europäischen Rokokoornamenten geschmückt.

In unserem Jahrhundert haben dann die religiösen und die profanen Monumentalbauten Konstantinopels ein völlig europäisierendes Aussehen angenommen. Entweder bewegen sie sich in einem trockenen Kanzleistil, etwa wie die russischen Krons-

bauten mit ihren griechischen Velleitäten, oder sie überladen sich mit dekorativen Zuthaten, die man am ehesten in die portugiesischen, also äußerst üppigen, Renaissanceformen einordnen kann. Nur selten begegnet uns noch an einer Moschee die Anwendung von arabischen Formen: man verschmäht sie ganz, oder läßt sie sich in koketter, französischer Umbildung gefallen.

So scheint sich denn ausgelebt zu haben, was in Konstantinopel zwar im Anschluß an das christliche Vorbild, doch immerhin mit einem beträchtlichen Zusatz von nationalem Geschmack sich in der Baukunst entwickelt hatte. Die Malerei wird bei den Osmanen wohl weiter bestehen, das heißt, wie bisher in den Grenzen des kleinasiatischen Kunsthandwerks, denn keine kaiserliche Kunstschule und kein Hamdi Bey werden jemals andere als internationale, untürkische und also vaterlandslose und eigentlich aussichtslose Künstler erziehen. Die Skulptur aber ist im Bereiche des Halbmonds womöglich noch machtloser als die Malerei: sie kann der menschlichen Gestalt, ihres vornehmsten Motivs, so wenig entraten, daß sie, der Erlaubnis beraubt, sie auszunutzen, noch weniger existiert als jene, die wenigstens im Gebiete der polychromen Ornamentik sich entfalten und zugleich auf die lebenden Wesen allenfalls verzichten darf. Wie verliert sich daher in einer Umgebung von so feindlicher Gesinnung das Museum, das der Padischah, verbotenen Regungen

nachgebend, im Bezirk des Alten Serails für die Antiken gebaut hat, die in seinem Reiche gefunden und nicht unter der Hand ins Ausland verschleppt werden! Dort sah ich den herrlichen, freilich schon ganz virtuosenhaften Prunksarkophag, der ohne Notwendigkeit der des Alexander heißt, dort auch den „Sarkophag des Satrapen" und die achtzehn „Pleureusen" eines dritten Sarges: das war mein Abschied von den Werken des griechischen Meißels, und ich empfand ein tiefes Mitleid mit den schönen Gestalten, die ihrer Gruft zu Sidon nur entstiegen sind, um hier unter Barbaren und müden Touristen zu verkümmern. Aber freilich: jedes Kunstwerk, das die Zeit überdauert, die es erschuf, steht wie verwaist und vereinsamt da. Es ist auf Freunde angewiesen, die bis zu ihm durchdringen, und solche Freunde sind ebenso selten als sie aufrichtig und dankbar sind.

Aschura

Wer Menschen und Völker durchschauen will, wird nicht unterlassen, ihre religiösen Bedürfnisse zu prüfen und zu beobachten, auf welche Weise sie sie befriedigen. Es ist ja charakteristisch, daß die protestantischen Deutschen, auch die im Glauben thätigsten, ihre geistlichen Angelegenheiten in einer frommen Stille zu begleichen pflegen, und daß bei den öffentlichen Gottesdiensten und Versammlungen und in privaten Konventikeln nur selten eine leidenschaftliche, schwärmerische Erhebung aufkommt und laut wird. Die katholischen Deutschen feiern ihre Mysterien und Feste zwar oft mit derselben Äußerlichkeit wie die romanischen

Glaubensgenossen, gelangen aber, wenn sie ergriffen werden, zu derselben weihevollen Sammlung wie die gläubigen Protestanten und kaum je zu einer so fanatischen, wilden Inbrunst, zu einem so leicht erregten Aufflammen wie die heißblütigen Südländer. Die Griechen schienen mir trotz allen Kreuzschlagens, Bilderküssens und Fastens ihrer orthodoxen Religion im Herzen kühl gegenüber zu stehen, und ich glaubte zu begreifen, daß sie zu wenig lebendigen Geistes von ihr empfangen. An den Moslim aber beobachtete ich bei den täglichen Gebeten eine höchst dezente Formengerechtigkeit, die sehr oft mit echter und tiefer Andacht verbunden, oft aber auch nur ein heidenmäßiges Plappern war (möge doch jeder unheilig Betende, besonders unter den halben Christen, seinen Lohn für solches Plappern schon hienieden empfangen!); und dieser wohlgeschulte, aber ruhige Eifer der Gläubigen steigerte sich, gewiß einem inneren Bedürfnis entsprechend, bei bestimmten Gelegenheiten zu einer uns kaum verständlichen, qualvollen Erregung.

Das Gebet, das von den Mohammedanern fünfmal des Tages und stets in der nämlichen Weise vollzogen wird, beginnt bekanntlich mit einer Waschung im Vorhof der Moschee oder an einem anderen Brunnen, wie denn der Gläubige überall beten kann, wo ihn der Ruf des Muezzin antrifft, zu Hause, auf der Straße, in der Eisenbahn, auf dem Schiffe. Es werden zuerst die Hände und Unter-

arme, dann Kopf, Gesicht und Hals, endlich die Füße gewaschen, Ohren, Nase und Mund gespült; wer doppeltes oder zu verwickeltes Schuhwerk trägt und die Formen weniger achtet, benetzt seine Pantoffeln oder Stiefel und findet sich so mit den Füßen bloß symbolisch ab. Überhaupt genügt zu dieser ganzen Waschung allenfalls eine Flasche, auch ein Glas Wasser; in der Not thut es sogar eine Handvoll trockenen Sandes. Nach dem Waschen sucht der Gläubige in der Moschee oder in deren Vorhalle, oder wo es sei, einen Teppich zum Niederknieen; auf Reisen führt er einen solchen womöglich mit sich, und hat er keinen, so zieht er seinen Kaftan aus und breitet diesen auf die Erde. Dann wendet er sich gegen Mekka, dessen Lage ihm der Mihrab und außerhalb der Moschee, mit Hilfe einer kleinen Berechnung, die Sonne angiebt, und kniet nieder. Das Gebet, halblaut, zum Teil auch unhörbar gesprochen, wird von mancherlei Geberden begleitet. Der Beter erhebt sich von den Knieen, bleibt eine Weile stehen, verbeugt sich, kniet abermals, legt sich mit Kopf und Armen auf die Erde, kniet wieder, setzt sich und so fort; die Hände werden dabei flach auf die Oberschenkel gelegt oder halb erhoben mit der offenen Fläche nach vorn und, zu gegebenen Augenblicken, ebenso an die Ohren und vor die Augen gehalten. Den Schluß des Gebetes bilden zwei leichte Verbeugungen nach rechts und nach links: diese gelten den beiden Engeln, die

unsichtbar zu den Seiten jedes Beters stehen, um seine Worte zu empfangen.

Wie oft hatte ich meine herzlich teilnehmende Freude an diesem würdevollen Gebet, wenn irgend ein braver Lastträger oder Bootsknecht, roh wie er war und doch mit natürlichem Anstand, es unbekümmert um die Umgebung, gewissenhaft und voll sicherer Seelenruhe verrichtete — vielleicht am Freitag und zu derselben Stunde, wo der Padischah, umgeben von goldschimmernden Adjutanten und Dienern, in großer Prozession und unter dem Schutze aller seiner Garden aus dem Yildiz-Kiosk heraus und schräg über die Straße in seine Namensmoschee, die Hamidiéh, zum Selamlik fährt und sein Gebet mit denselben Worten spricht, aber mit wieviel Sorge, Kummer und fortwährender Angst vor Mordanschlägen im mißtrauischen Auge!

Eine Vereinigung der Gläubigen zu allgemeinem Gottesdienste findet nur am Freitag statt, wo eine kurze Predigt, verbunden mit Gesängen, das Gebet verlängert, und an gewissen Festen. Dagegen fordern die Andachtsübungen der verschiedenen Derwischorden in jeder Woche zu gemeinsamer Feier auf, und bei diesen „Zikrs“ kommt am häufigsten die heiße Inbrunst des Islamiten zum Ausdruck.

Dies habe ich allerdings bei der Andacht der tanzenden Derwische, der Mewlewi, nur in geringem Grade gesehen. Diese Derwische, barfüßig, in lange, faltenreiche Weiberröcke und kurze Jacken gekleidet,

einen Filzkegel auf dem Kopfe, drehen sich, nach langen Zeremonien, in einem runden oder vieleckigen Saale um sich selbst und zugleich im Kreise; die Arme haben sie erhoben, und zwar so, daß sie die eine Hand nach oben, die andere nach unten geöffnet halten. Ihre Röcke breiten sich beim Drehen schwebend aus, dürfen sich aber nie unter einander berühren: denn der mystische Tanz, der sich trotz des endlichen Taumelns in sanften Formen bewegt, stellt die harmonische Bewegung der Gestirne im Weltall dar. So erweckt er theosophische Gedanken von beruhigender Wirkung, und da die wenigsten sich auf dergleichen verstehen, so werden, scheint es, die Mewlewi mehr von Neugierigen als von Andächtigen besucht.

Die heulenden Derwische dagegen (Rufâi) boten nicht nur ein Bild eigener, leidenschaftlicher Kasteiung, sondern sie rissen auch die anwesenden Gläubigen zu seelenbefreiendem Mitleiden fort. Ich sah den Zikr der Rufâi, der übrigens nicht immer in den gleichen Formen abgehalten wird, im Kloster zu Skutari, nicht weit vom Berge Bulgurlu, am Saume der unermeßlichen Begräbnisstätte, an der auch der Muselman von der europäischen Seite sich gern beisetzen läßt, um des vertrauteren asiatischen Bodens und durch ihn einer von Ungläubigen vermutlich nie gestörten Ruhe sicher zu sein.

Das Kloster der Rufâi ist ein unscheinbarer Holzbau, und der Saal der Andacht, in den man

über den kleinen Hof und einen Vorraum gelangt, ein ziemlich großes, mit Tageslicht hinreichend erhelltes Rechteck, umzogen von Galerien, die für die Frauen zum Teil in vergitterte Logen eingeteilt sind. Die Pfosten und Brüstungen der Galerien sind grün-grau gestrichen und mit Cymbeln und Tamburinen, Hellebarden, Morgensternen, Kettengeißeln, Schwertern und eisernen Haken dicht behangen. An der östlichen Schmalseite erhebt sich ein Mihrab, über dem Fahnen mit Inschriften sich entfalten, und der mit verschiedenen Talismanen und Votivstücken geziert ist. Auf dem Boden lagen schwarze und weiße Lammfelle, vor dem Mihrab aber ein orangegelb gefärbtes und außerdem ein Löwenfell. Das Publikum blieb unter der Galerie stehen oder sitzen, nur einzelne Vornehme, unter denen ein alter Pascha in Uniform und mehrere andere Offiziere auffielen, sowie einige Kranke wurden in den Binnenraum geführt und kauerten dort zu den Seiten des Mihrab nieder.

Allmählich traten die Derwische ein; die meisten in langem, faltenreichem, schwarzem Kaftan mit weiten Ärmeln, gegürtet, auf dem Kopf einen weißen Fez mit schwarzer Turbanbinde, von der ein gefranstes Ende auf die rechte Schulter hinabhing; andere trugen aber auch die gewöhnliche, bunte Tracht. Es waren viele stattliche Gestalten unter ihnen und Leute in allen Lebensaltern; manche kräftig, fast brutal, manche blaß und schmächtig;

nervöse, fanatische Gesichter mit düsteren, verschleierten Augen neben leeren und stumpfen, denen man keine innere Bewegung zugetraut hätte. Zuletzt kam der Scheich der Derwische in den Saal: ein sehr ehrwürdiger Greis von hoher, hagerer Gestalt, mit regelmäßigen und feinen Gesichtszügen; er hatte hellgraue milde Augen, eine kühne Hakennase und um den schönen Mund einen langen, weißen Vollbart. Am kleinen Finger der wohlgepflegten rechten Hand trug er einen großen Türkisring; seine Bewegungen, besonders im leisen Vorwärts- und Rückwärtsschreiten bei verschiedenen Handlungen, waren ruhig und graziös.

Er kniete vor dem Mihrab nieder, hinter ihm die übrigen, und die Zeremonie begann mit Gebet und Weihrauchopfern. Ein langer Chorgesang, der von den Derwischen sitzend und unter rhythmisch wiederholten Verbeugungen ausgeführt wurde, folgte, und nach ihm fand eine Begrüßung des Scheichs statt. Er stand dabei vor dem Mihrab, und die Derwische zogen in langer Reihe an ihm vorüber; ein jeder von ihnen küßte ihm zweimal die Hand, die er bald mit der inneren, bald mit der äußeren Fläche darbot, und drückte sie an die eigene Stirn, während der Scheich, irgendwelche Segenssprüche murmelnd, den Turban des Betreffenden küßte.

Nach wiederholten Gebeten schritt man nun zum Hauptteil der Andacht. Der Scheich verließ den Mihrab, der schwarze Kaftan und der Turban wurden

ihm abgenommen, und er stand jetzt in einem kürzeren, braunen Kaftan und einem weißen Schweißkäppchen von Leinewand da. Die Derwische folgten seinem Beispiel und stellten sich in geschlossener Reihe an der dem Mihrab gegenüberliegenden Schmalseite des Saales auf; der Scheich aber setzte sich mit einer Anzahl anderer, darunter einem weißhaarigen Mohren und einem ganz grün gekleideten Abkömmling des Propheten, auf Lammfelle in die Mitte des Saales. Diese Sitzenden bildeten zwei Reihen, hinter denen sich auf der einen Seite eine Reihe kleiner, etwa zehnjähriger Knaben, auf der anderen eine Reihe von noch unverschleierten kleinen Mädchen aufstellte; diese Kinder sahen sehr niedlich und wohlgeputzt aus und verfolgten alle Vorgänge mit großem Vergnügen, wobei sie sie zum Teil auch nachahmten.

Unter den Sitzenden befand sich ein Solosänger, ein junger, hübscher Mann mit schwarzem Schnurrbart und weiß-rotem Turban; dieser erhob sich jetzt und begann ohne Musikbegleitung und sehr kunstvoll, mit gurgelnden Trillern und hurtigen Läufen, zu singen. Er trug Stellen aus der Geschichte des Propheten vor, zuerst einfach erzählend; dann ging er in den Ton der Klage über, wurde leidenschaftlicher und steigerte sich bis zu heftigem Aufschreien. Das geschah besonders, wenn er die Nachkommen Mohammeds, nämlich Fatime, Mustapha, Achmed und Hussein, erwähnte. Solche Stellen übten auf das Publikum die tiefste Wirkung aus. Der alte Pascha

weinte heftig in sein Taschentuch, die übrigen Offiziere und Notabeln seufzten und schluchzten; selbst einige derbe Soldaten verloren ihre Selbstbeherrschung und heulten, da sie keine Taschentücher hatten, in ihre Hände.

Auch die stehenden Derwische spürten den erregenden Gesang und begannen nunmehr, zunächst langsam, im Chor und mit stark betontem Takt das Glaubensbekenntnis zu rufen: lá iláh illalláh, Gott ist Gott, wobei sie sich nach vorn und, wieder aufgerichtet, nach links, und, abermals aufgerichtet, nach rechts verbeugten, sodaß auf jede der sechs heftig und laut hervorgestoßenen arabischen Silben eine Bewegung kam. Der Scheich, sitzend, markierte ihnen den Takt voll Maß und Ruhe. Sie aber verloren gar bald beides: von dem Sänger gepeinigt, der mit seltenen Pausen in seiner nicht unmelodischen Klage fortfuhr und immer wilder und leidenschaftlicher vortrug, beugten sie sich zusehends tiefer und gewaltsamer, und ihr Rufen wurde so heftig, daß aus einem unverständlichen Getöse nur noch die Silbe lláh, stark kehllautend angesetzt, hervorklang. Nach Verlauf von etwa zwanzig Minuten erreichte diese Übung einen Höhepunkt: die Derwische keuchten, ihre Arme schlotterten und flogen; beim stürmischen Aufrichten und Niederfahren fielen die Köpfe hinten- und vornüber, und der Schweiß lief reichlich über die von Erschöpfung ganz entstellten Gesichter. Einige der Erregten begannen wie vor unaussprechlicher

Qual in schneidenden Tönen zu schreien; ein kleiner, besonders schmächtiger Mann sprang in schmerzhafter Verzückung hoch in die Luft, schlug um sich und fiel jammernd zusammen. Aber mit Stampfen und Händeklatschen feuerten die zuschauenden Teilnehmer, von denen übrigens manche in die Reihe der Tobenden eintraten, die übrigen Derwische weiter an — es war eine unerhörte Mißhandlung des Glaubensbekenntnisses, und doch mußte sie durch die mit ihr verknüpfte Kasteiung und die übermenschliche Inbrunst dem islamitischen Allah wohlgefällig sein. Mir fielen dabei die Ekstasen christlicher Mönche und Nonnen ein, die schließlich auf nichts anderes hinauslaufen.

Ganz plötzlich brach das heilige Unwesen ab; die Derwische blieben ruhig stehen, murmelten Gebete und erholten sich merkwürdig rasch. Jetzt aber erhob sich auch der Scheich und ließ sich zum Mihrab führen, auf dessen Stufe er sich niederließ. Kraft einer ihm zu teil gewordenen Gabe schickte er sich zu Wunderthaten an. Zuerst bot man ihm Flaschen mit Wasser und einzelne Kleidungsstücke dar, beides offenbar für Kranke bestimmt: unter Segnungen blies er die Gegenstände an und verlieh ihnen dadurch heilende Wirkung. Darauf traten einzelne Leidende aus der Zuhörerschaft vor ihn hin; er legte die Hand auf ihre erkrankten Teile, segnete, blies, murmelte, alles mit kaum bewegtem Gesicht und mit vollkommener Würde, und die Gesegneten wandten sich

voll Dankbarkeit zurück; sie empfanden dieselbe Erleichterung wie christliche Wallfahrer, die das Gnadenbild von Kevelaer oder den Schrein des heiligen Rockes von Trier berührt haben. Nunmehr streckten sich die erwähnten Mädchen und Knaben, die diesen Augenblick mit freudiger Ungeduld erwartet hatten, platt auf den Boden aus, in zwei enggelegten Reihen, die Gesichter nach unten, und der Scheich, von zwei Gehilfen kräftig unterstützt, ging in weichen Lederschuhen, die Füße vorsichtig in die Kniekehlen und auf die Oberschenkel der Kinder setzend, die Reihen einmal hinauf und einmal zurück. Die Getretenen schienen nicht den geringsten Schmerz zu spüren, sondern blickten sehr lustig, und manche überhaupt nicht heilsbedürftig, von unten herauf. Zwei sichtlich kranke, halbwüchsige Burschen, die sich ebenfalls niederstreckten, und auf die der Scheich sich einen Augenblick lang stellte, erhoben sich tief ergriffen und heftig schluchzend. Sie glaubten, und also erlebten sie das ersehnte Wunder.

Inzwischen hatte der Sänger von neuem begonnen, und zugleich mit ihm die Derwische, die aber jetzt, statt sich zu verbeugen, mit den Füßen stampften und beim Rufen des Bekenntnisses den Oberkörper schüttelten. Diese Bewegung schien noch aufregender zu sein, als das Beugen es vorhin gewesen war, und sehr bald brachte sie die allerhöchste Ekstase hervor. Die Krampfanfälle und das Zusammenstürzen der Schwächeren wiederholten und

verstärkten sich; sobald aber ein Gefallener sich etwas ermannt hatte, kehrte er auf seinen Platz zurück. Man hörte schließlich nichts mehr als ein furchtbares Stöhnen und dazwischen verzweifelndes Schreien, bis die Derwische, wahrscheinlich auf ein gegebenes Zeichen, so plötzlich wie das erstemal abbrachen und zu einem stillen Schlußgebet vor den Mihrab kamen. Nur ein riesenhaft gebauter, noch junger Derwisch blieb unter Zuckungen liegen: man bedeckte ihn mit seinem Kaftan und überließ ihn sich selbst.

Mich dünkte, daß die Schwerfälligkeit der Orientalen dieser geistlichen Raserei als einer Art von Ergänzung bedarf, oder daß ihre sonst verborgene Wildheit sich auf diese Weise einen löblichen Ausweg schafft. Jedenfalls hielt ich überhaupt nicht für möglich, daß die islamitische Andacht noch ausschweifendere Formen annehmen könne, und doch mußte ich mich davon überzeugen, als ich dem blutigen Feste der Perser, der Aschura, beiwohnte. Sind auch die schiitischen Perser von den sunnitischen Türken, wie im Volkscharakter, so in einzelnen Punkten des Dogmas unterschieden, so bewegt sich ihr religiöses Leben doch in derselben Bahn und läßt sich also in gemeinsamer Betrachtung behandeln.

Aschura heißt der Bußtag der Schiiten, der am zehnten Tage des Monats Moharrem in Erinnerung an die Schlacht von Kerbela (680) gefeiert wird. In dieser Schlacht fiel Hussein, der Sohn Alis und der Fatime, die Mohammeds einzige Tochter war,

und der Sieg seines Gegners Jesid bedeutete die von da ab gesicherte Herrschaft der gewählten Sultane an Stelle der unmittelbaren Nachkommen des Propheten. Mit Hussein starb die Familie Mohammeds aus, aber er wurde von den Seinigen als Märtyrer verehrt und blieb neben seinem Vater Ali der größte Heilige seiner Parteigänger. Diese Partei (Schia) ging in die Nation der Perser auf und behielt in der nun folgenden ersten Entwicklung des Islam den Standpunkt bei, nur den Koran, nicht aber auch die Tradition (Sunna), die die Türken anerkannten, zur Grundlage ihrer Dogmen zu machen.

Die große persische Kolonie von Konstantinopel feiert ihr nationales Bußfest im Validé-Chân, einem der geräumigsten Kaufhöfe des Bazarviertels, und da der Raum trotzdem nicht ausreicht, zugleich in einem zweiten Chân.

Der Validé-Chân ist ein Komplex von zwei- bis dreistöckigen unregelmäßigen Holzbauten, Warenhäusern mit Bureaus und Läden, die sich alle unter Galerien gegen einen rechteckigen Hof öffnen. Dieser Hof ist ringsum mit einer Reihe von Bäumen bepflanzt, und in seiner Mitte stehen, von Bäumen im Viereck umgeben, einige einzelne Gebäude, sodaß ein breiter Alleegang die Galerien entlang um den Hof zieht. Das Treiben der Käufer und Verkäufer muß aber am Bußtag verstummen, und der ganze Raum wird für das Fest und die Prozession der sich Kasteienden und Büßenden in Anspruch ge-

nommen. Man sperrt den Alleegang durch gezogene Stricke gegen die Galerien ab und verwandelt den ganzen Hof in eine Art von Trauerkapelle. Die Balkone, die Wände, die Baumstämme, die Laternenpfosten erhalten einen düsteren Schmuck durch ausgespannte schwarze Fahnen und durch schwarze Tücher, auf denen weiße Schriftzüge zu sehen sind; in den Galerien hängen Dutzende von brennenden Kristallkronleuchtern, in den Zweigen der Bäume und reihenweis an herüber- und hinübergespannten Drähten zahllose Glaslaternen; auch Gaskörper, Windlichter und Öllampen sind an verschiedenen Punkten aufgestellt, und in den Ecken des Hofes flammen Kienspäne in eisernen Körben mit roter, qualmender Glut empor.

Es war schon Abend, als ich in den Chân eintrat. Die Illumination hatte begonnen, und ein sehr zahlreiches Publikum drängte sich gegen die Strickschranken. In einer vergitterten Loge unter einer der Galerien saß der persische Botschafter mit seiner Umgebung; in seiner Nähe hatte man den übrigen Botschaftern und den Konsuln mit ihren Damen bequeme Plätze angewiesen, und Diener mit Eis- und Rosenwasser machten hier im Namen des Schahs von Persien den Europäern gegenüber die Honneurs. Man unterhielt sich lebhaft und weltlich, fächelte sich in der schwülen Nachtluft und wartete neugierig der Dinge, die da kommen sollten. Sie kamen, und mancher Dame verging alsbald Fächeln und Lächeln.

Mit schmetternden Tönen erfüllten die Trompeten der vom andern Chân heranziehenden Prozession die Lüfte. Es war jene wilde, unrhythmische, ja wüste Musik des Orients, die den Ohren wehthut und doch, mit dumpfer Leidenschaft und Energie, den Hörer packt. Unter solchen Klängen schwankten zuerst einige sehr hohe Standarten in den Hof herein; sie trugen nicht Banner, sondern in Falten herabhängende schöne Shawls und an gebogenen, federnden Drähten kleine Spiegel und ganze Bündel von seidenen Tüchern. Den Standarten folgten zahlreiche schwarze, weiße und grüne Fahnen, mit dem persischen Löwen oder mit Inschriften; statt der Spitzen zeigten manche von ihnen eine blecherne Hand mit ausgebreiteten Fingern: das waren die Hände des treuen Märtyrers Abbas, die ihm von den Leuten Jesids abgehauen wurden, als er die verdurstende Familie Husseins mit Wasser versorgen wollte. Fahnen- und Standartenträger waren wie auch die Trompeter, Flötenbläser und Paukenschläger, die ihnen voranschritten, persische Männer mit schwarzen Lammfellmützen, sonst ziemlich europäisch gekleidet. In einem totenhemdartigen, gegürteten, unheimlichen Kostüm von schwarzem Kaliko bewegten sich dagegen die Derwische, die mit aufgelösten langen Haaren und finsterem Gesicht, kleine Streitäxte auf der Schulter, den Zug der Nachkommen Alis eröffneten.

Zwei herrlich aufgeputzte weiße Rosse, die Mähne

zierlich mit Tüchern durchflochten, auf der schimmernden Satteldecke Schwerter und Schilde tragend, schritten reiterlos daher: ihre Herren waren von ihnen hinab in den Tod gehauen worden. In den Tod, aber nicht zum Siege: das bedeutete ein schwarz verhängtes Pferd, das mit ihnen ging, von schwarzen Männern geleitet, ein schwarz gekleidetes Kind im Sattel. Hussein war gefallen, und Hassan, sein Bruder, war vor ihm gestorben; aber auch Husseins Kinder mußten zu Grunde gehen, die Hoffnung des Geschlechtes! Auf weißen Pferden, die mit weißen, rotgefleckten Tüchern bedeckt waren, stellten zwei Knaben sie dar, weiß gekleidet und reichlich mit Blut bemalt: aber zu dem scheinbaren Blute kam wirkliches geflossen, denn jeder von ihnen hielt ein kleines Schwert in der Hand, mit dem er sich von Zeit zu Zeit, bald flach, bald auch scharf, auf den geschorenen Kopf traf. Mit diesen Kindern war der Stamm Alis vertilgt; ihre Seelen schwebten auf zum Himmel, und deshalb wurden sie nunmehr unter dem Bilde weißer Tauben gezeigt, die, an dem Sattel eines letzten Pferdes mit Bändern befestigt, die Flügel erhoben und ängstlich herumflatterten.

Unter den zudringlichen Tönen der Trauermusik bewegte sich dieser wundersame Gespensterzug an uns vorüber; gleich aber schlossen sich ihm die Züge der Büßenden an. Zunächst drängte eine ungeordnete Menge gewöhnlich gekleideter Perser nach, die im Chor eine Legende sangen und dabei klagend

an die Brust schlugen. Von ihnen unterschied sich eine Gruppe solcher, denen das Schlagen der Brust die Hauptsache war: sie hatten ihre Kleider weit aufgerissen und hieben, in bestimmten Zwischenräumen stehen bleibend und mit aller Kraft ausholend, mit der rechten Faust oder offenen Hand auf ihre linke Brustseite. Sie schonten sich nicht und hätten ihren Feind nicht schlimmer zerbläuen können, wie hier sich selbst; ein schauriger, dumpfer Ton erscholl dabei taktmäßig vom Aufprallen der Fäuste auf den Brustkorb. Doch war ihre Peinigung nur ein Vorspiel der Schmerzen, die die ihnen folgenden Büßer sich anthaten. Etwa dreißig Männer und Jünglinge kamen rückwärts schreitend daher; sie waren in Hemden von schwarzem Kaliko gekleidet, aber so, daß der Rücken in seiner ganzen Breite offen lag. In weitgestellten Reihen bewegten sie sich langsam und mühselig; denn jeder hielt mit beiden Händen eine kurzstielige Geißel, die statt der Stricke mit Eisenketten versehen war, hob sie mit Anstrengung in die Höhe und ließ sich die scharfen Ketten bald von rechts, bald von links her mit aller Wucht auf den nackten Rücken niederprasseln. Sie verzogen dabei kein Gesicht, auch die zuschauenden Perser, an den Anblick von Foltern und Hinrichtungen gewöhnt, schienen sich von dieser schmerzhaften Geißelung eher erbaut als ergriffen zu fühlen.

Brennende Kienkörbe, Windlichter und Fackeln, die man in langem Zuge dahertrug, bereiteten jetzt auf Neues und Bedeutenderes vor. Schulknaben in

Chören sangen eine Totenklage, in der immer wieder der schreiend wiederholte Name: Hussein, Hussein, Hussein! ertönte; zwischen ihnen gingen schwarzgekleidete Kinder mit Schalen voll Wasser und riefen weinend mit lauter Stimme: damit wollten sie so gern die durstenden Söhne Husseins erquicken! Auch stockte mitunter ihr Zug und ein einzelner Knabe trat vor, um unter rührenden Geberden ein Gedicht zu deklamieren. Hierbei fing das Publikum an sich zu erweichen; ich sah rings um mich her manche weinende Augen, und ein europäisch, sehr geschmackvoll gekleideter junger Neger schluchzte heftig ins Taschentuch, wie bei den Rufai der alte Pascha.

Zur Rührung trat jedoch das Entsetzen, als endlich der letzte Teil des Zuges sichtbar wurde. Wohl an zweihundert Männer in langen, weißen, gegürteten Kitteln, mit ausrasierten großen Tonsuren auf den Köpfen, rückten in zwei Reihen heran. Sie schritten im Takt vorwärts, oder vielmehr seitwärts, da jeder mit seiner Linken in den Gürtel des Nachbars griff und immer das eine Bein vorschob, das andre nachzog, während der Oberkörper der Reihe gegenüber zugewendet war. In der freien Rechten aber hielten sie kurze, geschliffene Schwerter, und während sie dem Marschtakt entsprechend einstimmig Hussein, Hassán, Hussein, Hassán! schrieen, schwangen sie mit wilden Gesichtern die Schwerter durch die Luft und manchmal auch gegen sich selbst, indem sie sich, wie die Husseinknaben auf den Pferden, bald flach bald scharf auf die Schädel trafen. Je mehr

Blut unter den Hieben hervorstürzte und ihnen über Gesicht und Kittel strömte, desto heftiger entzündete sich die Sucht, gegen das eigene Fleisch zu wüten.

So verließen sie in wachsender Erregung den Hof des Chäns, um nach einer Pause mit der zurückkehrenden Prozession wieder einzutreten. Der halbvolle Mond war jetzt über den Dächern aufgegangen und beschien mit seinem reinen Licht die schauderhafteste Szene. Wie vorhin wallte der Zug der Standarten und Fahnen und der der Familie Hussseins an uns vorüber, aber eine hastige, fieberische Bewegung hatte alle Teilnehmer ergriffen. Sie schritten schneller einher; die Musik, die Gesänge klangen greller, erschütternder; die blutenden Knaben Hussseins, totenblaß, schwankten in ihren Sätteln und wurden von den schwarzen Derwischen gestützt. Die Büßenden aber waren in wirkliche Raserei geraten. Die Faustschläger ließen ihre Brust mit doppelter Wucht erdröhnen und achteten nicht, daß die Muskeln dort längst blutig unterlaufen und aufgeschwollen waren; die Geißler schwangen mit schrecklicher Entschlossenheit ihre Knuten, während ihr schwarz-blau gewordener Rücken zu bersten und zu triefen begann; die Schwertschläger aber vollends richteten sich jetzt ganz entsetzlich zu. In wahnsinniger Wut heulten sie, noch immer im Takt, ihr „Hassân, Hussein"; das Seitwärtsschreiten artete in ein wüstes Stampfen aus, und unter greulichem Geschrei hieben sie immer häufiger, immer heftiger auf ihre Tonsuren, sodaß die Kopfhaut bei den Eifrigsten ganz

zerfetzt war und Blutströme vergießend an vielen Stellen klaffte. Kein Wunder, daß manche ohnmächtig zusammenstürzten, obgleich Leute mit kräftigen Stäben zwischen den Reihen mitgingen, um die derbsten Schläge der Tobenden zu parieren. Aber je mehr Blut hier fließt, desto besser! Denn die von ihnen befleckten Leinwandhemden haben Heilkraft und werden auch als Totenkleider verwendet; und reiche Perser werben unerschrockene Arbeiter an, die ihnen durch das eigene Leiden, also in Stellvertretung, solche Bluttücher verschaffen.

Ein widriger Geruch von Blut und Schweiß schnürte mir allmählich die Kehle zu, und schwindelnd unter den gewaltsamen Eindrücken einer solchen Gottesverehrung bahnte ich mir, noch vor dem Schluß der Feier, einen Ausweg durch das aufgeregt gaffende Volk. So sehr mich die wilde Energie eines Menschen oder einer Nation von Rasse reizt und anzieht: in dieser Stunde enthüllte sich der bestrickend prächtige Orient doch als das, was er ist — als den vollkommenen, feindlichen Gegensatz zur abgeklärten, edlen Antike, zum Hellenentum in der Blütezeit seiner Tugenden.

Der Verfasser an den Herausgeber

Burg Wolfsberg, den 18. September 1897

Verehrtester,

Sie gehören zu den Wenigen, mit denen ich über meinen fast chinesischen Mauerring hinüber eine Art von Freundschaft unterhalte; wir schätzen uns, meine ich, gegenseitig, obgleich wir von einander so verschieden sind wie Martha von Maria, und haben wir uns auch nie gesehen, so wechseln wir doch gelegentlich Schriften und Briefe, zwischen deren Zeilen wir lesen.

Vor einigen Monaten regten Sie mich an, die Aufsätze zu veröffentlichen, die ich aus den Tagebüchern meiner griechischen Reise zunächst für mich selbst, also ziemlich harmlos, geschrieben habe. Hier schicke ich sie Ihnen! Lassen Sie davon drucken, was Ihnen beliebt, ich bin meinen einmal in Form gebrachten Gedanken eine Art von Raben-

vater. Aber ich vermute, Sie werden zögern und Bedenken erheben: was vor Ihnen liegt, ist kaum ein Buch zu nennen, es ist ein Häuflein zusammengeschnitzelter Späne.

Und doch, wenn ich offen sein soll, sähe ich diese Späne nicht ungern brennen, leuchten, wärmen. Sie kommen aus meinem Kernholz; ich schrieb aus vollem Herzen, und ich bin einsam. In Ermangelung einer lebenden Menschenseele neben mir liebkose ich manchmal meinen geheizten Kachelofen: da thäte es mir doch gut, wenn mein Buch irgendwo einen freundlichen Widerhall erweckte (was ich von meinen Studien über Botanik nicht erwarte). Also drucken Sie, bitte, auch wenn Sie dabei den Kopf schütteln!

Ich könnte vielleicht manche von den Einwänden, die sich erheben werden, entkräften oder ertragen. Nur einen Vorwurf freilich nicht, und der wäre der, daß die ganze Reise vor dem Leser zu Ende rinnt, ohne die innere Entwickelung des Reisenden im Sinne seiner am Anfang geäußerten Absichten sichtlich gefördert zu haben. Diesen Einwand kann ich nicht widerlegen, aber zugleich wird mir schwer, ihn gelten zu lassen, weil ich mir bewußt bin, doch manches Erkannte und Gewonnene, und im übrigen das Beste, Unaussprechliche, das ich davon trug, in mir auf die Dauer zu bergen.

Ihnen gegenüber darf ich aber auch dieses, mit einem Worte wenigstens, andeuten. Ist es

nicht, lieber Freund, dem Empfindsamen, Zwiespältigen tröstlich und stärkend, wenn er, nach jahrelangem Kampf um Klarheit und um unbefangenes Verständnis des Schönen, im Angesicht der Antike, des Prüfsteins der geistig Bildungsfähigen, nicht ganz mit Unrecht zu sich sagen kann:

„Und die Sonne Homers, siehe, sie leuchtet auch uns!"

Ich bleibe, mit bestem Gruß, Ihr stets ergebner

von Wolfsberg, Bibliothekar.

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Der Zug gen Süden	1
Nach Brindisi	11
Korfû	28
An der Felswand von Delphi	44
Vier Nachtquartiere	66
Das Brünnlein	97
Zwischen griechischen Inseln	115
Vom Volke der Hellenen	132
Mosaik	154
Die Ausgrabungen	200
Das veilchenbekränzte Athen	224
Die jonischen Tanten	239
Auf Samothrake	257
Die Türken	267
Altjonische Städte	288
Konstantinopel	303
Aschura	329
Der Verfasser an den Herausgeber	349

Druck von Carl Marquart in Leipzig